Des
Herrn Düport dü Tertre

Geschichte

der sowohl alten als neuern

Verschwörungen, Meutereyen

und

merkwürdigen Revolutionen.

Aus dem Französischen übersetzt.

Dritter Theil.

Breslau,
bey Wilhelm Gottlieb Korn und Gampert.
1765.

Inhalt.

Verschwörung des Grafen Julians wider den König von Spanien, Roderich S. 1

— — — Heinrichs von Trastamare, wider Dom Pedro, König in Castilien 31

— — — der Castilianer wider Heinrich IV 53

— — — in Portugal 85

— — — des Rienzi 123

— — — des Marquis de Bedemar wider die Republik Venedig 190

Verschwörung des Pazzi wider die Gebrüdere Medicis S. 226

— — — des Fiesque wider die Doria 253

— — — der Sicilianer wider die Franzosen, oder die sicilianische Vesper 275

Verschiedene Verschwörungen in Frankreich 295

Verschwörung des Grafen Julian wider den König von Spanien Roderich.

Nachdem die Römer länger als sechshundert Jahre Meister von Spanien gewesen waren, ward ihnen endlich dieses schöne Land durch die Gothen aus den Händen gerissen. Diese mußten wieder den fürchterlichsten Feinden des christlichen Namens, den Mauren, weichen, als welchen die Ausschweifungen eines wollüstigen Monarchen auf einige Zeit den Besitz von Spanien verschafften. Roderich, der Beherrscher dieser mächtigen Monarchie, ließ anfänglich tausend vortreffliche Eigenschaften von sich blicken, welche eine ruhmvolle Regierung verkündigten. Dieser Fürst war von einer schönen Leibesgestalt; er war sehr beherzt; er besaß eine edle Seele, und einen großen Verstand. Nichts glich seiner Tapferkeit, und er konnte die härtesten Strapazen im Kriege ohne die geringste Beschwer-

de ausstehen. Er liebte verdienstvolle Leute, und machte sich ein Vergnügen daraus, sie mit Wohlthaten zu überhäufen. Konnte man sich nicht schmeicheln, daß ein Fürst von solchem Character seine Unterthanen glücklich machen würde? Allein, dieser äußerliche Schein der Tugenden verwandelte sich in wirkliche Laster. Eben so, wie es mit dem Caligula ergieng, welcher im Anfange Roms Augenweide war, und darnach ein Abscheu wurde. Roderich, welcher über die geringsten Beleidigungen empfindlich war, opferte um eines bloßen Verdachtes willen Leute vom vornehmsten Range auf. Sein Hof war der Ort, wo Weichlichkeit und Sinnlichkeit ihren Sitz hatten. Die Wollüste der Tafel nahmen die meiste Zeit hinweg, welche auf die Angelegenheiten des Staats hätte sollen verwendet werden. Wenn man diesem unwürdigen Oberherrn gefallen wollte, mußte man seinem Beyspiele folgen, und denen wurden nur Belohnungen gereichet, welche sich in den Wollüsten und Lastern hervorthaten. Er trieb seine Leidenschaft gegen das Frauenzimmer aufs äußerste: denn alle diejenigen, so das Unglück hatten, ihm zu gefallen, wurden so gleich ein Opfer seiner viehischen Begierden. Eben diese Unmäßigkeit war es, welche die erschreckliche Revolution veranlaßte, davon ich jetzo die Geschichte beschreiben will.

In Spanien war es gebräuchlich, daß die Großen im Reiche ihre Kinder bey Hofe erziehen ließen. Die Söhne bewachten die Person des Königs, sie bedienten ihn in seinem Zimmer und

bey

bey der Tafel, sie begleiteten ihn auf die Jagd, und folgten ihm in den Krieg. Die Töchter wurden der Königinn zur Aufwartung gegeben, und ihrem Geschlechte und Stande gemäß erzogen. Es befand sich unter denenjenigen, welche bey Egilonen, der Gemahlinn des Roderichs waren, eine, die alle ihre Gesellinnen an Klugheit und Schönheit übertraf. Sie hieß Florinda a), und war die Tochter des Grafen Julian von Consuegra, und Gouverneurs der Küsten in Andalusien. Als diese junge und schöne Spanierinn sich eines Tages in einem von denen Gärten des Schlosses belustigte, geschah es, daß ihr der Heftel, damit ihr Kleid zusammen gehaket war, absprang, so, daß dadurch ihre Brust ganz entblößet wurde. Der König, welcher aus einem Fenster sah, ward Florinden in diesem Zustande gewahr, und wurde bey dem Anblicke eines so reizenden Gegenstandes heftig verliebt. Anfänglich seufzete er in Geheim, ohne sich zu unterstehen, seine heftige Liebe blicken zu lassen; endlich aber entschloß er sich, zur Befriedigung seiner Leidenschaft alles zu wagen. Eine der größten Hindernisse, so seinem Verlangen im Wege stand, war die Gegenwart des Grafen Julian. Dieser ward aber gar bald vom Hofe entfernt. Man schickte ihn als Gesandten an den Vicekönig in Africa, Muza-Aben-Zair. Kaum war der Graf abgereiset, so entdeckte der wollüstige Monarch seine Leidenschaft; Bitten, Thränen, Seufzer, Betheurungen, alles

a) Viele Geschichtschreiber legen der Tochter des Grafen Julian den Namen Cava bey.

wurde angewandt, Florinden zu verführen, und alles war vergeblich. Roderich, welcher über einen Widerstand, dessen die Beherrscher dieser Welt nicht gewohnt sind, aufgebracht ward, nahm seine Zuflucht zur Gewalt, und befriedigte seine Liebe mit einem Laster. Die Tochter des Julian säumete nicht, ihrem Vater von dem Unglücke, so ihr begegnet war, Nachricht zu geben. Was sie ihm davon schrieb, ist folgendes:

Die häufigen Thränen, davon dieser Brief fast verloschen ist, werden Ihnen genugsam zu erkennen geben, wie viel Gewalt ich mir angethan habe, Ihnen dieses zu schreiben. Ihre Tochter, der einzige Gegenstand ihrer Zärtlichkeit, ist vom Könige geschändet worden. Wenn Sie ihre Pflicht nicht ganz vergessen, worzu Sie ihre Geburt verbindet, so werden Sie sich wegen einer so schmerzlichen Beschimpfung zu rächen suchen. Warten Sie nicht, bis die Zeit das offenbaret, was gegenwärtig noch verborgen ist, und bis wir, mit Schanden bedeckt, vor den Augen der Welt da stehen, welches weit unerträglicher, als der Tod selbst ist. Erinnern Sie sich, daß Sie der Graf Julian sind, und daß ich Florinda, Ihre einzige Tochter, bin.

Nachdem der Graf diesen Brief gelesen hatte, schmiedete er die schrecklichsten Anschläge zur Rache; er verbarg aber seine Gesinnungen. Er beendigte aufs schleunigste die Angelegenheiten, darum er nach Africa war geschickt worden, und kam an den spanischen Hof wieder zurück, wo man über

seine

seine Unterhandlungen sehr zufrieden zu seyn schien. Roderich machte sich ein Vergnügen daraus, den Vater seiner Gebietherinn mit Gnadenbezeigungen zu überschütten, dergestalt, daß Julian so mächtig wurde, daß die wichtigsten Angelegenheiten des Staats durch seine Hände giengen. Man war ihm demnach unwissend zu denen Mitteln behülflich, die Anschläge, die er wider seinen König und sein Vaterland gefaßt hatte, auszuführen. Er unterhielt einen geheimen Briefwechsel mit denen Söhnen des Witiga, welcher den Thron wieder zu besteigen suchte, den Roderich unrechtmäßiger Weise besessen hatte b). Er machte auch in Spanien Anzeddelungen, und brachte eine große Anzahl Misvergnügte auf seine Seite. Nachdem er solche Anstalten vorgekehret hatte, dadurch seine Verschwörung einen glücklichen Ausgang gewinnen konnte, so war er auf nichts mehr bedacht, als wie er seine Tochter aus ihres Räubers Armen reißen möchte. Zu dem Ende gab er vor, daß die Gräfinn, seine Gemahlinn, welche er zu Malega zurück gelassen hatte, tödtlich krank wäre, und daß dieselbe ein sehnliches Verlangen trüge, vor ihrem Ende ihre Tochter zu sehen. Roderich, so verliebt er auch war, gab dennoch seine Einwilligung, sich auf eine Zeitlang von dem Gegenstande seiner Liebe zu trennen. So bald also Florinda die Erlaubniß zur Abreise erhalten hatte, begab sie sich

b) Witiga besaß vor Roderichen den spanischen Thron; derselbe hatte ihm die Krone entrissen, und die Söhne seines Vorgängers genöthiget, sich in Africa nach einer Freystadt umzusehen.

nach Malaga, und einige Zeit darauf ward auch ihr Vater unsichtbar. Aus dieser geheimnißvollen Abreise muthmaßete der König, daß der Graf von allem, was vorgegangen war, Nachricht habe, und daß er gefährliche Anschläge im Sinne führe. Roderich ließ nachforschen, und erfuhr, daß sich Julian mit seiner Gemahlinn und Tochter eingeschiffet habe, und geradesweges nach Africa zugesegelt wäre. Diese Nachricht erweckte bey dem Könige den heftigsten Schmerz. Er sah sich von einer Person, die er über alle Maaßen liebte, auf ewig entfernt, und hatte die größte Ursache, zu fürchten, daß man die äußerste Rache ausüben würde, davon er das Opfer seyn könnte.

Julian war nicht so bald in Africa angekommen, als er sich gleich zum Muza-Aben-Zair verfügte. Er meldete ihm sein Unglück, und machte ihm seine Entwürfe wissend. „Wenn Sie, „sagte er zu ihm, mich an denjenigen, welcher meine Tochter entehrt hat, wollen rächen helfen, so „mache ich mich hiermit anheischig, die Mauren „bis ins Herz von Spanien zu führen, und dieses „Reich für Ulit, Ihren Herrn, zu erobern.„ Der Vicekönig hörete diesen Vorschlag mit Vergnügen an; da er aber ohne ausdrücklichen Befehl des Califs nichts vornehmen durfte, so bath er sich Zeit aus, daß er es ihm melden könnte. Der Graf aber, welcher zu ungeduldig war, um lange zu warten, eilete selbst nach Damascus, begab sich zum Ulit, und nachdem er ihm den Bewegungsgrund zu seiner Reise vorgetragen hatte, bath er, daß er ihn in seinem Vorhaben unterstützen möchte. Er

zeigte

zeigte ihm, daß die Ausführung seiner Unterneh- mung nicht schwer sey. „Ich habe, sagte er zum „Califen, einen starken Anhang in Spanien; „Roderich wird seiner Ausschweifungen, seiner „Ungerechtigkeiten, seiner Gewaltthaten und Grau- „samkeiten wegen von allen Großen des Reichs „verabscheuet. Das gemeine Volk wünschet ei- „nen allgemeinen Aufstand, um Gelegenheit zu „haben, den Haß ausbrechen zu lassen, den es ge- „gen den Tyrannen heget, der dasselbe unterdrük- „ket. Sie dürfen nur wollen, so sind Sie Herr „von Spanien. Die Gothen, diese ehemals so „tapfern Völker, heut zu Tage aber in ein weich- „liches und lüderliches Leben versenket, sind feig, „weibisch, und zum Kriege ganz und gar untüch- „tig geworden. Die meisten haltbaren Plätze „sind von Rüstungen und Garnisonen leer. Sie „kennen, gnädiger Herr, das Land, dessen Erobe- „rung ich Ihnen vorschlage; ich verspreche es in „kurzer Zeit Ihrer Gewalt zu unterwerfen. Auf- „ser dem Beystande, den ich von Ihnen hoffe, „werden sich auch die Söhne des Witiza mit „mir vereinigen, und mir einen Usurpateur vom „Throne stoßen helfen.„

Diese Rede mußte nothwendig dem Califen gefallen, als welcher ungemein herrschsüchtig war. Er überhäufte den Julian mit Gunstbezeugun- gen, und schickte ihn an den Vicekönig zurück, wel- cher zugleich Befehl erhielt, dem Grafen ein klei- nes Corps Truppen zu geben, und ihm hernach die ganze Macht in Africa anzuvertrauen, wenn man versichert wäre, daß er aufrichtig handelte. Muza-

Aben-Zair gab demnach dem Julian sogleich fünf bis sechshundert Mann, unter Anführung eines africanischen Officiers. Die Mauren thaten eine Landung auf den andalusischen Küsten, und machten sich von der Stadt c) Algezira Meister. So bald dieser Platz erobert war, ließ der Graf seine Anverwandten und Freunde ersuchen, sich in denselben zu begeben; und bey ihrer Ankunft stellte er ihnen auf eine rührende Art die großen Dienste vor, die er dem Roderich geleistet, die Undankbarkeit dieses Prinzen gegen ihn, die seiner Familie angehängte Schande, seine Usurpation, seine Ungerechtigkeiten, seine Tyranney, den kläglichen Zustand des Reichs, und die Beschimpfung der ganzen Nation. Er theilte ihnen hierauf den gefaßten Vorsatz, einen barbarischen König vom Throne zu stürzen, mit. Er bath um ihren Beystand zu einem Vorhaben, welches sie von einem Tyrannen befreyen, und Spanien seinen ersten Glanz wieder geben sollte.

Alle Anwesende nahmen sogleich an der Verschwörung Antheil. Sie ergriffen die Waffen, giengen mit dem Grafen zu Schiffe, begleiteten ihn nach Cadix, bemächtigten sich dieses Platzes, ließen

c) Diese Stadt hieß vor Alters Calpe. Die Mauren gaben ihr den Namen Geicira-Haladra, welches in der arabischen Sprache eine grüne Insel bedeutet, weil in einer gewissen Entfernung diese Stadt ganz grün aussieht. Von dieser Zeit an haben die Spanier diesen Namen in Algezira verändert.

ließen die Einwohner über die Klinge springen, und gaben die Stadt der Plünderung Preiß. Hierauf verwüsteten sie alle Küsten von Nieder-Andalusien, drungen in Lusitanien ein, und verheerten alles mit Feuer und Schwerdt. Der Graf, mit Beute aus seinem Vaterlande beladen, ließ den africanischen Commendanten in Spanien, und gieng wieder zu Schiffe, um dem Viceκönige von seinen Verrichtungen Nachricht zu bringen. Muza, der über dieses erste Glück sehr erfreut war, bewilligte sogleich dem Julian eine Hülfe von zwölf tausend Mann; da man aber stets Ursache hat, gegen einen Verräther mistrauisch zu seyn, so wollte man dem Grafen das Commando über die africanischen Truppen nicht überlassen. Der Vicekönig trug die Anführung derselben dem Taric-Abencier auf, dessen Erfahrung eben so groß war, als seine unerschrockene Herzhaftigkeit. Dieser Officier gieng zugleich mit dem Grafen ab, und kaum war er in Spanien angekommen, als er sich Meister von der Stadt Tarifa, im jenseitigen Theile von Bätica, machte. Alle Anhänger des Rebellen versammelten sich hier zu ihm, so daß Andalusien sich von Mauren und aufrührischen Spaniern ganz überschwemmt sahe, welche alles verwüsteten und niedermachten.

Roderich dachte nunmehr im Ernste darauf, wie er das Ungewitter zertheilen wollte, welches sich über seinem Haupte zusammen zog. Er gab seinem Vetter, Ignigo, Befehl, sogleich den Feinden entgegen zu marschiren. Dieser spanische General verstund das Kriegshandwerk vollkom-

men; da er aber zu sehr von sich eingenommen war, sahe er die Mauren mit Verachtung an, und glaubte, daß er, um sie zu schlagen, sie nur angreifen dürfte. In diesem stolzen Vertrauen suchte er mit ihnen ins Handgemenge zu kommen, und lieferte ihnen ein Treffen. Seine Armee ward sogleich zum Weichen gebracht, und der größte Theil seiner besten Soldaten ward niedergehauen. Er brachte sie zwar wieder zusammen, nnd führte sie nochmals an, ward aber wiederum geschlagen. Entschlossen, entweder zu siegen oder zu sterben, griff er zum drittenmal an, und verlohr das Leben, nachdem er zuvor seine ganze Armee in Unordnung gebracht gesehen hatte.

Furcht und Schrecken bemeisterten sich aller Gemüther, da die Nachricht von dem dreyfachen Siege der Africaner sich ausbreitete. Man hörte überall nur Schreyen, Murren und Seufzen, und der bestürzte Hause des gemeinen Volks wollte für Angst lieber in die Erde sinken. Man schrieb alles Unglück dem unordentlichen Leben des Königs zu, und verwünschte tausendmal den Grafen Julian, der, um seine Rache zu vergnügen, sich wenig Bedenken machte, sein Vaterland aufzuopfern. Roderich ließ sich durch alle diese Unglücksfälle nicht niederschlagen, sondern erhob sich vielmehr über sich selbst bey einer so schrecklichen Gestalt der Sachen. Er besiegte, als ein großer Mann, die heftige Neigung, die ihn bisher nur denen Ergötzlichkeiten nachgezogen hatte, und entledigte sich auf die rühmlichste Weise aller Pflichten eines Königs. Man sahe ihn an der Spitze einer Armee von

hundert

hundert und zwanzig tausend Mann dem Feinde trotzig entgegen gehen. Er würde die Mauren bald wieder nach Africa zurück gejagt haben, wenn seine Klugheit seinem Muthe gleich gewesen wäre. Er ließ sich gleich anfänglich von den beyden Söhnen des Witiza betrügen, welche, um sich an dem Könige recht empfindlich zu rächen, das Lager der Africaner verließen, und sich stellten, als ob sie ihre Empfindlichkeit der Liebe zum Vaterlande aufopfern, und sich mit den Spaniern wieder vereinigen wollten. Roderich, der sich durch diesen betrüglichen Schein blenden ließ, lobte die großmüthige Gesinnung der beyden Prinzen, und versprach ihnen, erkenntlich dafür zu seyn. Dieses allzugroße Vertrauen aber kam ihm theuer zu stehen. Er begieng auch noch einen andern Fehler, indem er eine Schlacht liefern wollte. Wenn er lieber die Sache zu verzögern gesucht hätte, so würde er gewiß dadurch die feindliche Armee nach und nach aufgerieben haben, als welche sich nicht lange würde gehalten haben, ohne Mangel an Lebensmitteln zu empfinden. Aber seine überlegene Macht, und der Muth, den seine Soldaten bezeigten, schienen ihm einen gewissen Sieg zu versprechen.

Die beyden Armeen standen einander im Gesichte. Roderich gab das Signal, und griff die Mauren an. Diese hielten den ersten Sturm der Spanier standhaft aus. Das Gefechte war blutig, aber der Sieg erklärte sich noch für keine von den beyden Partheyen. Es gieng eine ganze Woche hindurch kein Tag vorbey, wo man nicht mit einan-

einander d) handgemein ward, und Vortheil und Verlust auf beyden Seiten gleich waren. Das achte Treffen endlich entschied das Schicksal Roderichs.

Die Söhne des **Witiza**, welche die spanische Armee merklich geschwächt sahen, begaben sich nun wieder zu den Mauern, und nahmen ihren Onkel **Oppas**, Erzbischofen zu Sevilla, und verschiedene Officiere mit sich, welche der ungetreue Prälat auf die Seite seiner Nefen gezogen hatte. Diese Ueberläufer fielen über die Spanier mit solcher Wuth her, daß sie dieselben zum Weichen brachten. Der König, der die Unordnung seiner Truppen sahe, stieg von seinem Wagen, setzte sich in seiner königlichen Kleidung, und mit der Krone auf dem Haupte, auf ein Pferd, ritt durch alle Glieder der Armee, und suchte seinen Soldaten den Muth einzuflößen, von welchem er beseelt ward. Es wird wieder zum Degen gegriffen, und die Spanier, ob sie gleich durch eine lange Unthätigkeit ganz weich gemacht waren, thaten sie dennoch Wunder der Tapferkeit, wodurch der Sieg auch eine Zeitlang zweifelhaft gemacht ward. Endlich aber wurden sie überwunden, und ein schreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet. **Roderich** ward auf der Flucht, die in großer Unordnung geschahe, bis nach e) Ezija fortgerissen, allwo seine Truppen sich wieder setzten, sich mit neuen, aus Castillien angekommenen, verstärkten, die Feinde aufs

d) Alle diese Scharmützel fielen bey Xeres an dem Ufer des Flusses Guadalette vor.

e) Ehemals Astigia.

aufs neue angriffen, und sie so in die Enge trieben, daß sie dieselben gewiß überwunden haben würden, wenn der Graf Julian nicht den Mauren eiligst zu Hülfe gekommen wäre. Diese siegten demnach abermals. Man hat nie erfahren, ob Roderich bey diesem letzten Vorfalle gegenwärtig gewesen, oder wo er von der Zeit an hingekommen. Es hat sehr den Schein, daß er in diesem Treffen das Leben verlohren habe, und dieses waren die traurigen Folgen seiner strafbaren Leidenschaft.

Sobald die Spanier die Schlacht verlohren hatten, gieng die vornehmste Sorge des Taric darauf, daß er sich mit ihrer Beute bereicherte; hernach eilte er nach Ezija, und eroberte es mit Sturm. Er theilte sodann, auf Anrathen des Grafen Julian, seine Armee in vier Haufen, um sich von den wichtigsten Plätzen Meister zu machen, ehe die Spanier ihre flüchtigen Truppen zusammen bringen und frische an sich ziehen könnten. Die Söhne des Witiza marschirten auf Malaga los, welches sich ohne Widerstand ergab. Alle andern benachbarten Städte geriethen ebenfalls in die Hände der Ungläubigen. Cordua erfuhr ein gleiches Schicksal, obgleich seine Lage sehr vortheilhaft, und seine Mauern sehr dick waren. In der That würden sich die Mauren dieses Platzes nicht so leicht bemächtigt haben, wenn nicht die Einwohner selbst dem Feinde ein Thor aufgemacht hätten. Doch fanden sich unter denselben noch einige, die den Tod der Sclaverey vorzogen, und sich in einer Kirche verschanzten, aus

welcher

welcher sie sich drey Monate lang mit einer heldenmüthigen Tapferkeit wehreten. Nachdem aber ihr Anführer den Feinden in die Hände gerieth, so eroberte man auch diese ihre Festung, und sie wurden fast alle niedergemacht.

Die Eroberung von Cordua setzte die Africaner in den Besitz des ganzen Ober-Andalusiens, wo die Ungläubigen eine unermeßliche Beute machten. Sie waren aber mit Plündern noch nicht zufrieden, sondern vergossen auch Blut. Die Wuth dieser Barbaren gieng so weit, daß sie weder Alter, noch Geschlecht, noch Stand verschonten, sondern ohne Erbarmen, Junge, Alte, Kinder, Mägdchen, Weiber, Vornehme, Geringe, Priester und Mönche niedermachten. Furcht und Schrecken, Feuer und Schwerdt, Irreligion und Gottlosigkeit, Rauben und Plündern, Grausamkeit und Tyranney, kurz, alles der Menschheit Schreckliche ward angewandt, um ein beängstigtes und erschrockenes Volk, ein Volk ohne König, ohne Anführer, ohne Armee, zu unterwerfen. Wehe denen, die es wagten, sich zu widersetzen! Tod und Verwüstung ihrer Städte waren unvermeidlich.

Taric, der von diesem Glück aufgeblasen ward, wendete seine siegreichen Waffen gegen das Königreich Murcia, und belagerte die Hauptstadt desselben. Dieser Platz that einen tapfern Widerstand, und erhielt eine rühmliche Capitulation. Da nun die ganze andalusische Küste, von Cadix an, bis an das Königreich Valencia, unterworfen war, so drang der africanische General tiefer in

Spa-

Spanien ein, und nachdem er sich von der Gegend, die man la Manche nennt, Meister gemacht, belagerte er Toledo, welches sich nicht lange hielt. Taric gieng immer weiter, und hatte in kurzer Zeit den ganzen Rest von f) Carpetanien erobert. Nachdem er nun seiner Armee einige Rasttage gegeben, gieng er weiter auf Alt-Castilien los, verwüstete das ganze Land, und steckte die mahomedanische Fahne in der Stadt Maya auf, die am Fuße der Gebürge bey Burgos liegt. Während daß er Spanien als Sieger durchzog, verheerten seine Truppen, die er in Lusitanien gelassen hatte, diese Provinz, verwüsteten die Städte, und ließen alle Einwohner über die Klinge springen.

Da der africanische General sich glücklicher sahe, als er gehofft hatte, glaubte er, daß er dem Vicekönige davon Nachricht geben, und ihn bereden müsse, selbst nach Spanien zu kommen. Er stellte ihm, zu dem Ende, den Reichthum des Landes vor, und wie leicht es seyn würde, dasselbe ganz zu erobern. Er beschrieb ihm die Spanier als feige und weibische Leute, die geschickter wären, Ketten zu tragen, als die Waffen zu führen. Endlich setzte er ihm seinen Kopf zu Pfande, daß, wenn der Vicekönig auch nicht selbst nach Spanien herüber kommen, und der Herrschaft der Gothen den letzten Stoß versetzen wollte, er doch das ganze Reich der Herrschaft des Califen unterwerfen wolle, wenn man ihm nur noch einige Verstärkung zuschickte, weil

f) Ist der Theil von Spanien, den man nach der Zeit das Königreich Toledo genannt hat.

weil er sich genöthigt gesehen, einen guten Theil seiner Armee zur Besetzung der eroberten Plätze anzuwenden.

Muza-Aben-Zair besann sich nicht einen Augenblick. Er gieng mit achtzehn tausend Mann nach Spanien über. Zu Gibraltar ließ er die vornehmsten Officiere zusammen kommen, um sich mit ihnen wegen der Mittel zu berathschlagen, wie er sich die Spanier ganz unterwerfen könnte. Es ward beschlossen, die festesten Plätze überall wegzunehmen, ehe man sich tiefer ins Land wagte, und man machte mit der Belagerung von Medina Sidonia den Anfang. Die Einwohner zeigten anfänglich viel Herzhaftigkeit, aber endlich mußten sie sich doch ergeben. Carmona und Sevilla hielten sich gleichfalls nicht lange gegen die Africaner. Mit Merida, der Hauptstadt in Lusitanien aber, gieng es nicht so leicht. Kaum sahen die Einwohner den Feind sich ihren Mauern nähern, als sie ihm trotzig entgegen giengen, um ein Treffen mit ihm zu wagen. Ihre Hitze aber riß sie zu weit dahin, so daß sie geschlagen wurden, und sich über Hals und Kopf zurück ziehen mußten. Dieser unglückliche Zufall und einige andere ähnliche Begebenheiten machten die Belagerten so schüchtern, daß sie beschlossen, sich bloß von ihren Wällen zu vertheidigen, und keine Ausfälle mehr zu thun, womit sie auch eine Zeitlang glücklich waren. Alle Stürme der Africaner wurden beherzt zurückgetrieben, so daß die Belagerer viel Volks dabey verlohren, und ihre Armee merklich schwächer ward. Die Einwohner von Merida dachten an

keine Uebergabe, als bis die Lebensmittel ihnen zu fehlen anfiengen. Sie erhielten eine ziemlich vortheilhafte Capitulation. Auf diese Weise kam iezt eine Stadt in die Hände der Mauren, die so oft der römischen Macht, selbst zu der Zeit, da dieselbe im größten Flore war, Troz gebothen hatte. Die Christen, die sich den Ungläubigen nicht unterwerfen wollten, flüchteten auf die Gebürge in Asturien, Burgos und Biscaya, und zogen lieber das schrecklichste Elend der Schande, unter so unwürdigen Beherrschern im Ueberflusse zu leben, vor.

Abdalaziz, der Sohn des Vicekönigs, bat seinen Vater um Erlaubniß, daß er das Königreich Valencia erobern dürfte. Die Erlaubniß ward ihm gegeben, und er gieng unverzüglich ab. Er ward aber unterwegens vom Theodomir aufgehalten, welcher schon oft Beweise von seiner Liebe zum Vaterlande gegeben hatte. Dieser großmüthige Spanier widersezte sich den Africanern mit einer unglaublichen Tapferkeit; da er sich aber von der Menge übermannt sahe, und befürchtete, daß Taric sich mit dem Sohne des Muza-Aben-Zair vereinigen möchte, hielt er es nicht für gut, so viel tapfere Männer, die unter seinem Befehle fochten, unnüzer Weise ums Leben zu bringen, sondern überließ auf sehr rühmliche Bedingungen den Mauren endlich ein Land, das er mit so viel Muth vertheidigt hatte.

Da nun der Sohn des Vicekönigs weiter keine Hindernisse fand, so hatte er sich das Königreich Valencia bald unterwürfig gemacht. Während daß Abdalaziz sich auf dieser Seite hervor

that, gieng Muza-Aben-Zair mit dem Taric von Toledo ab, um Celtiberien mit Kriege zu überziehen. Nachdem sie sich verschiedener Plätze bemächtigt hatten, wandten sie ihre Waffen gegen Catalonien, und machten sich von Lerida und Tortosa Meister. Tarragona, eine der ältesten Städte in ganz Spanien, das auf seine Bevestigung und auf die Tapferkeit seiner Einwohner sehr viel rechnete, faßte den Entschluß, es aufs äußerste kommen zu lassen. Die Mauren wurden auch anfänglich so tapfer zurück geschlagen, daß Muza, der die Belagerung nicht gern umsonst wieder aufheben wollte, seine Kräfte verdoppelte, und so schreckliche Anfälle that, daß die Belagerten, aus Mangel an Verstärkung und Lebensmitteln, gezwungen wurden, sich zu ergeben, und ihre Stadt ward in kurzer Zeit unter den Ruinen begraben g).

Nach der Einäscherung von Tarragona hatte der Vicekönig nicht viel Mühe, ganz Catalonien unter das Joch zu bringen. Er verwüstete alle Städte dieses Landes, Barcelona ausgenommen, weil er sich den Hafen dieser Stadt sehr zu Nutze machen konnte. So bald nun die haltbaren Plätze am Meere und auf dem platten Lande erobert waren, gieng er auf die Gebürge los, und machte sich von allem Meister, was an den Pyrenäen lag, von Salsa an bis auf das Thal Arana. Ueberall übte

g) Bernard, Erzbischof von Toledo, ließ Tarragona im J. 1190 auf Befehl des Papsts Urban III wieder aufbauen.

übte er die schrecklichsten Grausamkeiten aus. Als er hernach sich nach Altcastilien wandte, nahm er daselbst fast alle Plätze ein, und brachte die Einwohner um, oder machte sie zu Sclaven.

Abdalaziz, der eben so unmenschlich war als sein Vater, hatte Befehl nach Lusitanien zu gehen. Braga, Porto und verschiedene andere Städte erfuhren die Wirkungen seiner Grausamkeit. Er behielt das Regiment über ganz Spanien, als Muza, auf Befehl des Califen, welcher ihn wegen seines Verhaltens zur Rechenschaft foderte, zurück reiste. So groß auch die Dienste waren, die der Vicekönig seinem Herrn erwiesen hatte, so fiel er doch in Ungnade. Taric, der zugleich mit ihm wieder nach Africa gegangen war, blieb zu Damascus, und man weiß nicht, ob der Calife mit seinem Verhalten zufriedner gewesen. Indeß genoß dieser Calife das Vergnügen, Besitzer von einem der schönsten Reiche in Europa zu seyn, nicht lange. Er starb, und sein Bruder Soliman war sein Nachfolger. Dieser neue Monarch ließ das Gouvernement in Spanien dem Sohne des Muza-Aben-Zair, welcher sich auch anfänglich als einen würdigen Besitzer desselben zeigte. Nachdem er in dem ganzen Lande, das die Mauren erobert hatten, eine Reise herum gethan, machte er allerhand weise Verordnungen, um die Völker in der Unterwürfigkeit zu erhalten. Er schrieb hernach an alle seine Freunde in Africa, daß er sie glücklich machen wollte, wenn es ihnen gefiele, sich in Spanien niederzulassen. Es verließen demnach eine ungeheuere Menge dieser Barbaren, durch

die Reichthümer des Landes und die Schönheit des Clima angereitzt, ihren brennenden Sand, und kamen mit ihren Weibern und Kindern über das Meer, um sich in den Besitz der Güter zu setzen, die man den unglücklichen Spaniern abgenommen hatte. Das ganze Reich war in kurzer Zeit mit Mauren und Arabern überschwemmt, die durch ihre Grausamkeit die alten Einwohner aus ihren Sitzen vertrieben, und sie zwangen, sich in die mitternächtigen Gegenden von Spanien zu wenden, welche die Ungläubigen nicht erobert hatten. So wie nun Städte und Felder von den Spaniern geräumt wurden, so wurden sie wieder mit Africanern besetzt.

Da Abdalaziz ein großer Liebhaber der Frauenzimmer war, so brachte man verschiedene schöne Sclavinnen zu ihm, unter welchen sich auch **Egilone**, die Wittwe des Königs **Roderich**, befand. Diese Prinzessinn war jung, schön, und ihrer Gefangenschaft ohngeachtet erhob doch ein gewisses edeles und majestätisches Ansehen den Glanz ihrer Reitze dergestalt, daß Abdalaziz sie kaum gesehen hatte, als er schon heftig in sie verliebt war. Er both ihr seine Hand an, und die Königinn nahm sie an. Nachdem nun **Egilone** die Gemahlinn dieses Arabers geworden war, behauptete sie eine so große Herrschaft über ihn, daß er ohne ihren Rath und Einwilligung nicht das geringste vornahm. Sie vergaß aber bey aller Zärtlichkeit ihres neuen Gemahls nicht, daß sie Königinn gewesen war, und sahe sich nie ohne den äußersten Verdruß bis auf den Stand einer Sclavinn

vinn herab gesetzt. Da sie nun in dem Herzen ihres Gemahls einen Stolz entdeckt hatte, der dem ihrigen gleich kam, so kostete es ihr nicht viel Mühe ihn zu bereden, daß er sich der Unterwürfigkeit des Califen entziehen und selbst die Oberherrschaft an sich bringen sollte. Sie krönte ihn sogar mit eigenen Händen, und zeigte ihm in einem Spiegel, daß ihm eine Krone weit besser stehe als ein Turban. Zween africanische Herren, die dieses Spiel zwischen dem Gouverneur und seiner Gemahlinn gesehen hatten, entrüsteten sich so darüber, daß sie von dem Augenblicke an den Vorsatz faßten, einem Verräther, der sich wider seinen Herrn auflehnen wollte, das Leben zu nehmen. Sie erwarteten zur Ausführung ihres Vorhabens nur eine bequeme Gelegenheit, und sie durften nicht lange warten. Als eines Tages Abdalaziz sein Gebeth in einer Moschee verrichtete, umringten ihn die Verschwornen, und da er sich nichts Böses versahe, erstachen sie ihn auf der Stelle, und schrien aus allen Kräften: **Er ist ein Verräther, ein Bösewicht, der sich zum gebiethenden Herrn machen, und die Religion des Mahomed über den Haufen werfen will!** Alle Anwesenden lobten den Eifer der Verschwornen, und kein einziger dachte daran, den Tod des Abdalaziz zu rächen.

Als Soliman die Nachricht von diesem Vorfalle erhielt, ernannte er einen vornehmen Araber, mit Namen Alahor, zum Gouverneur in Spanien. Dieser Mann besaß große Verdienste, und stand bey den Truppen in ungemeiner

Achtung. Er zog sich durch einige großmüthige und gerechte Handlungen, gleich bey dem Antritt seiner Würde, sogar die Hochachtung der Spanier zu. Nachdem er in allen Staaten, welche die Mauren in Spanien besaßen, eine gute Regierungsform eingeführt hatte, beschloß er, den Gothen auch das, was sie von Gallien besaßen, abzunehmen. Als er eben mit den Zurüstungen dazu beschäfftigt war, erfuhr er den Tod des Soliman. Er glaubte nun ganz gewiß, daß er wieder nach Africa würde zurück gerufen werden, weil ihm Omar, welcher den Thron bestiegen hatte, nicht günstig war.

Der neue Calife aber opferte als ein weiser und staatskluger Prinz dießmal seinen Haß dem Besten des Staats auf. Er bestätigte den Alahor in seiner Würde, und trug ihm den Krieg in Gallien ausdrücklich auf. Der africanische Feldherr ließ sich durch keine Schwierigkeiten von dieser Unternehmung abschrecken. Er wußte, daß die Spanier weder Waffen noch Kriegsvorrath hatten; daß es ihren Truppen an Zucht und Ordnung fehlte; daß diese ehemals tapfern Völker nichts mehr von ihrer Tapferkeit besäßen, und daß er sie nur angreifen dürfte, um sie zu überwinden. Als er demnach mit den Zurüstungen fertig war, setzte er sich in Marsch. Sobald er auf den catalonischen Grenzen angekommen war, versammelten sich die auf den Bergen und in den Thälern zerstreuten Spanier, um ihm den Weg ins Land streitig zu machen; aber ihre Mühe war vergebens. Nichts konnte ihn aufhalten: Narbona, Agde, Beziers,

Beziers, Carcassonne öffneten ihm die Thore; mit einem Worte, das ganze Reich der Gothen sank unter das Joch der Barbaren, die Kette von Braga ausgenommen, die sich von Arragonien bis an die Gränze von Gallicien erstreckt.

Auf diese Weise ward Spanien, welches so lange Zeit sich der ganzen Macht der Carthaginenser und Römer widersetzt hatte, der Raub einer Nation, die bisher ein Gegenstand seiner Verachtung gewesen war. Was war die Ursache einer so erstaunenswürdigen Revolution? Ein wider den Räuber seiner Tochter in Wuth gebrachter Vater will den ihm wiederfahrnen Schimpf rächen. Er erstickt in seinem Herzen die Liebe zum Vaterlande, bewaffnet wider dasselbe ein barbarisches Volk, erregt Aufruhr unter seinen Landsleuten, greift freventlich seinen König an, und raubt ihm das Leben, trägt zum gänzlichen Untergange eines blühenden Reiches alles mögliche bey, und opfert Millionen Menschen seiner Rachgier auf. Er selbst irrt, nachdem er sein Vaterland in den Abgrund des Unglücks gestürzt, von Provinz zu Provinz herum, und läßt die Nachkommenschaft in der Ungewißheit, ob er sich in der Raserey nicht selbst das Leben genommen, oder von den Händen eben des Volks umgekommen sey, dem er so unseelige Dienste erwiesen hatte.

Eben das Laster aber, das den Untergang der Spanier nach sich gezogen hatte, trug auch zur Wiederaufrichtung ihres Reiches bey. Pelagius, einer der vornehmsten spanischen Herrn,

und welcher h) Könige unter seine Ahnen zählte, hatte sich nach der Schlacht i) bey Xeres in die asturischen Gebürge verborgen, allwo er sich auch vier Jahre lang aufhielt. Er suchte hernach seinen Aufenthalt zu Gijon, einer kleinen und nicht viel bedeutenden Stadt, deren Commendant Munuza hieß. Pelagius wohnte mit seiner Schwester, Ormezinda, daselbst, welche eine eben so kluge als schöne Person war. Dieses liebenswürdige Frauenzimmer erweckte gar bald die heftigste Liebe bey dem Munuza; da aber die Gegenwart des Pelagius dem Gouverneur ein beständiges Hinderniß war, so bediente sich derselbe eben der Mittel, deren sich der König Roderich bey ähnlicher Gelegenheit bedient hatte. Er schickte nämlich den Bruder der Ormezinda in wichtigen Angelegenheiten an den Vicekönig in Africa.

Nachdem Pelagius abgereiset war, entdeckte Munuza seine Liebe der jungen Spanierinn, und suchte sie durch Versprechung der Heyrath zu seinem Willen zu bereden. Ormezinda antwortete, daß sie nicht Herr über sich sey; sondern die Zurückkunft ihres Bruders erwarten müsse. Munuza aber, der von der Heftigkeit seiner Liebe hingerissen ward, brauchte Gewalt, und stillte seine Begierden. Pelagius kam wieder, und Ormezinda

h) Er war ein Enkel des Königs Receswint.

i) Es ist dieses die Schlacht, welche der König Roderich gegen die Mauren verlohr, und in welcher sich Pelagius, der damals Waffenträger des Königs war, besonders hervor that.

mezinda machte ihm aus dem ihr zugestoßenen Unglücke kein Geheimniß. Man weiß, wie empfindlich ein herzhafter Mann über dergleichen Beleidigungen ist, und die Mauren lernten es in kurzer Zeit aus der Erfahrung verstehen. Pelagius verließ Gijon, nahm seine Schwester mit sich, und begab sich wieder in die asturischen Gebirge, wo er sich von der Gunst der Einwohner versichert halten konnte. Munuza gab sogleich dem Vicekönige von der Entfernung des spanischen Herrn Nachricht; er beschrieb ihn als einen Rebellen, der sich an die Spitze einer Rotte Aufrührer gestellt habe. Man schicket hierauf dem Gouverneur einige Mannschaft zu, und befiehlt ihm, dem Pelagius nachzusetzen. Dieser suchte sich indessen die Bergbewohner zu Freunden zu machen, und versicherte sie, daß er sich für ihre Wohlfarth gerne aufopfern wollte, wenn sie ihm gehorchen, und ihn für ihren Anführer erkennen wollten. Seine Vorschläge wurden angenommen, und die Asturier erklärten ihn zu ihrem Könige. Pelagius, der von einem edlen Stolze belebt ward, schlug diesen rühmlichen Titel nicht aus, ob er gleich wenig Hoffnung hatte, die Würde desselben behaupten zu können. Er sahe ein, daß er nach diesem Schritte entweder überwinden oder umkommen müsse, und war bereit, alles zu wagen, um das Joch der Ungläubigen abzuschütteln.

Ein junger Ritter, Nahmens Alphonsus, der vom Könige Reccared abstammte, kam, ihm seine Dienste anzubieten, und diese beyden tapfern

Spanier bemüheten sich gemeinschaftlich, ihr Vaterland in Freyheit zu setzen. Munuza unterdessen, der von allen Seiten her Nachricht erhielt, daß die Bergbewohner in Asturien sich rüsteten, und von Tag zu Tage stärker würden, schrieb an den Alahor, der damals mit der Eroberung des gothischen Galliens beschäfftiget war, und meldete ihm, daß, wenn er sich nicht geschwind den Rebellen widersetzen würde, sie sich bald Meister von Altcastilien machen würden. Auf diese Nachricht gab der africanische General unverzüglich dem Alcheman, einem seiner vornehmsten Officiere, Ordre, mit dreyßig tausend Mann auf die Rebellen los zu gehen, und ihm ihren Anführer in Ketten und Banden zu überliefern. Alcheman gieng zu Felde, und drang, da er am Fuße der Gebürge keinen Widerstand fand, ohne Schwierigkeit bis in das Thal von Rion buena durch; er nahm verschiedene Posten hin und wieder weg, die er ohne Vertheidigung fand, und glaubte, daß die Rebellen schon die Flucht ergriffen hätten; aber dieser Irrthum war Schuld an seinem Verderben.

Pelagius hatte, seit seiner Ernennung zum Könige, sich angelegen seyn lassen, seine Soldaten in gute Verfassung zu bringen, und eine genaue Kenntniß vom Lande zu erlangen. Er versteckte sich, an den Orten, wo die Mauren durchmarschiren konnten, in eine Höle auf der Höhe des Berges Auseba, allwo er alle Bewegungen der Ungläubigen beobachten konnte. Alcheman rückte unterdessen immer weiter vor, und seine Truppen waren bald dem Orte nahe, wo die Spanier im Hinter-

Hinterhalte lagen. Der africanische General, der den **Pelagius** gar nicht so nahe vermuthete, erstaunte sehr, da er ihn mit einer kleinen Anzahl Truppen oben auf dem Berge gewahr ward. Er rückte näher auf ihn an, um ihn mit seiner wenigen Mannschaft auf einmal aufzuheben: aber die spanischen Truppen besetzten unterdessen die Wege und Defileen, welche die Mauren im Rücken liessen, um ihnen den Rückweg abzuschneiden, und ihre Geräthschaft und Lebensmittel wegzunehmen. **Alcheman**, welcher lieber den **Pelagius** gefangen nehmen, als mit den Waffen in der Hand sterben sehen wollte, schickte den **Oppas** k) an ihn, und ließ ihm sagen, daß er sich schleunig ergeben sollte, wenn er nicht das Leben verliehren wollte. Der junge Prinz antwortete diesem unwürdigen Prälaten: „Ich hoffe, daß du, ehe sich dieser Tag „zu Ende neigt, den Lohn deiner niederträchtigen „Verrätherey empfangen wirst. Du kannst dem, „der dich an mich abschickt, sagen, daß, wenn man „mich angreift, ich mich schon zu vertheidigen wis„sen werde.„ Man hätte natürlicher Weise glauben sollen, daß ein Mensch, der so redete, im Stande sey, seinen Worten gemäß zu handeln. Aber diese trotzige Antwort schien dem **Alcheman** gar nicht

k) Dieser Oppas, von dem wir schon geredet haben, trug viel zum Unglücke Spaniens bey, indem er verschiedene Officiere des Königs Roderich bestach. In der Schlacht bey Xeres gieng er mit den beyden Söhnen des Witiga, die seine Vettern waren, zu den Mauren über.

nicht verdächtig, sondern er sahe in dem Pelagius blos einen Verzweifelten, welcher dem Tode in den Rachen rennt. Er ließ die Mauren anrücken; als sie aber oben auf dem Berge waren, kamen die Spanier aus ihrem Hinterhalte hervor, und fielen über die Ungläubigen her. Ihr vortheilhafter Posten, und die Gegenwart ihres Königs, machten sie so tapfer, daß ihnen die Africaner, die nicht mehr widerstehen konnten, das Schlachtfeld ließen, und sich bis an das Ufer des Flusses Deba zurück zogen. Das erstaunenswürdigste dabey ist, daß der Theil des Berges l), der nach dem Flusse zu hieng, sich losriß, und alle Mauren bedeckte, ohne daß ein einziger davon kam. Der Verlust dieser mächtigen Armee stellte die Herrschaft der Gothen in Spanien wieder her.

Pelagius nahm seine Residenz zu Tangvas, und machte jedes Jahr seiner Regierung durch große Thaten merkwürdig. Auf diese Weise brachte die Tapferkeit eines einzigen Mannes die spanische Monarchie wieder empor, welche ganz zu Boden gedrückt schien. Kurze Zeit nach diesem berühmten Siege, verheyrathete sich Pelagius, und erhielt zwey Kinder. Als seine Tochter, welche Ormezinda hieß, ein Alter von vierzehn Jahren erreicht hatte, gab er sie dem tapfern Alphonsus

l) Der Einsturz dieses Berges ward von den Spaniern als ein Wunderwerk angesehen. Man sagt auch, daß die Pfeile und Steine der Mauren die Christen nicht beschädigt hätten, sondern auf ihre Feinde zurück geflogen wären.

phonsus zur Gemahlinn, der ihm so wichtige Dienste geleistet hatte. Pelagius brachte seine Tage ruhiger und vergnügter zu, als es ein Prinz erwarten konnte, der mit den Waffen ein neues Reich gestiftet hatte. Gegen das Ende seines Lebens setzte er seinen Sohn Tafila zum Erben ein, und verordnete, daß seine Tochter und sein Eidam nächst ihm, das Recht zur Erbfolge haben sollten. Er starb in einem Alter von fünf und vierzig Jahren, und unter großem Bedauern der Völker, die er von der Sclaverey befreyet hatte. Als sein Sohn und Nachfolger Tafila sich eines Tages mit Jagen belustigte, verirrte er sich in den Gebürgen, und ward von einem Bäre, nach einer zwar kurzen m), aber sehr ruhigen Regierung, getödtet. Nach dem Tode dieses jungen Prinzen stieg Ormezinda, seine Schwester, nebst ihrem Gemahle Alphonsus, welcher den Beynahmen Catholicus erhielt, auf den Thron. Dieser neue Monarch, welcher des Ranges würdig war, zu welchem er erhoben ward, machte sich die Uneinigkeiten, die unter den Mauren einrissen, zu Nutze, um die Gränzen seiner Staaten zu erweitern. Alle seine Unternehmungen hatten den beglücktesten Fortgang, und er vergrößerte sein Reich ansehnlich durch die Eroberung verschiedener Provinzen. Er regierte neun und zwanzig Jahre, und starb mit Ruhm und Ehre bedeckt. Seine Nachfolger führten beständige Kriege mit den Africanern, bis diese weiter nichts mehr inne hatten, als das

m) Sie hatte nur zwey Jahre gedauert.

Königreich Granada, da sie dann vom Könige Ferdinand im 1491sten Jahre vollends gänzlich ausgerottet wurden. So endigte sich das Reich der Mauren in Spanien, nachdem es siebenhundert und acht und siebzig Jahre daselbst geblühet hatte. Es erhielten diese Völker zwar die Erlaubniß, in Spanien zu bleiben; da sie aber beständig zum Aufruhre geneigt waren, so zwang sie Philipp II, ein mistrauischer und argwöhnischer Prinz, seine Staaten zu verlassen, und wieder nach Africa zurück zu kehren.

Ver=

Verschwörung Heinrichs, Grafen von Trastamare, wider Dom Pedro, König in Castilien.

Alphonsus XI, König in Castilien, hatte von seiner Maitresse, der Donna Eleonora de Gusman, sechs Söhne a) und zwo Töchter gehabt. Unter allen diesen Kindern war Dom Heinrich dasjenige, welches die meiste Hoffnung von sich gab, und der Vater am zärtlichsten liebte. Dieser junge Prinz war einer der artigsten und liebenswürdigsten Cavaliere in Spanien. Er war klein von Person, aber wohl gewachsen, und die Leibesübungen hatten seinen Körper

a) Ich will ihre Nahmen beyfügen: Dom Pedro, Graf von Aguilard, war der älteste; Dom Sancho, Graf von Ledesima; Dom Heinrich und Dom Fadriqvo waren Zwillingen. Fadriqvo ward Großmeister von St. Jago. Dom Ferdinand, Graf von Albuquerque; Dom Tella war der sechste Sohn des Alphonsus. Die Nahmen der Töchter sind mir unbekannt.

per gesund und dauerhaft gemacht. Man konnte die Güte seines Herzens aus seinem Gesichte lesen. Sein Witz war lebhaft, und nahm alle ein, die mit ihm umgiengen. Tapfer, großmüthig, freygebig, kurz mit allen guten Eigenschaften versehen, ward er von seinem Vater geliebt, und von allen Hofleuten angebetet. Der König Alphonsus hatte den Vorsatz, ihm ansehnliche Güter und Würden zuzuwenden; aber der Tod verhinderte diesen Monarchen, sein Vorhaben, in Ansehung dieses jungen Prinzen, ins Werk zu richten. Alphonsus hinterließ die Krone dem Dom Pedro, dem einzigen Sohne, den er von der Königinn Constantia hatte. Dieser neue König war wohl gebildet, und von guter Leibesbeschaffenheit. Er hatte viel Verstand, Feuer, Unerschrockenheit und Tapferkeit. Er verstand das Kriegshandwerk ziemlich wohl, und führte seine Unternehmungen mit einer solchen Behendigkeit aus, daß sie ihm immer glücklich von statten giengen; er trieb es aber nicht selten bis zur Wildheit. Er hatte seine Freude am Blutvergießen, und glaubte, daß einem Könige alles erlaubt sey. Ungerecht, argwöhnisch, geitzig, unterdrückte er seine Unterthanen, und gieng mit ihnen wie mit Sclaven um. Seine natürliche Neigung zur Grausamkeit ward noch durch die Erziehung verstärkt. Die Königinn Constantia, die sich aus dem Herzen und aus dem Bette ihres Gemahls verstoßen sahe, flößte ihrem jungen Prinzen das gallsüchtige Wesen ein, womit sie geplagt war, und reitzte beständig

dig ein Herz zur Rache, das ohnedem schon mehr als geneigt darzu war.

Nach dem Tode des Königs **Alphonsus** begab sich **Eleonora von Gusman**, nebst ihren Kindern, sogleich vom Hofe hinweg, weil sie sich vor der königlichen Wittwe fürchtete. Man rieth ihr indessen, wieder an den Hof zu kommen, und kein beleidigendes Mistrauen blicken zu lassen; sie kam demnach mit ihren Söhnen nach Sevilla, ward aber daselbst sogleich gefangen genommen. **Dom Henry**, und seine Brüder, die für ihre Freyheit nicht weniger in Sorgen waren, warfen sich in die Stadt Algecira, wo sie mit dem Gouverneur gut bekannt waren. **Dom Pedro** gab Befehl, sie daselbst zu belagern. Die Stadt ward eingeschlossen, und die jungen Prinze, da sie sahen, daß der Platz sich nicht lange halten würde, ergriffen die Flucht, und zerstreueten sich in verschiedene Gegenden. **Dom Henry** begab sich zum **Johann Emanuel**, Grafen von **Molina**. Dieser, der von den glänzenden Eigenschaften des flüchtigen Prinzen eingenommen ward, gab ihm seine älteste Tochter zur Gemahlinn, welche ihm die Grafschaft Trastamare zum Brautschatze mitbrachte.

Dom Pedro gerieth in Wuth, als er diese Neuigkeit vernahm; er hatte selbst Willens, sich zu verheyrathen, und man hatte ihm unter andern eben diese Tochter des **Dom Immanuel** vorgeschlagen. Der König, den es aufs äußerste verdroß, daß sein unächter Bruder ihm auf gewisse Weise eine Braut geraubt hatte, deren Schönheit

und Verdienste man überall herausstrich, ließ dem Grafen von Molina befehlen, daß er ihm den Dom Henry, nebst seiner Gemahlinn, ausliefern sollte. Da er aber voraus sahe, daß man seinem Befehle nicht gehorchen würde, so fiel er mit einigen Truppen dem Dom Immanuel in sein Gebiethe ein. Der Graf von Trastamare, der seinen Schwiegervater nicht in Gefahr setzen wollte, begab sich auf die asturischen Gebirge, und nahm seine Gemahlinn mit sich, die sich bey allen Gelegenheiten ein Vergnügen daraus machte, Glück und Unglück mit ihrem Gemahle zu theilen.

Der König hielt es nicht für gut, dem Dom Henry nachzusetzen, und kehrte wieder nach Burgos zurück. Einige Zeit darnach lag die Königinn Mutter ihrem Sohne sehr an, ihr die Eleonora von Gusman in die Hände zu liefern. Dom Diego übergab, aus einer niedrigen Gefälligkeit, diese alte Favoritinn des Alphonsus in die Gewalt ihrer Nebenbuhlerinn. Constantia ließ sie ums Leben bringen, und man sagt, daß sie bey diesem schrecklichen Morde selbst zugegen gewesen sey. Alle Kinder der Eleonora wurden entsetzlich aufgebracht, als sie die Nachricht davon bekamen. Der Graf von Trastamare ward besonders von dem lebhaftesten Schmerze gerührt. Er verließ seine Einsamkeit, brachte Soldaten zusammen, und bemächtigte sich einiger festen Plätze. Der König von Arragonien gab sich indessen Mühe, den Dom Henry mit dem Dom Pedro wieder auszusöhnen. Es gelang ihm auch; oder der König von Castilien und der Graf von Tra-

stamare verbargen vielmehr ihre Empfindlichkeit, und warteten nur auf eine zu ihrer Rache bequeme Gelegenheit.

Dom Pedro fuhr fort, sich verhaßt zu machen. Er heyrathete eine Prinzessinn von französischem Geblüte, die Tochter Peters, Herzogs von Bourbon. Nie ist eine Gemahlinn unglücklicher gewesen, und nie verdiente es eine weniger zu seyn. Blanca, so hieß die Königinn, war schön, klug, gefällig und sittsam; sie hatte aber nicht das lebhafte und lustige Wesen, welches nöthig war, um einen Prinzen, wie Dom Pedro, zu fesseln. Dieser Prinz empfand außerdem die heftigste Neigung zur Donna Maria de Padille. Es war dieses eine junge Person von funfzehn bis sechszehn Jahren, von ungemeiner Schönheit, vielem Verstande, und einer seltenen Artigkeit. Da sie im Grunde sehr tugendhaft war, so widerstand sie lange dem Begehren des Königs; aber es ließen sichs zu viel Leute angelegen seyn, sie zu verführen. Die größten Herrn des Königreichs gaben sich bey dieser jungen Person alle nur ersinnliche Mühe. Es ist bekannt, daß die allerunanständigsten Kunstgriffe dergleichen Hofleuten nichts kosten, wenn sie sich bey ihrem Herrn dadurch einzuschmeicheln gedenken. Donna Maria, die von allen Seiten her belagert ward, ließ sich endlich überwinden, und brachte eine Prinzessinn zur Welt, welcher man den Nahmen Constantia gab.

Der König erwieß anfänglich seiner Gemahlinn einige Achtung; als er aber endlich müde

ward, sich Zwang anzuthun, ließ er sie nach Arevalo bringen, wo sie als eine Gefangene gehalten ward. Ganz Castilien seufzete heimlich über die Aufführung des Königs, das geringste Murren aber ward mit dem Tode bestraft. Dom Juan Alphonsus d'Albuqverqve, der lange Zeit bey dem Dom Pedro in Gnaden gestanden hatte, jetzt aber in Ungnade gefallen war, spann eine Zusammenverschwörung an, als er die Unterthanen überall misvergnügt sahe; er gieng aber so unvorsichtig damit zu Werke, daß der König die ganze Sache erfuhr. Zum Glück hatte er noch so viel Zeit, daß er nach Portugall zum Könige Alphonsus flüchten konnte. Der Graf von Trastamare und Dom Fadriqve, sein Bruder, erhielten hierauf Befehl, nach Lissabon zu gehen, den d'Albuqverqve zurück zu fodern, und dem portugiesischen Monarchen den Krieg anzukündigen, wenn er diesen Rebellen nicht ausliefern wollte. Die beyden Brüder giengen ab, aber mit dem ernsten Vorsatze, ihren Auftrag ganz anders auszurichten. Sie wurden, als sie nach Portugall kamen, bey dem Könige Alphonsus zur Audienz gelassen, und beklagten vor ihm, in sehr beweglichen Ausdrücken, das Unglück ihres Vaterlandes. Man sagt sogar, daß der Graf von Trastamare den König von Portugall bereden wollen, die Castilianer von ihrem Joche zu entledigen, und daß er ihm die Eroberung dieses schönen Reiches zu erleichtern versprochen habe. Alphonsus aber, der die Schwierigkeiten dabey wohl einsahe, wollte sich darauf nicht einlassen. Er rieth dem

d'Albu-

d'Albuqverqve, sich mit seinem Herrn wieder auszusöhnen: aber der Castilianer bestand auf seinem Vorsatze, und Dom Henry versprach ihm seinen Beystand.

Während daß der Graf von Trastamare und Dom Tello, sein Bruder, in Portugall waren, verliebte sich der König von Castilien in die Johanna de Castro. Es war dieses eine Wittwe von angesehenem Stande und vollkommener Schönheit. Der Titel einer Maitresse that ihrem Stolze keine Genüge. Da aber Dom Pedro seine Leidenschaft befriedigen wollte, wandte er sich an die Bischöfe zu Avila und zu Salamanca, daß sie ihn von der Königinn Blanca scheiden sollten. Diese niederträchtigen Prälaten bequemten sich nach den Absichten des Königs, und dieser Prinz heyrathete sogleich die junge Wittwe, in die er, bis zum Rasen, verliebt war. Er ward sie aber auch bald wieder satt, und kehrte zur Maria Padille wieder zurück, welche allein das Geheimniß besaß, ihn beständig zu machen. Johanna de Castro verließ die Residenz, und wandte sich in ein Städtchen, wo sie ihre Tage mit dem Titel und den Ehrenbezeugungen einer Königinn beschloß. Ihre Anverwandten wurden wider den König aufgebracht, und begaben sich zu den Aufrührern an den portugiesischen Gränzen. Die Infanten Dom Juan und Dom Ferdinand von Arragonien, traten auch auf ihre Seite. Sie brachten fast acht tausend Mann auf die Beine. Die Aufführung, die man gegen die Königinn Blanca beobachtete, zog den Adel

und das gemeine Volk haufenweise unter ihre Fahnen.

Dom Pedro ließ es auch auf seiner Seite an Zurüstungen nicht fehlen. Er entsetzte alle Brüder des Grafen von Trastamare ihrer Titel und Würden, weil er sich vor ihnen fürchtete. Er ließ die Königinn Blanca nach Toledo bringen, und auf das Schloß gefangen setzen. Diese unglückliche Prinzessinn, welche glaubte, daß man sie zum Tode führte, fand Gelegenheit, sich in eine Kirche zu retten, aus welcher sie nicht wieder heraus wollte. Die Einwohner zu Toledo erregten ihrentwegen einen Aufstand, und verursachten dadurch, daß man nicht Gewalt gegen sie gebrauchte. Die Rebellen drangen indessen in Castilien ein, und machten sich von verschiedenen Plätzen Meister. Da nun Dom Pedro sahe, daß sich alles zu einem allgemeinen Aufruhre anschickte, so gab er endlich den Bitten der Königinn von Arragonien, seiner Tante, Gehör, welche sich erboth, alles wieder zu beruhigen. Es ward ein Tractat geschlossen, in welchem sich der König anheischig machte, seine rechtmäßige Gemahlinn wieder zu sich zu nehmen, und seinen Unterthanen in verschiedenen Artikeln Genüge zu verschaffen.

Dom Pedro erfüllte aber nicht einen Punct von dem, was er versprochen hatte. Er griff die Rebellen an, jagte sie aus Castilien, überrumpelte Toledo, und schickte die Königinn Blanca, unter einer guten Bedeckung, nach Medina Sidonia. Dieses Glück des Königs machte die Rebellen niedergeschlagen, und zerstreuete ihren Anhang.

Der

Der König that hierauf, als ob er nicht die geringste Empfindlichkeit in seinem Herzen hegte, um alle seine Feinde an den Hof zu ziehen, und sie seiner Rache aufzuopfern. Es wandten sich auch verschiedene dahin, und erfuhren, daß man nie auf das Wort eines Tyrannen trauen dürfe.

Der Graf von Trastamare, der die rachgierige Gemüthsart des Dom Pedro kannte, und wider diesen Prinzen einen unversöhnlichen Haß geschöpft hatte, hielt bey ihm schriftlich um die Erlaubniß an, nach Frankreich zu reisen. Der König willigte in sein Begehren, er stellte aber Mörder an, die ihn unterwegens umbringen sollten. Der Graf, der überall auf seiner Hut war, hatte das Glück, allen Nachstellungen zu entgehen. Er kam nach Frankreich, wo ihn der König Johannes sehr gnädig aufnahm, und ihm einen jährlichen Gehalt von zehn tausend Franken auf den königlichen Schatz anwies.

Dom Pedro, der über seinen mißlungenen Streich ganz außer sich war, schob die Schuld auf den König von Arragonien, zu welchem verschiedene Vornehme geflüchtet waren, und kündigte ihm den Krieg an. Der Graf von Trastamare verließ sogleich Frankreich, und begab sich nach Arragonien, um den Monarchen seine Dienste anzubieten. Dom Tello vereinigte sich zugleich nebst einigen Truppen mit seinem Bruder. Der König von Castilien gieng geschwind auf die Rebellen los, und verheerte das Königreich Arragonien. Sein Glück verdoppelte seine Wuth. Er

ließ zween b) seiner Brüder, seine c) Schwägerinn, seinen d) leiblichen Vetter, seine e) Tante, und eine Menge anderer Personen vom Stande umbringen, und erfüllte seine Staaten mit Furcht und Entsetzen.

Der Graf von Trastamare, den das vergossene Blut seiner Brüder entflammte, machte sich fertig, ihren Tod zu rächen. Er zog mit einem Heere dem Tyrannen entgegen, und erhielt verschiedene Vortheile über ihn. **Dom Pedro** aber war ihm an Kräften so überlegen, daß er sich allerdings vorzusehen hatte. Es war eine fremde Macht nöthig, die ihn unterstützte, wenn man diesen abscheulichen Tyrannen vom Throne stürzen wollte. Das ist es, was sich nun bald zutrug, und eine so wichtige Staatsveränderung veranlaßte. **Pedro** liebte seine Maitresse eben so sehr, als er seine Gemahlinn haßte. Die Königinn saß noch immer zu Medina Sidonia gefangen. Ihr grausamer Gemahl entschloß sich endlich zu einer Schandthat, die er schon seit verschiedenen Jahren im Sinne führte. Er gab Befehl, die Königinn ums Leben zu bringen. Diese unglückliche Prinzessinn hörte das Todesurtheil mit

b) Dom Fadrique und Dom Juan, Söhne Alphonsus XI und der Eleonora von Gusman.

c) Die Gemahlinn des Dom Tello.

d) Dom Juan von Arragonien.

e) Eleonore von Castilien, verwittwete Königinn von Arragonien.

mit vieler Gelassenheit über sich sprechen. Sie hatte sich dessen sogar seit den ersten Tagen ihrer Vermählung versehen. Man weiß nicht, auf welche Art sie ihr trauriges Leben endigte f). Ihre Nebenbuhlerinn, die an allen ihren Unglücksfällen Schuld war, überlebte sie nicht lange. Sechs Monate nach dem traurigen Ende der Königinn Blanca, gieng auch die Donna Maria Padille zu Grabe. Dom Pedro zeigte dabey eine Betrübniß, die bis zur Raserey gieng. Er machte kund, daß er mit ihr vermählt gewesen sey, und führte die vornehmsten Herrn zu Zeugen darüber an. Dem zu Folge versammelte er die Stände des Königreichs, und ließ den Dom Alphonsus, den er mit Maria Padille erzeugt hatte, zum Prinzen von Castilien und Leon, und zum rechtmäßigen Kronerben ernennen. Die Töchter der Donna Maria wurden gleichfalls zu Infantinnen von Castilien erklärt. Auf diese Weise überhäufte er eine Person mit Ehrenbezeugungen, die nichts mehr davon empfand, und suchte dadurch den Schmerz zu stillen, den ihm der Verlust seines geliebten Gegenstandes verursachte. Dom Pedro mußte eine rasende Neigung zur Grausamkeit haben, weil selbst die Liebe, der er doch so sehr ergeben war, ihn in diesem Stücke nicht ändern konnte.

f) Einige Geschichtschreiber sagen, daß sie am Gifte gestorben sey; andere aber, daß man sie zwischen zwo Matrazen erstickt habe.

Der Tod der Isabella Blanca von Bourbon machte den König von Castilien bey allen auswärtigen Nationen verhaßt. Der Graf von Trastamare aber hielt nur die Franzosen für fähig, ihm Beystand zu leisten, und er suchte sie daher auf alle Weise zur Rache zu erhitzen. Zum Glück für ihn hatte diese Nation jetzt weiter keinen Krieg zu führen. Der Friede ließ eine große Menge Soldaten, die nur an den Tumult der Waffen gewöhnt waren und nicht lange ruhig bleiben konnten, müßig gehen. Der König von Frankreich, Karl, beschloß demnach, diese Truppen nach Spanien zu schicken. Man gab ihnen den Jean de Bourbon, Grafen de la Marche, und leiblichen Vetter der Königinn Blanca, zum Anführer. Und zur Aufsicht über ihn ward Bertrand du Guesclin, welcher mit Recht für den größten Feldherrn seiner Zeit gehalten ward, mitgegeben. Der Graf von Trastamare gieng den französischen Truppen entgegen, und gewann die Zuneigung der vornehmsten Officiere: „Niemals, sagte „er zu ihnen, hat sich ein Volk in so traurigen „Umständen befunden, als wir. Die Castilianer „seufzen unter der grausamsten Tyranney. Ihr „werdet euch kaum in Spanien haben blicken lassen, so werden die Völker euch sogleich als ihre „Erretter ansehen. Ich habe schon verschiedene „vom vornehmsten Adel auf meiner Seite. Wenn „auch gleich meine Armee nicht zahlreich ist, so ist „sie doch im Stande, alles zu unternehmen, um „sich an einem eben so grausamen als meineydigen „Prinzen zu rächen.„

Der Graf de la Marche und Bertrand du Guesclin versicherten den Dom Henry, daß sie bereit wären, sich für sein Interesse aufzuopfern. Sie gaben hierauf ein Manifest heraus, in welchem sie die Erklärung thaten, daß sie nicht die Castilianer, sondern ihren der Regierung unwürdigen König zu bekriegen kämen. Da man nun den Dom Pedro vom Throne stoßen, und einen andern darauf erheben wollte, so warf alle Welt die Augen auf den Grafen von Trastamare, und man that ihm den Vorschlag, daß er sich die Krone aufs Haupt setzen sollte. So schmeichelhaft ihm dieser Antrag aber auch war, und so sehr er sich schon seit langer Zeit nach der unumschränkten Gewalt gesehnt haben mochte, so gab er doch die bescheidene Antwort, daß er seine Absichten nie bis auf den Thron erstreckt habe, und bat, daß man ihn mit einer Bürde verschonen möchte, der er sich nicht gewachsen zu seyn glaubte. Man stellte ihm wieder dagegen vor, daß die Castilianer doch ein Oberhaupt haben müßten, damit man ihnen die Meynung benähme, als ob man sie einer fremden Macht unterwerfen wolle; daß man einen Tyrannen gar nicht zu schonen brauche, von welchem man Castilien befreyen wollte, und daß es endlich Zeit sey, die Erde von einem Ungeheuer zu entledigen, welches dieselbe in seiner Raserey verwüstet habe. Der Graf von Trastamare ließ sich diese Gründe bewegen, und nahm den Titel eines Königs an.

Die Verschwornen drangen in Castilien ein, und Dom Henry erklärte in einem Manifeste,

daß

daß es weder Haß noch Herrschsucht wären, die ihn zum Kriege verleiteten, sondern bloß die Liebe zum Vaterlande, und das Verlangen, die Castilianer zu rächen. Er vermahnte die Einwohner, es mit ihm zu halten, um zu ihrem Glück beyzutragen, und ihn nicht durch eine thörichte Widerspenstigkeit zu nöthigen, ein Blut zu vergießen, das er so theuer und werth schätzte. Dieses Manifest ward sehr wohl aufgenommen, und die Unterthanen kamen in Haufen zu seinen Fahnen.

Dom Pedro, der sonst allemal viel Muth und Entschlossenheit gezeigt hatte, verlohr bey diesen Umständen alle Gedanken, und führte sich wie ein Feigherziger auf. Ob er gleich auf die Einwohner zu Burgos rechnen konnte, so verließ er sie doch ganz trotzig, und begab sich nach Toledo, nicht um sich da zu vertheidigen, sondern weil diese Stadt den Feinden nicht so nahe gelegen war. Er hatte keine Truppen den Franzosen entgegen zu stellen, und gab sich auch nicht einmal Mühe, eine Armee zusammen zu bringen, ob es ihm gleich leicht möglich gewesen wäre, weil es ihm nicht am Gelde fehlte. Von Toledo flohe er nach Cordua, und in eben dem Schrecken hernach weiter nach Sevilla. Es schien, als ob er von den Bissen, womit ihn sein Gewissen peinigte, die Vernunft ganz und gar verlohren hätte. Er schien mit nichts weiter, als mit der Erhaltung seiner Schätze beschäfftigt; er beladete damit die Schiffe, die er auf dem Guadalquivir hatte, und machte sich gefaßt, die Flucht zu ergreifen.

Die

Die eifrigsten Anhänger des Dom Pedro traten alsdann auf die Seite seiner Feinde, da sie sahen, daß er sie verlassen wollte. Dom Henry zog unter dem Freudengeschrey der Einwohner in Burgos ein, und ward daselbst mit seiner Gemahlinn feyerlich gekrönt. Als Pedro diese Nachricht erhielt, glaubte er alles für sich verlohren. Er beschloß, Sevilla augenblicklich zu verlassen, und gab bey den Einwohnern vor, daß er weggienge, um eine mächtige Armee zusammen zu bringen. Er sahe aber gar nicht mehr als ein Prinz aus, der noch einige Hoffnung übrig hat. So wild und trotzig er sonst war, so erschrocken fand man ihn ietzt, und von Zeit zu Zeit entfuhren ihm einige Seufzer. Er gieng hernach zu Schiffe, und begab sich nach Portugall, um daselbst einen Beystand zu suchen, den man ihm zu geben nicht für gut befand. Nun kam er wieder in seine Staaten, und ließ in Gallicien den Erzbischof zu St. Jago umbringen, um sich der Schätze dieses Prälaten zu bemächtigen. Hierauf seegelte Dom Pedro nach St. Sebastian, allwo er eine große Summe zu sich nahm, die er daselbst aufbewahrt hatte, und von dar fuhr er weiter nach Bayonne, um den Prinzen von Wallis, Eduard, der sich in Guyenne aufhielt, und für den großmüthigsten Prinzen in Europa gehalten ward, um Beystand anzuflehen.

Die Flucht des Dom Pedro machte, daß ganz Castilien von ihm abfiel. Da sich nun Dom Henry im ruhigen Besitze des Königreichs sahe, dankte er seine Armee ab, und behielt nur funfzehn

hundert

hundert zu Pferde und ein Corps Adelicher. Pedro gab sich indeß alle Mühe, den Prinz Eduard in sein Interesse zu ziehen, und es gelung ihm. Der Prinz von Wallis brachte in wenig Tagen eine beträchtliche Armee auf die Beine, die aus tapfern Soldaten bestand, und von erfahrnen Officieren angeführt ward. Diese Nachricht machte den Dom Henry sehr unruhig. Er hatte nicht vermuthet, daß ein Prinz, wie Eduard, sich zum Vertheidiger eines Tyrannen aufwerfen würde. Der neue König von Castilien rüstete sich zu einer tapfern Vertheidigung. Er brachte eine eben so zahlreiche, aber der feindlichen an Tapferkeit nicht gleiche Armee zusammen. Als er mit den Zurüstungen fertig war, rückte er an die Grenzen seines Königreichs, um die Engländer abzuhalten. Er konnte indeß doch nicht verwehren, daß sie nicht in Castilien eindrangen, und sich verschiedener Plätze bemächtigten. Sie hatten große Lust, ein Treffen zu liefern; aber Dom Henry hielt es nicht für rathsam sich darauf einzulassen. Er ermüdete die Feinde, durch Verzögern, wich ihnen in der ersten Hitze überall aus, ließ sie ihren Vorrath aufzehren, da er indeß verschiedene Provinzen im Rücken hatte, die ihm alle Bedürfnisse im Ueberflusse lieferten. Carl V, König von Frankreich, der für einen der größten Staatsmänner in Europa gehalten ward, hatte ihm gerathen, seine Krone und vielleicht gar das Leben nicht auf das Spiel einer Schlacht zu setzen. Eben dieses war auch die Meynung des du Guesclin, der dem Dom Henry mit vier tausend Mann zu Hülfe

gekommen war: aber der castilianische Prinz fürchtete für feigherzig gehalten zu werden, und die Völker schüchtern zu machen, wenn er eine Schlacht vermiede. Außerdem hatte der Adel schon verschiedenemal die stolze Frage an ihn gethan, seit wenn man die Spanier geringer hielte als die Engeländer. Alle diese Gründe bewogen den Dom Henry, eine Schlacht zu liefern.

Der Prinz von Wallis, der es mit Vergnügen sahe, daß die Castilianer eine Schlacht wagen wollten, that eine Handlung, welche von außen sehr großmüthig schien, im Grunde aber ein geheimes Gift bey sich führte. Er schrieb an den Dom Henry einen Brief, wovon man eine Menge Abschriften unter der spanischen Armee ausstreuete, und der sehr geschickt war, denen Soldaten, die wider den Dom **Pedro**, ihren rechtmäßigen Herrn, die Waffen ergriffen hatten, allerhand Scrupel beyzubringen. Dieser Brief führte die Aufschrift: **An Dom Henry, Grafen von Trastamare.**

Eduard stellte ihm darinne das Abscheuliche der Rebellion und die Treue vor, welche Unterthanen gegen ihren Herrn zu beobachten haben. Er ermahnete hierauf den Dom Henry, einen unrechtmäßig bestiegenen Thron zu verlassen, und bot sich zum Mittler zwischen beyden Brüdern an. „Uebrigens, sagte er, treibt mich bloß das Verlan„gen, das Blut vieler Menschen zu schonen, an „Sie zu schreiben. Wenn mir Ihr eigener Vor„theil nicht lieb wäre, würde ich Ihnen wohl Vor„schläge zum Vergleich thun, da ich des Sieges

„versi-

„versichert bin?„ Dom Henry antwortete ohngefehr in folgenden Ausdrücken: „Es ist weder „Herrschsucht noch eine eitele Ruhmbegierde, die „mich zur Ergreifung der Krone bewogen haben. „Ich hatte für meine Gemahlinn, meine Kinder „und mich selbst alles zu fürchten, nachdem ich „meine Mutter und meine Brüder von dem grau„samen Dom Pedro hingerichtet gesehen habe. „Dieses hat mich gezwungen, die Waffen zu ergrei„fen, und außerdem hat mich auch das Anhalten „eines unter der Last der Tyranney seufzenden „Volks dazu bewogen. Ich werde keinen Augen„blick Anstand nehmen, den Thron zu verlassen, „wenn es das Wohl des Staats erfodert. Aber „weder die göttlichen noch die menschlichen Gesetze „nöthigen mich zu einem Vergleiche mit einem „barbarischen, untreuen, ungerechten und mit dem „Blute seiner Gemahlinn und aller Prinzen des „königlichen Hauses befleckten Prinzen.„ Dom Henry beschloß seinen Brief mit der Entschuldigung, daß er auf die guten Absichten Eduards nichts antworten könne, ob er gleich sonst die größte Achtung gegen ihn hege. Zugleich aber gab er ihm zu verstehen, daß die Engeländer des Sieges so gewiß nicht wären, als sie sich vielleicht einbildeten.

Es war nun also nichts weiter zu thun, als sich zum Treffen fertig zu machen. Man ward handgemein, und die Schlacht war eine der blutigsten. Die Castilianer zogen den Kürzern, und Dom Henry, der darüber in Verzweifelung gerieth, wollte diese Niederlage nicht überleben.

Dů Guesclin aber stellte ihm vor, daß ein großer König sich durch keine Unglücksfälle müsse niederschlagen lassen, und daß ihm das Glück nicht stets entgegen seyn werde. Der Prinz ließ sich überreden; er begab sich für seine Person in Sicherheit, da kein ander Mittel sich zu helfen da war, und überließ dem Dů Guesclin g) die Retirade mit der Armee, welche in ziemlicher Unordnung geschahe, weil die Feinde ihr zu sehr überlegen waren.

Dom Pedro stattete dem Prinzen von Wallis, seinem Beschützer, auf dem Schlachtfelde Dank ab. Er gab hierauf, da er sich seinem blutgierigen Character wieder überließ, Befehl, alle Gefangene umzubringen, um durch die Furcht vor einer so schrecklichen Strafe die Völker im Gehorsam zu erhalten. Eduard setzte sich dawider, und stellte dem Dom Pedro vor, daß der erhaltene Sieg ein Werk des Himmels sey. „Erinnern Sie sich, setzte er hinzu, in welcher Verfassung Sie vor kurzer Zeit waren, und bedenken Sie, daß das Glück Ihres künftigen Lebens von dem guten Gebrauche abhänge, den Sie von der höchsten Gewalt machen werden.„ Der König stellte sich, als ob er eine Vermahnung annähme, die sehr wenig mit seinen grausamen Gesinnungen überein kam.

Dom

g) Dieser General ward von dem Prinzen von Wallis gefangen genommen, und seine Auslösung kostete hundert tausend Franken.

Dom Pedro betrug sich gegen seinen Wohlthäter sehr unanständig. Anstatt die englischen Truppen gut zu belohnen, bezahlte er ihnen nur einen Theil von ihrem Solde, und als der Prinz von Wallis, den Tractaten gemäß, sich in den Besitz von Biscaya setzen wollte, machten die Stände der Provinz allerhand Schwierigkeiten, die ihnen vom Dom Pedro selbst unter den Fuß gegeben wurden. Der Prinz von Wallis hätte sich mit Gewalt Recht verschaffen können: da er aber bedachte, daß er den Glanz seines Ruhms verdunkeln würde, wenn man erführe, daß der Eduard, den man für einen so großmüthigen Prinzen hielt, dem Dom Pedro nur aus einem niedrigen Eigennutze gedient habe, kehrte er nach Guyenne zurück, sehr unzufrieden, einen Prinzen auf den Thron gesetzt zu haben, welcher mit der Grausamkeit noch das häßlichste von allen Lastern, die Undankbarkeit, verband.

Dom Pedro, der sich mit Freuden von einem Prinzen los sahe, welcher ihm beschwerlich war, weil er ihm die Krone zu danken hatte, dachte weiter an nichts, als seine Rache zu vergnügen. Er ließ alle umbringen, die es mit seinem Bruder gehalten hatten. Damit indeß noch nicht zufrieden, legte er auch allen Städten des Königreichs ungeheuere Schatzungen auf, und machte sich in kurzer Zeit noch verhaßter, als er es zu der Zeit war, da man ihn vom Throne stieß. Dom Henry hingegen bezeigte sich der Ehre würdig, die man ihm geraubt hatte. Er war durch Standhaftigkeit über sein Unglück erha

ben

ben. Frankreich unterstützte ihn nochmals mit Gelde und setzte ihn in den Stand, an der Spitze einer Armee von zehn tausend Mann zu erscheinen. Eine schwache Armee, wenn sie ein großes Königreich erobern sollte, aber stark genung gegen einen König, der von seinen Unterthanen verabscheuet ward. Als er in Castilien eingedrungen war, schwor er, nicht anders als tod oder als Sieger wieder heraus zu gehen.

Bertrand dů Guesclin stieß mit zwey tausend Franzosen zu dem Dom Henry, und man sahe sich bald in der Nothwendigkeit, ein Treffen zu liefern. Pedro vertheidigte seine Krone mit vieler Tapferkeit, er ward aber endlich überwunden. Als er seine Armee in Unordnung sahe, flohe er in das Schloß Montial, welches für unüberwindlich gehalten ward. Dieser Platz ward sogleich eingeschlossen, und es fehlte in demselben an allen Arten von Vorrath. Da Dom Pedro nun sahe, daß er sich würde ergeben müssen, ließ er dem Dů Guesclin hundert tausend Dublonen anbieten, wenn er ihm die Mittel zur Flucht erleichtern wollte. Dů Guesclin that auf Befehl des Dom Henry als ob er das Anerbot annähme, und bestimmte einen Ort zur Unterredung.

Dom Pedro gieng in Begleitung dreyer castilianischen Herrn aus der Stadt, um sich an den bestimmten Ort zu begeben; einige französische Soldaten führten ihn, unter dem Vorwande, ihm den Weg zu zeigen, an das Zelt ihres Generals,

wo er den Dom Henry, den du Guesclin und verschiedene andere bewaffnete Personen fand. Er merkte nun, daß er verrathen war, und rief mit einer fürchterlichen Stimme: Ich bin der König. Dom Henry zog sogleich seinen Dolch, und fiel seinen Nebenbuhler an. Pedro setzte sich zur Wehre, und warf seinen Gegner zu Boden. Die Umstehenden nahmen anfänglich keinen Theil an diesem Streite; als aber du Guesclin besorgte, daß sich Pedro seines Vortheils bedienen möchte, half er dem Dom Henry wieder empor, und dieser durchbohrte seinen Feind mit etlichen Dolchstichen. Diese tragische Begebenheit, die dem du Guesclin nicht allzuviel Ehre macht, verschaffte dem Dom Henry den ruhigen Besitz des Königreichs Castilien.

Verschwö-

Verschwörung der Castilianer wider Heinrich IV.

In den Jahren 1457 bis 1504.

Heinrich IV, König von Castilien, schien gebohren, um glücklich auf dem Throne zu seyn, und seine Unterthanen auf demselben glücklich zu machen; indessen erfuhr doch dieser Prinz während seiner Regierung die grausamsten Widerwärtigkeiten. Er hatte die Blancam von Navarra geheyrathet, die er aber nach dreyzehn Jahren wieder verstieß, weil er keine Kinder mit ihr hatte. Die Völker waren über den Schimpf, den man einer tugendhaften Königinn anthat, sehr empfindlich, und die Hofleute sagten öffentlich, daß der König die Ursache der Unfruchtbarkeit seiner Gemahlinn sich selbst zuzuschreiben habe. Heinrich warf nun seine Augen auf die Infantinn von Portugal Johanna. Es war dieses eine Prinzessinn von seltener Schönheit und vielem Verstande. Man verschwieg ihr das nachtheilige Gerichte nicht, welches sich wegen des castilianischen Monarchen verbreitet hatte. Der Wunsch, eine Königinn zu werden, verhinderte

sie, an das zu denken, was sie als Gemahlinn zu wünschen hatte. Sie überließ sich aber dem Vergnügen nur allzusehr, nachdem ihr Ehrgeitz einmal gestillt war.

Man fieng sogleich nach der Vermählung an, das Schicksal der Königinn auf eine für den König beleidigende Art zu beklagen. Der König aber, der zeigen wollte, daß man ihn mit Unrecht im Verdacht habe, schränkte sich nicht auf seine Gemahlinn allein ein, sondern hielt sich auch noch Maitressen neben ihr. Allein er änderte dadurch nichts in der Meynung, die man von ihm hatte, ob er sie gleich fleißig besuchte, ihnen öfters prächtige Feste gab, ja so gar einem seiner Nebenbuhler den a) Kopf abschlagen ließ.

Die Königinn ward indessen schwanger, und diese Begebenheit gab zu sehr sonderbaren Urtheilen Gelegenheit. Es befand sich seit einigen Jahren ein junger Herr, Nahmens Dom Bertrand de la

a) Die erste Maitresse des Königs Heinrich war Catharina von Sandoval, welche den Dom Alphonsus von Cordua liebte. Da dieser einst an einem Aufruhre Theil gehabt hatte, ergriff der König die Gelegenheit, um sich einen verhaßten Nebenbuhler vom Halse zu schaffen, und ließ ihm den Kopf abschlagen. Heinrich machte sich hierauf an die Donna Guiomar. Der Erzbischof von Sevilla bewirthete sie während der Zeit nebst dem ganzen Hofe einmal; einige ärgerten sich an der Aufführung des Prälaten; andere aber rechtfertigten ihn und sagten, daß die Ehre der schönen Guiomar bey dem Könige keine Gefahr liefe.

de la Cueva, ein sehr wohlgestalter und witziger Cavalier, am Hofe. Der König, welcher ihm gewogen war, nahm ihn öfters mit zur Königinn, und der junge Castilianer gieng auch nicht selten ganz allein zu ihr. Diese Besuche, die sehr unschuldig seyn konnten, wurden sehr übel ausgelegt. Man wußte, daß der König gern Kinder haben wollte, und ihm selbst trauete man nicht viel zu. Sein Favorit war liebenswürdig; die Königinn begegnete ihm mit vieler Achtung, und weiter war nichts nöthig, um ihm die Existenz des Kindes, welches gebohren werden sollte, zuzuschreiben. Man gab so gar dem Könige Schuld, daß er die Gelegenheit dazu gemacht habe, um den Dom Alphonsus, seinen Bruder und vermeynten Erben, vom Throne zu entfernen. Dieser war nur neun Jahre alt, aber man machte sich von seinen guten Eigenschaften die allerbeste Hoffnung. Donna Isabella, seine ältere Schwester, theilte mit ihm die Gunst des Adels. Man erwies ihnen allemal, wenn sie an den Hof kamen, soviel Achtung, daß der König darüber unruhig ward, und einen Nachfolger wünschte, von dem er nichts zu fürchten haben möchte.

Die Königinn brachte eine Tochter zur Welt, welche Donna Johanna genennet ward. Heinrich, für Freuden ganz außer sich, machte seinen Favoriten zum Grafen von Ledesma. Ein so wichtiger Titel, der einem jungen Menschen gegeben ward, welcher dem Staate noch keine Dienste geleistet hatte, bestärkte die Castilianer in ihrem Verdachte. Zween Monate nach der Geburt der jun-

gen Prinzessinn ließ der König sie zur Erbinn des Königreichs erklären. Es setzte sich niemand dawider; Alphonsus und Isabella waren sogar die ersten, die den Eid der Treue schwuren. Donna Johanna erhielt von diesem Tage an den Titel: Prinzessinn von Asturien. Die Königinn ward zum zweytenmale schwanger, und brachte vor der Zeit einen Prinzen zur Welt, welcher gleich nach der Geburt starb b).

Heinrich überhäufte den Grafen von Ledesma alle Tage mit neuen Gunstbezeugungen. Dom Juan Pacheca, Marqvis von Villena, welcher lange Zeit bey dem Könige in Gnaden gestanden hatte, und mit Verdruß sahe, daß ein anderer sich des Herzens seines Herrn bemächtiget habe, verband sich mit verschiedenen Misvergnügten, welche wider den König und seinen Favoriten eine Zusammenverschwörung ansponnen. Sie machten durch ein Manifest bekannt, daß es eine Schande für Castilien sey, die am Hofe herrschenden Unordnungen länger zu dulden. Sie sagten öffentlich, daß die Prinzessinn von Asturien im Ehe-

b) Die Königinn, welche vermuthlich ein wenig rothe Haare haben mochte, ließ sich dieselben mit einer Tinctur färben, welche leicht brannte. Als sie sich nun eines Tages, da die Sonnenhitze außerordentlich stark war, einfallen ließ, spazieren zu gehen, geriethen von der Hitze der Sonnenstralen ihre Haare in Brand. Die Königinn erschrack darüber heftig, und dieses Schrecken zog ihr den Zufall zu, den wir oben erwähnt haben.

Ehebruch erzeugt sey, daß die Spanier zu viel Herz besäßen, um sie jemals als ihre Gebieterinn zu erkennen, und daß es eine Ungerechtigkeit seyn würde, wenn man den Alphonsus und die Isabella, die glorreichen Ueberbleibsel so vieler königlichen Vorfahren, verlassen wollte. Diese dreusten Reden wurden mit aufrührischen Zusammenkünften, und mit Soldatenwerbungen begleitet. Wenn Heinrich seine Truppen, die er auf den Beinen hatte, in der Geschwindigkeit zusammen gerufen hätte, so würde er ohnfehlbar die Rebellen gezwungen haben, die Waffen nieder zu legen. Er hielt sich aber ganz ruhig zu Toledo, und ließ den Verschwornen Zeit, ihre Maaßregeln zu ergreiffen. Diese hatten sogar die Kühnheit, den König in seinem Pallaste anzugreiffen. Heinrich, der sich in Gefahr sahe, ihnen in die Hände zu gerathen, entwischte durch eine verborgene Thüre, in Begleitung des Grafen von Ledesma, und begab sich nebst denen Infanten c) nach Segovien.

Der König gab, denen Rebellen zum Trotz, seinem Favoriten das Großmeisterthum von St. Jago, welches seit langer Zeit dem Dom Alphonsus bestimmt war. Als sie nun sahen, daß ihr Feind die erste Würde im Königreiche erhielt, verwandelte sich ihre Rachgier in Wuth. Sie verlohren alle Arten der Achtung, und beschlossen, die Sache aufs äußerste zu treiben. Sie

 bedienten

c) Die Infanten waren Dom Alphonsus, der Bruder des Königs, und seine Schwester, Donna Isabella.

bedienten sich der List, ehe sie zu den Waffen griffen, und versuchten, Segovien zu überrumpeln. Die Eroberung dieser Stadt würde ihnen den König, die Infanten und den Grafen von Ledesma in die Hände gespielt haben. Es war demnach denen Rebellen daran gelegen, sich Meister von diesem Platze zu machen. Ihr Unternehmen wäre auch gelungen, wenn nicht ein Edelmann von ihrer Parthey zum Könige übergegangen wäre, und alles verrathen hätte. Heinrich ließ sogleich alles zu den Waffen greiffen. Die Verschwornen, da sie sich verrathen sahen, versammelten sich zu Valladolid, und beschlossen, einen allgemeinen Aufruhr zu erregen, weil sie sonst kein ander Mittel vor sich sahen.

Sie gaben ein anzügliches Manifest heraus, in welchem sie dem Könige vorwarfen, daß er eine Prinzeßinn, die ihrer unehrlichen Geburt wegen auf immer vom Throne ausgeschlossen seyn sollte, zur rechtmäßigen Erbinn habe ernennen lassen; daß er dem Infanten **Dom Alphonsus** ein Erbrecht entzogen habe, dessen man ihn, ohne göttliche und menschliche Gesetze zu verletzen, nicht berauben könne; daß er die meisten Bedienungen im Reiche unwürdigen Leuten gegeben; daß er eine beständige Freundschaft mit den Mauren unterhalte, und sie durch Wohlthaten an den Hof ziehe. Die Verschwornen setzten hinzu, daß die Ehre ihnen nicht erlaube, einem Könige zu gehorchen, der solcher Gestalt die königliche Gewalt misbrauche. Dem zu Folge warben sie Truppen an, und ließen den **Dom Alphonsus** zum Könige

von

von Castilien ausrufen. Die Einwohner von Valladolid, die mit dieser Ausrufung nicht zufrieden waren, ergriffen die Waffen, und nöthigten die Rebellen, sich nach Burgos zu ziehen.

Heinrich versammelte seinen Rath, um die gegenwärtigen Affairen zu überlegen; man beschloß dabey einstimmig, daß man die Rebellen des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklären, und sie mit gewaffneter Hand verfolgen müsse. Der Bischof von Calahorra, ein Bruder des Favoriten, rieth dem Könige, sogleich mit seinen Soldaten auf Burgos los zu gehen. „Es ist „dieses das einzige Mittel, sagte der Prälat, die „Rebellen zu überraschen, ihren Anhang zu zer„streuen, und sie wieder zum Gehorsam zu brin„gen. In gegenwärtigen Umständen ist ein schnel„ler und tapferer Entschluß unumgänglich noth„wendig.„ Der König aber hielt diesen Rath für verdächtig. Er wußte, daß die Gunst des Grafen von Ledesma die Verschwörung veranlaßt hatte, und ob er gleich diesen jungen Herrn ungemein liebte, so hatte er doch nicht Lust, ihm die Krone aufzuopfern. Heinrich gab demnach zur Antwort, daß das Mittel, welches man ihm vorschlüge, großen Unbeqvemlichkeiten ausgesetzt sey; daß man, wenn es nicht gelingen sollte, das Reich der Gefahr eines bürgerlichen Krieges aussetzte, von welchem der Ausgang sehr zweifelhaft sey; daß ein König erst alles versuchen müßte, ehe er sich entschlösse, das Blut seiner Unterthanen zu vergießen; daß übrigens es noch allemal Zeit sey, die Waffen zu ergreiffen, wenn man durch gütli

chen Vergleich nichts ausrichten könnte. Verdiente ein König wohl, seine Unterthanen als Rebellen zu finden, die er mit so viel Zärtlichkeit liebte?

Der Prälat, den diese Antwort verdroß, vergaß einen Theil der Ehrerbietung, die er seinem Herrn schuldig war. „So viel Nachsicht, antwortete er, zeigt weniger Großmuth, als „Schwachheit an; dann nur kann man Mäßigung zeigen, wenn man ungehindert strafen kann. „Schreiben Sie die Schuld niemanden, als sich „selbst zu, wenn Sie der unglücklichste Prinz in „Europa werden.„ Heinrich ließ sich durch die Dreustigkeit dieser Antwort nicht beleidigen, sondern trat mit den Rebellen in Unterhandlung. Diese, die sich noch nicht im Stande sahen, ihr Vorhaben auszuführen, suchten den König nur aufzuhalten. Sie sprachen mit Ehrerbietung von ihm, und zeigten sich willig, zu ihrer Pflicht zurück zu kehren, wenn er die Prinzessinn von Asturien nicht mehr für seine Tochter erkennen, das Großmeisterthum zu St. Jago dem Grafen von Ledesma nehmen, es dem Alphonsus geben, und ihn zum rechtmäßigen Kronerben erklären lassen wollte.

Heinrich wollte anfänglich von allen diesen Bedingungen nichts hören; doch brachte man ihn endlich zu einer Unterredung und zur Einwilligung in folgende Bedingungen. Daß man wider die Geburt der Prinzessinn Johanna nichts mehr einwenden sollte; daß sie den Dom Alphonsus heyrathen möchte, welcher nebst ihr zum Prinzen

von Asturien erklärt werden sollte; daß der König den Infanten innerhalb zwölf Tagen in Freyheit setzen, und seine Person denen Verschwornen überlassen wolle; daß das Großmeisterthum dem Grafen von Ledesma genommen, und dem Alphonsus indessen die Verwaltung davon übertragen werden solle, bis er das Alter erreicht habe, wo er diese Würde völlig antreten könnte. Auf diese Bedingungen versprachen die Rebellen die Waffen nieder zu legen, und sich dem Könige zu unterwerfen. Man unterzeichnete den Tractat von beyden Seiten, und beschwor die feyerliche Beobachtung aller Artikel desselben.

Man stellte nach diesen feyerlichen Verbindungen dem Könige vor, wie nachtheilig sie für ihn wären, und rieth ihm, nicht darauf zu achten, unter dem Vorwande, daß ein König niemals zu Tractaten mit seinen rebellischen Unterthanen gezwungen werden könne. Der König aber blieb unbeweglich, und stopfte seinen Räthen mit der Vorstellung den Mund, daß das Wort der Könige heilig und unverletzlich seyn müsse, und daß er nicht das Feuer eines bürgerlichen Krieges muthwilliger Weise in seinen Staaten entzünden wolle. „Nun wohlan, sagte die Königinn zu ihm, so treten Sie denn die Krone an ihren Bruder ab, „wenn Sie ihn denen Verräthern überlassen, welche die Unverschämtheit gehabt haben, ihn zum „Könige auszurufen.„ In der That trugen auch die Verschwornen kein Bedenken, ihren Schwur zu verletzen. Sie suchten den Infanten auf den Thron zu setzen, so bald sie ihn nur in ihrer Gewalt

walt hatten. Die Gemüther des Volks schienen ihnen zu einer Regimentsveränderung völlig vorbereitet. Nachdem sie ihre Maaßregeln ergriffen, und sich von einem großen d) Theile des Königreichs Meister gemacht hatten, riesen sie den Infanten, unter dem Nahmen Alphonsus XII, zum Könige von Castilien aus.

Heinrich ward von dem lebhaftesten Schmerze durchdrungen, als er die Nachricht davon erfuhr. „O Gott, rief er aus, du, der du der „Schutz gekrönter Häupter bist, räche mich an „meinen ungetreuen Unterthanen, und thue ihrer „Frechheit Einhalt!„ Da dieser Prinz damals ohne Truppen, ohne Geld, ohne Freunde, ohne alles war, flohe er mit seiner Gemahlinn, und der jungen Prinzessinn von Asturien, nach Salamanca. Die Verschwornen waren so wenig bedacht, ihm nachzusetzen, daß sie ihm vielmehr Zeit ließen, Truppen anzuwerben, so daß er sich in kurzer Zeit an der Spitze von hundert tausend Mann sahe. Es ist wahr, daß die meisten dieser Soldaten in schlechter Verfassung waren, und daß er sich ihrer nur auf einige Tage bedienen konnte. Aber ihre überlegene Menge machte ihn denen Rebellen so fürchterlich, daß diese noch einmal in Unterhandlungen zu treten beschlossen. Sie versprachen, den alten e) Tractat zu beobachten, und erhielten auf diese Bedingungen den Frieden. Kaum

d) Sie hatten Toledo, Sevilla, Cordua, Valladolid, Avila und Burgos in ihrer Gewalt.

e) Sie machten sich auch anheischig, den Alphonsus dahin zu vermögen, daß er innerhalb sechs Monaten den königlichen Titel ablegen sollte.

Kaum aber hatten die Verschwornen das Ungewitter von sich entfernt, als sie ihre Verbindungen wieder vergaßen. Eine so schlechte Aufführung brachte die Einwohner von Valladolid wider sie auf, welche den Heinrich zu sich riefen, und ihm mit allen Merkmalen der lebhaftesten Freude empfiengen. Während dieser Zeit erfuhr Alphonsus auch viel Unangenehmes von Seiten der Rebellen. Einer unter ihnen sagte zu diesem jungen Prinzen: „Wir haben unsere Güter und unser Leben gewagt, um Sie auf den Thron zu setzen. Wir zweifeln nun nicht, daß Sie Herz genung haben werden, sich bis an den Tod darauf zu behaupten. Wann es aber geschehen sollte, daß Sie ein unanständiges Bedauern deswegen blicken ließen, so werden wir gar kein Bedenken tragen, Ihnen einen Giftbecher anzubieten.„

Der Krieg gieng nun im ganzen Reiche wieder an, ob er gleich ziemlich schläfrig geführt ward. Der König, welcher die Ruhe liebte, hörte neue Vorschläge an, welche ihm der Marqvis von Villena thun ließ. Dieser stolze Castilianer erstreckte seine Absichten bis auf den Thron, und da er selbst nicht auf denselben steigen konnte f), wollte er wenigstens seinen Bruder, den Dom Pedro Giron, Großmeister zu Calatrava, auf denselben setzen. Dieser war ein Mann von funfzig Jahren;

f) Der Marqvis von Villena war verheyrathet. Nun aber durfte man sich nicht anders Hoffnung zur Krone machen, als wenn man die Infantin Isabella heyrathen konnte.

ren; ein Mann aber, der seiner Verdienste wegen, in ungemeinem Ansehen stand. Villena bot dem Heinrich an, daß er den Alphonsus zur Ablegung des königlichen Titels bewegen, und die Ruhe im Reiche auf folgende drey Bedingungen wieder herstellen wolle. 1. Wenn man den alten Tractat beobachtete. 2. Wenn man den Herzog von Albuquerque, und seinen Bruder, den Bischof von Calahorra, vom Hofe entfernte. 3. Wenn man die Infantinn Isabelle dem Großmeister von Calatrava zur Gemahlinn gäbe.

Der König hatte auch die Gütigkeit, oder vielmehr die Schwachheit, diese Vorschläge anzunehmen. Man machte einen neuen Tractat, welcher von beyden Theilen unterschrieben ward. Heinrich sprach mit der Infantinn von der vorgeschlagenen Heyrath. Diese Prinzessinn aber, die sich für den größten König in Europa nicht für zu gering hielt, wollte in so eine unanständige Verbindung nicht willigen. Um aber dem Könige nicht misfällig zu seyn, der ohnedem bey so vielen Widerwärtigkeiten etwas verdrüßlich geworden war, sagte sie ihm ihre Meynung nicht ganz heraus. Sie versicherte indessen gegen eine ihrer Hofdamen, Beatrix de Bobadille, daß sie dem Großmeister eher das Leben nehmen, als denselben heyrathen wolle. Diese ihre Vertraute konnte einen solchen Entschluß nicht mißbilligen, und versprach sogar der Prinzessinn, zur Ausführung ihres Vorsatzes die Mittel zu verschaffen. Sie bat zugleich die Prinzessinn, nicht eher zu einer so gewaltsamen That zu schreiten, als bis es die äußerste

Noth erfoderte, und versprach ihr, daß sie den Abend ihrer Vermählung, wenn man sie mit ihrem Gemahl ins Schlafzimmer führen würde, sich mit einem Dolche versehen, und ihn dem Großmeister in die Brust stoßen wolle. Dieser tragische Auftritt fiel aber von selbst weg, weil derjenige, den man mit dem Dolche ermorden wollte, in wenig Tagen von einem hitzigen Fieber hingerissen ward. Man hatte die Verschwornen im Verdacht, daß sie die Urheber eines so jähen Todes wären, weil verschiedene von ihnen keinen Vergleich mit dem Hofe eingehen, und ihre Vortheile nicht gern der Herrschsucht des Marqvis von Villena aufopfern wollten. Dieser, der nun keine Ursache mehr hatte, den König zu schonen, trat förmlich zur Parthey der Verschwornen, und der bürgerliche Krieg ward hitziger als jemals. Die Rebellen hatten die festesten Plätze des Königreichs inne, und Alphonsus sahe täglich die Zahl seiner Anhänger sich vermehren. Dieser Prinz, der damals nur funfzehn Jahr alt war, zog sich die Bewunderung aller Menschen zu. Er studirte mit vielem Fleiße die Gesetze und Gewohnheiten des Landes, die Rechte und Privilegien des Volks. Er wohnte allen Rathsversammlungen bey, machte sich die vorkommende Geschäffte bekannt, ließ einen Verstand und eine Liebe zur Billigkeit blicken, die man nicht genung an ihm bewundern konnte, und behauptete die Hoheit seines Ranges mit einer Majestät, welche ihm die Hochachtung aller seiner Unterthanen erwarb. Es war zu bedauern, daß er den Thron, dessen ihn seine Tu-

Tugenden so würdig machten, nur einer Rebellion zu danken hatte.

Heinrich, welcher die Krone seinem Nebenbuhler nicht lassen wollte, wandte alles an, um sie zu erhalten. Er versammelte seine Truppen, und gab dem Johann von Velasca, Constablern von Castilien, Befehl, den Rebellen ein Treffen zu liefern. Der General bat den König, daß er nur seine Person dabey schonen möchte, und Heinrich, der diese Bitte vernünftig fand, begab sich in eine nahe gelegene Stadt. Die Armeen stießzen bey Olineda auf einander, und man focht auf beyden Seiten mit einer Wuth, die nur bey bürgerlichen Kriegen gewöhnlich ist. Alphonsus ritt auf einem prächtigen Pferde durch alle Glieder, munterte seine Soldaten auf, und begab sich selbst in die größten Gefahren. Die Schlacht dauerte lange, und war blutig. Die Truppen des Heinrich waren an Anzahl, die Truppen des Alphonsus aber an Tapferkeit überlegen. Die Müdigkeit und die einbrechende Nacht machten dem Streite ein Ende, von welchem sich jede Parthey den Vortheil zuschrieb. Die beyden Prinzen ließzen in allen Städten, die unter ihrer Bothmäßigkeit standen, Freudenfeuer anzünden.

Die Parthey des Königs schien indessen von Tag zu Tage schwächer zu werden. Alphonsus machte sich Meister von Segovien, allwo die Königinn und die Infantinn sich aufhielten. Die erstere hatte kaum so viel Zeit, daß sie in der größten Unordnung aus dem Schlosse entfliehen konnte. Donna Isabella aber war gar nicht auf die

die Flucht bedacht, sondern eilte ihrem Bruder entgegen, umarmte ihn, und erkannte ihn für ihren König. Die Verschwornen freuten sich sehr, daß sie diese Prinzessinn in ihrer Gewalt sahen. Heinrich holte mit einem Detaschement seine Gemahlinn aus ihrem Gefängnisse, und trug dem Erzbischoffe von Sevilla auf, sie auf das Schloß d'Alarcon zu bringen, und sie daselbst stark zu bewachen.

Der Prälat nahm diesen Antrag mit Freuden an. Er nahm seinen Nefen, den Dom Pedro de Fonseca mit sich, welcher einer der liebenswürdigsten Cavaliere in Spanien war. Die Gestalt dieses jungen Herrn machte einen mächtigen Eindruck auf das Herz der Königinn. Fonseca konnte gleichfalls die schönste Prinzessinn, welche man damals in Europa antraf, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen. Wenn man voraus setzt, so wie man beständig vorgab, daß Heinrich nicht im Stande war, den Pflichten eines Ehemanns Gnüge zu leisten, und daß er seine Gemahlinn selbst gezwungen hatte, die eheliche Treue zu brechen: so wird man sich gar nicht wundern, daß die Königinn, die sich damals in einem traurigen Schlosse zu einem einsamen Leben verbannet sahe, die Seufzer eines jungen und wohlgestalten Liebhabers geneigt aufnahm, und sich durch die Ergötzungen der Liebe wegen des Misvergnügens schadlos hielt, das sie von Seiten der Ambition erfuhr. Dom Pedro fand das Geheimniß, ihr zu gefallen, und sie erhielt von ihm einen Sohn, welcher Ferdinand genennet ward. Man hielt diese

Sache so sorgfältig geheim, daß kein Mensch etwas davon erfuhr. Ein solcher Zufall erregt übrigens ein gewaltiges Vorurtheil wider die Geburt der jungen Prinzessinn von Asturien.

Während daß die Königinn ihre Zeit auf eine so angenehme Weise auf dem Schlosse Alarcon zubrachte, setzte der König den Krieg fort, und suchte seine rebellischen Unterthanen zu bändigen. Er hatte das Vergnügen, die Stadt Toledo seinetwegen in Aufruhr gerathen, und sich ihm unterwerfen zu sehen. Alphonsus marschirte, auf diese Nachricht, mit seiner Armee auf selbige los, um einen so wichtigen Platz zu belagern. Er kam den ersten Julius 1468 bey dem Flecken Cardegnosa an, und ward hier so krank, daß er nicht weiter fort konnte. Es herrschte damals eine ansteckende Seuche, und man glaubt, daß er damit sey befallen gewesen. Seine Krankheit nahm dermaaßen zu, daß er nach fünf Tagen starb. Dieser Prinz war nicht älter als sechzehn Jahr, und würde die größten Lobsprüche verdienen, wenn er nicht ein Rebelle gewesen wäre.

Der Tod des Alphonsus hatte für den König sehr glückliche Folgen. Verschiedene Städte verließen die Parthey der Verschwornen. Diese verlohren indessen den Muth nicht, und da sie weiter keine Sicherheit fanden, als in der Fortsetzung ihres Aufruhrs, so beschlossen sie, die Infantinn Isabella zur Königinn von Castilien auszurufen. Sie war damals im achtzehnten Jahre ihres Alters. Schönheit, Verstand, Witz, Ernsthaftigkeit, Geschmack an den Wissenschaften, Liebe zum

Ruhme,

Ruhme, das waren die großen Eigenschaften, die man an dieser Prinzessinn bewunderte. Dem Erzbischof von Toledo war es aufgetragen, ihr die Krone anzutragen, und er that es mit den ausgesuchtesten Worten. Die Infantinn bezeigte erstlich dem Prälaten ihre Erkenntlichkeit; hernach aber stellte sie ihm vor, daß Heinrich ihr rechtmäßiger Beherrscher sey; daß die Unterthanen nicht das Recht hätten, ihren König abzusetzen, und daß man ihr nie den Vorwurf machen sollte, daß sie durch unerlaubte Mittel den Thrón bestiegen habe. Sie setzte übrigens noch hinzu, daß, wenn die Verschwornen einen Rath von ihr annehmen, und ihr ferner gewogen seyn wollten, sie wieder zu ihrer Pflicht zurück kehren, und den König dahin vermögen sollten, daß er sie zur Prinzessinn von Asturien und zur Erbinn des castilianischen Throns ernennen ließe. „Nicht die Herrschsucht, sagte „sie, verleitet mich, diese Bitte zu thun; sondern „die Wünsche aller Castilianer, und das Verlan„gen, die Krone nicht in fremde Hände kommen „zu lassen, bewegen mich dazu.„

Der Erzbischof brachte diese Antwort denen Zusammenverschwornen, und erregte eine solche Verwunderung, daß sie die Tugend und die grossen Eigenschaften der Infantinn bis in den Himmel erhoben. Sie schickten Deputirte an den Heinrich, und versprachen diesem Prinzen, sich zu unterwerfen, wenn er die Isabella zur Prinzessinn von Asturien erklären wollte. Der König hielt hierauf eine Rathsversammlung zu Madrid, und nie war eine wichtigere und bedenklichere

Materie aufs Tapet gebracht worden. Man hatte auf der einen Seite die Ruhe und Stille im Reiche, welches sechs Jahre lang alle Wuth eines bürgerlichen Krieges erfahren hatte, wieder herzustellen; auf der andern Seite aber sollte man eine unschuldige Prinzeßinn enterben, sie mit einer ewigen Schande bedecken, und zwar mit einer Schande, die allemal auf den König und die Königinn zurück fiel. Das ganze Volk hieng dem ohngeachtet auf diese Seite. Der König widersetzte sich lange, und behauptete, daß Donna Johanna seine Tochter sey. Der Ober-Hofmeister des Königs, Dom Andreas de Cabrera, wagte es, zu sagen, daß alle Leute von der gegenseitigen Meynung eingenommen wären. Er stellte hierauf dem Könige vor, daß die Verschwornen sich des Königreichs größten Theils bemächtigt hätten, und daß, wenn man auf ihre Vorschläge nicht achten wollte, Seine Majestät gewärtigen müßten, bald einen andern als König auf dem Throne zu sehen. Heinrich, der diese Gründe wichtig fand, und die Liebe zur Ruhe, die ihn ohnedem sein ganzes Leben hindurch beherrschte, allen andern Betrachtungen vorzog, unterschrieb mit Seufzen die Enterbung seiner Tochter. Man schloß einen neuen Tractat, in welchem der König denen Verschwornen eine General-Amnestie zugestand. Er verband sich zugleich, seine Schwester Isabella zur Prinzeßinn von Asturien, und zur rechtmäßigen Erbinn des Reichs ernennen zu lassen; es ward aber dabey bedungen, daß die Prinzeßinn sich nicht ohne Einwilligung des Königs verheyrathen sollte.

Er

Er versprach weiter, seine Gemahlinn g) und Tochter nach Portugall zu schicken, und sich förmlich von ihr scheiden zu lassen. Zu gleicher Zeit trug er die Großmeisterwürde von St. Jago dem Dom **Juan Pacheco**, Marqvis von **Villena** auf, welcher der Haupturheber aller Unruhen gewesen war, und seinem Herrn eine der größten Würden des Königreichs gewissermaaßen abzwang.

Die Königinn protestirte wider alles, was zu ihrem Nachtheile geschehen war; und da sie sich in dem Schlosse Alarcon nicht sicher genung glaubte, beschloß sie, dasselbe zu verlassen, und that es mit Hülfe des **Ludwig de Mendoza**. Dieser junge Herr führte sie nach Guadalajura, wo sie das Vergnügen hatte, ihre Tochter bey sich zu sehen. Eine große Anzahl castilianischer Herrn, die von dem Schicksale dieser beyden Prinzeßinnen gerührt wurden, erklärten sich zu ihrem Vortheile, und ihre Parthey ward so ansehnlich, daß die Verschwornen einen neuen bürgerlichen Krieg befürchteten.

Der König genoß die Annehmlichkeiten des Friedens nicht; es kam ihm nicht aus den Gedanken, um welchen Preiß er sie erkauft hatte, und er machte sich ohn Unterlaß den Vorwurf, daß er den Pflichten eines Gemahls und Vaters entgegen gehandelt. Dieser Prinz, der seine Gemahlinn und Tochter zärtlich liebte, dachte weiter auf nichts, als wie er ihnen wieder zu ihren Rechten

g) Die Königinn sollte künftig nur den Titel: Infantinn von Portugall führen.

verhelfen wollte, ohne den Staat einer Zerrüttung auszusetzen. Während daß er diesem Projecte nachdachte, erfuhr er, daß Donna Isabella den Dom Ferdinand, den Sohn des Königs von Arragonien, Johannis II, geheyrathet habe. Diese Vermählung versetzte der Parthey der Prinzeßinn Johanna einen tödtlichen Stoß. Ferdinand war der Erbe von den Reichen Arragonien, Valencia, Majorca, Sardinien, Sicilien und dem Fürstenthume Catalonien. Isabella ward als die bestimmte Erbinn der Kronen von Castilien, Leon, Gallicien, Toledo, Murcia und Andalusien angesehen. Die Vereinigung dieser beyden Staatskörper war es, aus welcher diejenige weitläuftige Monarchie erwachsen sollte, die man nach der Zeit das Königreich Spanien genennet hat.

Heinrich sahe alle Folgen dieser Vermählung voraus. Die Parthey der Rebellen konnte von der Zeit an auf allen Beystand von Seiten Arragoniens rechnen, und der castilianische Monarch mußte besorgen, daß er künftig nur in so fern König seyn würde, als es den Neuvermählten gefiele. Er beschwerte sich sehr über seine Schwester, daß sie einen von den Artikeln des letztern Tractats übertreten, und sich ohne Einwilligung des Königs ihres Bruders verheyrathet habe; er erklärte zugleich, daß, da die Prinzeßinn Johanna seine eheliche Tochter sey, so erkenne er auch keine andere als Erbinn der Kronen von Castilien und Leon.

Der

Der König h) und die Königinn von Sicilien hatten voraus gesehen, daß Heinrich ihre Vermählung nicht anders, als mit dem größten Misvergnügen sehen würde. Sie beunruhigten sich zwar darüber nicht sehr; doch setzten sie sich in Vertheidigungsstand, wenn sie etwan angegriffen werden sollten. Heinrich machte auch allerhand Anstalten: aber seine natürliche Trägheit, und die Furcht, das Blut seiner Unterthanen zu vergießen, verhinderten ihn, seiner ersten Hitze zu folgen. Es kamen ihm auch noch andere Verdrüßlichkeiten in den Weg. Er erfuhr endlich, daß seine Gemahlinn ihm nichts als Schande machte, und daß sie zwey Kinder vom Dom Pedro de Fonseca gehabt habe. Diese Nachricht brachte ihn in die äußerste Hitze, so daß er auch den Verwegenen, der ihm die schimpflichste unter allen Beleidigungen angethan hatte, seiner Rache aufopfern wollte. Die Königinn erblaßte für Schrecken, als sie die Gefahr vernahm, in welcher sich Dom Pedro befand. Sie that, um das Leben ihres Liebhabers zu retten, einen Schritt, wovon die Geschichte wenig Beyspiele aufzuweisen hat. Sie begab sich zum Könige, warf sich ihm zu Füßen, benetzte sie mit ihren Thränen, und bat für den Verbrecher um Gnade. Heinrich liebte seine Gemahlinn, so unwerth sie auch seiner Zärtlichkeit war; er ließ sich erbitten, und Fonseca bekam weiter keine Strafe, als daß er sich vom Hofe entfernen mußte.

h) Als sich Ferdinand vermählte, ließ ihn der Vater den Titel: König von Sicilien annehmen.

Ich weis nicht, was man hier am meisten bewundern soll, ob die Unverschämtheit der Königinn, oder die Gutherzigkeit des Königs.

Heinrich verglich sich endlich mit dem Könige und der Königinn von Sicilien; er bestätigte ihre Vermählung, ohne etwas an den Einrichtungen zu ändern, die er wegen der castilianischen Thronfolge gemacht hatte. Isabella und ihr Gemahl Ferdinand kamen nach Segovien, und wurden daselbst sehr wohl aufgenommen. Dom Andreas de Cabrera hatte die Ehre, beyde Könige bey sich zu bewirthen. Heinrich befand sich nicht wohl, als er von der Tafel aufstand. Er brach sich, fühlte ein heftiges Feuer durch den ganzen Körper, und bekam einen Blutsturz, der ihn ganz entkräftete. Man muthmaaßte, daß er Gift bekommen habe. Isabella, da sie den König, ihren Bruder, in den letzten Zügen sahe, bat ihn, daß er die zuletzt gemachte Verordnung wegen der Prinzeßinn Johanna umstoßen möchte. Die Königinn von Sicilien ließ eben diese Bitte von den vornehmsten Herrn des Königreichs wiederholen: aber Heinrich blieb standhaft auf seinem Vorsatze, und wollte seine einzige Tochter nicht enterben.

Die Prinzeßinn von Asturien, die man von der Krone auszuschlüßen gedachte, gieng damals in ihr vierzehntes Jahr. Nichts war mit ihrer Schönheit zu vergleichen, außer der Größe ihrer Seele, die sie bey allen Gelegenheiten zeigte. Sie besaß alle Annehmlichkeiten ihres Geschlechts ohne die Fehler desselben. Sie gewann im Umgange

ge alle Herzen, und selbst ihre ärgsten Feinde, die ihr ihre Geburt streitig machten, gestanden, daß sie des Ranges würdig wäre, den man ihr versagen wollte. Da diese Prinzessinn viel Verstand hatte, so sahe sie auch ihre unglücklichen Umstände um so viel deutlicher ein. Ob sie gleich als eine königliche Prinzeßinn erzogen, und zweymal zur Erbinn des Reichs ernannt war, so wußte sie doch, daß die meisten Castilianer ihr die Ehre, von königlichem Blute abzustammen, streitig machten. Diese Vorstellung war für eine Prinzeßinn sehr beleidigend, deren erhabene Gesinnungen sie von ihrer edlen Geburt versicherten. Da nun der König von Tag zu Tage schwächer ward, und da die Völker sich einem grausamen bürgerlichen Kriege ausgesetzt sahen, so machte man auch allerhand Versuche, um Heinrichen dahin zu bringen, daß er sich wider die junge Prinzeßinn erklären sollte. Es begaben sich einige der vornehmsten Herrn am Hofe zum Könige, und stellten ihm vor, wie kostbar die Augenblicke wären, und daß er auf das Wohl und die Ruhe des Staats bedacht seyn müsse; daß nach der gemeinsten Meynung die Prinzeßinn Johanna nicht seine Tochter sey; daß er folglich allen Streit heben, und den Frieden in Spanien wieder herstellen werde, wenn es ihm gefiele, die Königinn von Sicilien zu seiner Erbinn einzusetzen. Heinrich antwortete mit wenig Worten, daß die Gesetze für die Sicherheit des Staats gesorgt hätten, und daß die Prinzeßinn von Asturien ihm succediren müßte. Da er nun sein Ende heran nahen sahe, machte er ein Testament,

ment, in welchem er die Donna Johanna für seine rechtmäßige Tochter und Erbinn erklärte. Er starb einige Tage darnach, ohne etwas an den Artikeln des Testaments verändert zu haben.

Nach dem Tode Heinrichs begaben sich einige Vornehme des Reichs nach Escalone, wo sich damals die Prinzessinn Johanna mit der Königinn ihrer Mutter aufhielt. Sie machten ihr, als ihrer nunmehrigen Monarchinn, die Aufwartung, und noch an eben dem Tage ward sie zur Königinn von Castilien und Leon ausgerufen. Es erklärten sich auch verschiedene Städte im Reiche für sie. Während dessen schwuren die Anhänger der Isabella ihr eine ewige Treue, so wie auch dem Don Ferdinand ihrem Gemahl. Man mußte sich sehr wundern, daß man den Don Bertrand de la Cueva, Herzogen von Albuquerque, den man für den Vater der Prinzessinn Johanna hielt, auf der Seite des Königs und der Königinn von Sicilien fand. Es hat sehr den Schein, daß dieser Herr, welcher viel Ambition besaß, voraus sahe, daß es seiner vermeynten oder wirklichen Tochter um ihrer eigenen Ehre willen daran gelegen seyn müsse, ihn nicht zu hoch zu erheben, oder gar ihn unglücklich zu machen. Das gewissește ist, daß der Herzog von Albuquerque bey dieser Gelegenheit wider das Gefühl der Natur handelte, oder die Gesetze der Billigkeit verletzte.

Die Parthey der Isabella war ungleich stärker. Diese Prinzessinn suchte besonders den Marquis

quis von Villena i) auf ihre Seite zu ziehen, welcher es bisher mit ihrer Nebenbuhlerinn gehalten hatte, und geneigt schien, diejenige für seine Gebieterinn zu erkennen, die ihm die meisten Vortheile anbot. Villena zeigte sich bereitwillig, die Parthey zu verändern, wenn man ihm das Großmeisterthum zu St. Jago geben wollte. Der König und die Königinn von Sicilien nahmen den Vorschlag an; sie verlangten aber, daß er ihnen zuvor die Prinzessinn Johanna in die Hände liefern solle. Der Marquis wollte darein nicht willigen, und die Unterhandlung ward abgebrochen.

Der Krieg brach nun von beyden Seiten ziemlich hitzig los. Villena, welcher sahe, daß Ferdinand und Isabella fast die ganze Macht des Reichs in den Händen hatten, und noch dazu durch den König von Arragonien unterstützt wurden, merkte wohl, daß er sich gegen eine so mächtige Parthey nicht werde halten können. Er wandte sich demnach an den König von Portugall, Alphonsus V, und bot ihm die Prinzessinn Johanna k) zur Gemahlinn an, nebst den Kronen von Castilien und Leon zur Mitgabe. Der portugiesische Monarch nahm dieses Anerbieten mit Freu-

i) Er war ein Sohn des Marquis von Villena, den der König Heinrich zum Großmeister des Ordens St. Jago gemacht hatte. Der Vater dieses jungen Marquis war in eben der Zeit gestorben, von welcher wir iezt reden.

k) Sie war zuvor schon dem Herzog von Guyenne, dem Bruder Ludewigs XI, Königs in Frankreich, und hernach dem Infanten von Arragonien versprochen worden.

Freuden an, und versprach, die Rechte der jungen Königinn durch die Waffen zu unterstützen. Er hielt bey dem Pabste um Dispensation zur Heyrath an, weil sie seine Nichte war.

Ein so mächtiger Vertheidiger machte diejenigen, die es mit der Prinzessinn Johanna gehalten hatten, ein wenig muthig. Der König von Portugall ließ dem Ferdinand und der Isabella den Krieg ankündigen; er warb eine starke Armee an, um das Reich einer Prinzessinn zu erobern, welche seine Gemahlinn werden sollte. Villena führte die junge Königinn nach Placenza, wo sich auch Alphonsus, mit einer Armee von zwanzig tausend Mann, einfand. Dieser nahm hierauf den Titel eines Königs von Castilien und Leon an, und besetzte einige Plätze l), die ihm der Marquis von Villena in die Hände spielte. Die junge Königinn hielt mit ihm zu Toro einen Einzug, wobey sie sich mit allen Zierrathen der königlichen Würde ausgeschmückt hatte.

Die Angelegenheiten der Prinzessinn Johanna schienen iezt eine glückliche Wendung zu bekommen. Ferdinand aber schlief dabey nicht ein; er nahm seine ganze Macht zusammen, welche in vierzig tausend Mann bestand. Er glaubte mit der Belagerung von Toro, wo sich Johanna und Alphonsus befanden, den Krieg auf einmal zu endigen: aber er betrog sich in seiner Vermuthung. Der Platz war mit allen Bedürfnissen reichlich versehen, und ward durch den größten Theil der portugiesischen Truppen vertheidigt. Die

Bela-

l) Es waren die Plätze Toro und Zamora.

Belagerten thaten öftere Ausfälle auf die Castilianer, und hielten sich so tapfer, daß sie diese zum Weichen brachten. Der König von Portugall rückte nun auch seiner Seits ins Feld, schlug einen starken Trupp der Feinde, und machte sich Meister von Pegnafiel.

Der Pabst **Pius** II, welcher die Parthey **Ferdinands** und der **Isabella** hielt, schlug dem **Alphonsus** die gesuchte Dispensation ab. Die nahe Verwandtschaft zwischen einem Onkel und einer Nichte ward dabey zum Vorwande gebraucht, obgleich nichts gemeiner war, als dergleichen Heyrathen. Man weis nicht, ob diese Schwierigkeiten den König von Portugall verdrossen machten: soviel ist gewiß, daß er von der Zeit anfieng, einigen Unterhandlungen Gehör zu geben. Er erbot sich, alle seine Ansprüche fahren zu lassen, wenn man ihm Gallicien, Toro und Zamora abträte. **Isabella** verwarf diese Vorschläge, indem sie sich nie wollte nachsagen lassen, daß sie in die Absonderung einer einzigen Stadt vom Königreiche gewilligt habe; sie hoffte vielmehr, Castilien ihren Kindern so zu hinterlassen, wie es ihre königlichen Vorfahren vor ihr besessen hätten; sie räumte dem Könige von Portugall nichts weiter ein, als eine Summe Geldes, die von gewissen Schiedsrichtern festgesetzt werden sollte, und welche sie an ihn bezahlen wollte.

Die Unterhandlung, in welche sich **Alphonsus** eingelassen hatte, ward von seinen Anhängern als ein Zeichen der Schwachheit angesehen, und brachte ihn um ihr Zutrauen. Er empfand auch

gar

gar bald die nachtheiligen Wirkungen eines solchen Schrittes. Verschiedene spanische Städte öffneten dem Ferdinand und der Isabella die Thore. Der König von Portugall war entschlossen, es auf eine Schlacht ankommen zu lassen, um denen Progressen seiner Feinde Einhalt zu thun. Die beyden Armeen rückten an einander, und wurden bald handgemein. Das Gefechte war lang und blutig; und obgleich die Castilianer an Menge überlegen waren, so neigte sich doch der Sieg veschiedenemal auf die Seite der Portugiesen. Endlich aber gewann das Glück Ferdinands die Oberhand; die portugiesischen Truppen wurden geschlagen, in Unordnung gebracht und eine Menge von ihnen niedergemetzelt. Alphonsus flohe nach Portugall, und nahm die Prinzessinn Johanna mit sich, welche ihr Unglück mit vieler Standhaftigkeit ertrug.

Madrid, und alle Plätze, welche ein wenig tief im Reiche lagen, begaben sich unter die Bothmäßigkeit des Ueberwinders, so daß der König von Portugall genöthigt war, einen Vergleich einzugehen, durch welchen dem Könige und der Königinn von Sicilien der Besitz des Königreichs Castilien zugestanden ward. Man verglich auch, daß die Prinzessinn Johanna den einzigen Sohn Ferdinands und der Isabella, den Don Juan heyrathen sollte, wenn der Prinz das Alter m) dazu erreicht haben würde. Es ward auch ausgemacht, daß die Prinzessinn Johanna den geistlichen Stand zu wählen gehalten seyn sollte, wenn

sie

m) Er war damals nur ein Jahr alt.

sie in diesen Vergleich nicht willigen wollte. Der Friede ward hierauf feyerlich auf hundert und ein Jahr beschworen, und beyde Nationen warfen ihre Augen nur auf die Tochter Heinrichs IV, um zu sehen, was für eine Parthey sie ergreifen würde. Diese Prinzessinn, die so oft der Ball des Glücks gewesen war, wollte sich nicht neuen Unglücksfällen aussetzen. Sie that demnach die Erklärung, daß sie alle Hoffnung zu einer iemaligen Thronbesteigung fahren ließe, und daß sie beschlossen habe, ihr Leben in einem Kloster zuzubringen. Dieser Entschluß schien sehr unerwartet von einer Prinzessinn, welche ihr Rang, ihre Jugend und ihre Schönheit fähig machten, eine glänzende Rolle auf dem Schauplatze der Welt zu spielen.

Als der Tag zu diesem großmüthigen Opfer angebrochen war, erschien die Prinzessinn in der Kirche der heil. Clara zu Coimbra, in ihrem königlichen Schmucke, welchen sie hier auf immer ablegen wollte. Dieser Anblick bewegte alle Zuschauer zum Mitleiden. Man konnte nicht ohne Thränen sehen, daß so viel Reitze in eine finstere Einsamkeit begraben werden sollten. Die Prinzessinn war es allein, welche Entschlossenheit und Standhaftigkeit bey dieser Gelegenheit bezeigte. Sie nahm zuerst die Krone von ihrem Haupte, und legte sie zu den Füßen eines Crucifixes nieder. Nachdem sie den übrigen Schmuck gleichfalls abgelegt hatte, zog sie ein Nonnenkleid an, that die Gelübde mit den gewöhnlichen Formalitäten, und veränderte den Nahmen einer Königinn mit dem Nahmen der Schwester Johanna. Man

kann den Schmerz des Königs **Alphonsus** nicht groß genung ausdrücken, da er sich auf immer einer Person beraubt sahe, die ihm so lieb war. Er gerieth sogar selbst auf den Entschluß, den Thron zu verlassen, und sich in die Einsamkeit zu begeben. Der Tod verhinderte ihn aber an der Ausführung dieses Vorhabens. **Ferdinand** und **Isabella**, die sich nun von einer fürchterlichen Nebenbuhlerinn befreyet sahen, waren weiter auf nichts bedacht, als ihr Reich blühend zu machen. Sie brachten den Glanz der spanischen Monarchie viel weiter, als alle ihre Vorfahren; sie vereinigten unter ihrer Herrschaft die Königreiche Castilien, Leon, Toledo, Murcia, Sevilien, Gallicien, Andalusien, Arragonien, Valencia, Majorca, Sicilien, und das Fürstenthum Catalonien. Sie trieben durch die Eroberung des Königreichs Granada die Mauren vollends aus Spanien, und nahmen dem Don **Fabriqve** und denen Franzosen das Königreich Neapolis weg. Sie eroberten endlich auch noch Navarra vom **Johann d' Albret**, und erhoben ihren Ruhm auf den höchsten Gipfel durch die Entdeckung von Westindien, welche unter ihrer Regierung geschahe. Sogar die Unglücksfälle ihres Hauses trugen zur Vergrößerung der spanischen Monarchie bey.

Don **Juan**, Prinz von Asturien, der einzige Sohn **Ferdinands** und der **Isabella**, starb zu Salamanca in einem Alter von zwanzig Jahren, und seine hinterlassene Wittwe, **Margaretha von Oesterreich**, brachte eine Tochter zur Welt, welche noch vor der Geburt starb. Die älteste

Tochter beyder catholischen Majestäten, Isabella, ward an den König in Portugall, Manuel I, vermählt, und starb in den Wochen, nachdem sie einen Prinzen zur Welt gebracht hatte, welcher den Nahmen Michael erhielt. Dieser, welcher nach den Grundgesetzen des Staats, in seiner Person alle spanischen Kronen vereinigen sollte, überlebte seine Mutter nur um zwey Jahr: so daß der Himmel, der sich für den Ruhm und den Wachsthum des Hauses Oesterreich zu interessiren schien, den Erzherzog Philipp, Herrn der Niederlande, welcher die letzte Tochter Ferdinands und der Isabella, die Infantinn Johanna geheyrathet hatte, auf den spanischen Thron führte. Der Erzherzog, der nach dem Tode aller Prinzen, die vor ihm waren, sich als Erben eines weitläuftigen Reichs sahe, begab sich, nebst seiner Gemahlinn, nach Spanien, um sich daselbst vom Adel, von der Geistlichkeit und dem ganzen Volke die Huldigung leisten zu lassen. Nach dieser Feyerlichkeit gieng er wieder nach Flandern zurück, wo er kurz darauf den Tod seiner Schwiegermutter, der Königinn Isabella erfuhr. Er eilte sogleich wieder nach Spanien, um die castilianische Krone in Besitz zu nehmen. Don Ferdinand wollte ihm dieselbe streitig machen; er sahe sich aber genöthigt, sie seinem Eidam abzutreten, und mit dem Königreiche Arragonien zufrieden zu seyn. Philipp genoß das Vergnügen zu regieren nicht lange. Er ward zu Burgos, bey einem Festin, welches ihm Don Juan Manuel, sein Favorit gab, vergiftet. Johanna, die hinterlassene Wittwe des verstorbenen Prinzen,

hatte keine Fähigkeit, ihre weitläuftigen Staaten zu regieren. Diese junge Königinn hatte öftere Anfälle eines wirklichen Unsinnes, so daß man sich genöthigt sahe, ihr einen Curator zu geben. Man wählte dazu ihren Vater **Ferdinand**, welchem man die Regierung so lange auftrug, bis sein Enkel im Stande wäre, selbst zu regieren. Dieser junge Prinz, welcher in kurzen den Thron besteigen sollte, war der berühmte **Carl V**, welcher eine so große Rolle in Europa spielte. Er vereinigte auf seinem Haupte alle Kronen, welche iezt die spanische Monarchie zusammen ausmachen. Er ward zum Kaiser im deutschen Reiche erwählt, so daß er der mächtigste Prinz in ganz Europa war. Einige Jahre vor seinem Tode legte er seine Würden nieder; das Kaiserthum ließ er seinem Bruder **Ferdinand**, und Spanien seinem Sohne **Philipp**. Die Nachkommenschaft dieses leztern starb mit **Carln II** aus, welcher einen Prinzen aus dem bourbonischen Hause n) zu seinem Nachfolger ernannte. Der andere Zweig des österreichischen Hauses, welcher lange Zeit den kaiserlichen Thron besessen, ist auch ausgegangen, und es ist von diesem erlauchten Hause nur noch die **Maria Theresia**, Königinn von Ungarn und Böhmen, Erzherzoginn von Oesterreich, und Gemahlinn des Herzogs von Lothringen, **Franciscus**, welcher iezt römischer Kaiser ist, am Leben.

n) Den Herzog von Anjou, und Enkel Ludewigs XIV, welcher unter dem Nahmen Philipp V regiert hat.

Ver-

Verschwörung in Portugall.

Die Spanier hatten sich Meister von Portugall gemacht, und dieses Königreich ward als eine Provinz von Spanien angesehen. Der Herzog von Olivarez, erster Minister an dem Hofe zu Madrid, welcher glaubte, daß man neu eroberte Länder nicht genung schwächen könne, suchte die Portugiesen außer Sand zu setzen, sich wider die spanische Herrschaft aufzulehnen. Er nahm den Großen ihre Bedienungen, entfernte den Adel von den Reichsgeschäfften, und beschwerte die ganze Nation mit unerträglichen Auflagen. Er bediente sich nicht einmal, wenn er Geld haben wollte, des scheinbaren Vorwandes, dessen sich die großen Herrn so wohl zu bedienen wissen, wenn sie die Unterthanen arm machen wollen. Diese barbarische Politik gelang aber dem Herzoge von Olivarez sehr schlecht. Die Portugiesen, die nichts mehr zu verliehren hatten, und weder ein Ende noch eine Erleichterung ihres Elendes anders hoffen durfften, als in einer allgemeinen Staatsveränderung, suchten endlich ein Joch abzuschütteln, welches ihnen von Tag zu Tage unerträglicher ward.

Margaretha von Savoyen, Herzoginn von Mantua, beherrschte damals Portugall als Vicekoniginn; ihre Gewalt aber kam mit dem prächtigen Titel, womit sie bekleidet war, nicht überein. Alle Gewalt war in den Händen des Miguel Vasconcellos, welcher die Stelle eines Staatssecretairs bey der Vicekoniginn vertrat. Dieser verhaßte Minister war ein Portugiese, und begegnete seinen Landesleuten eben so hart, als ob er ein Spanier gewesen wäre. Niemand besaß die unseelige Geschicklichkeit, seinen Herrn auf Kosten der Unterthanen zu bereichern, und Haß und Feindschaft unter denen zu stiften, die er gern entzweyen wollte, besser als er. Aber eben durch diese verabscheuungswürdigen Eigenschaften machte er sich bey dem Herzoge von Olivarez am meisten beliebt. Dieser überließ die Sorge, Portugall von allem Gelde zu entblößen, völlig dem Vasconcellos. Im ganzen Königreiche war auch niemand, der den Spaniern einige bedenkliche Unruhe machen konnte, als der Herzog von Braganza. Es gehörte diesem Prinzen, dem Rechte der Geburt nach, die Krone. Er war angenehm und gefällig im Umgange, gesetzt und bescheiden in seinem Betragen, mehr von einem redlichen als lebhaften Geiste, der in allen Dingen nur auf den Hauptzweck sahe, und alles leicht begriff, worauf er Aufmerksamkeit wandte, der sich aber nicht gern diese Mühe gab. Ob er gleich Ambition besaß, so war er doch nicht geneigt, alles zu wagen, um den Dingen eine andere Gestalt zu geben. Er war gegen die Beleidigungen empfindlich, aber

nicht

nicht fähig, sich viel Mühe zu geben, um sich an seinen Feinden zu rächen. Es schien anfänglich nicht, daß ein Mann von diesem Character fähig seyn sollte, die vornehmste Rolle bey einer Verschwörung zu spielen.

Die Eigenschaften des Herzogs **von Braganza** schickten sich aber am besten zu den gegenwärtigen Umständen. Es war nöthig, daß dieser Prinz, um den Spaniern weniger verdächtig zu seyn, sich in keine Händel mischte, und sich nur mit Vergnügungen und Lustbarkeiten zu beschäfftigen schiene. Er spielte auch diese Rolle, die mit seinen Neigungen so wohl überein kam, sehr gut. Wenn der Herzog **von Braganza** jene vorzüglichen Talente besessen hätte, die fast immer nöthig sind, wenn man große Projecte entwerfen will, so würde er den Thron niemals bestiegen haben. Seine Eigenschaften waren nicht glänzend genung, um den Spaniern die Furcht einzujagen, daß er einst die königliche Würde an sich zu bringen suchen würde; sie waren aber doch hinreichend, den Portugiesen Hoffnung zu einer sanften, weisen und gütigen Regierung zu machen.

Ob sich nun gleich dieser Prinz sehr vorsichtig aufführte, worinne er nur seiner natürlichen Neigung folgen durfte, so ereignete sich doch eine Gelegenheit, die ihn an dem Hofe zu Madrid verdächtig machte. Der Pöbel zu Evora, der über einige neue Auflagen in Verzweifelung gerathen war, hatte sich wider seine Unterdrücker aufgelehnt, und in der Hitze des Aufruhrs waren ihm so wohl Wünsche für das Haus Braganza, als Klagen

wider die spanische Tyranney entfahren. Diese Begebenheit, woran der Herzog keinen Theil hatte, brachte den spanischen Staatsrath zu der Entschlüßung, sich dieses Prinzen zu versichern, oder ihn wenigstens aus Portugall zu entfernen. Man bediente sich verschiedener Mittel, ihn an den Hof zu ziehen, und da es gefährlich war, offenbare Gewalt wider ihn zu brauchen, wegen der ungemeinen Neigung, welche die Portugiesen stets zu dem Hause Braganza gehabt hatten, so beschloß der Premier-Minister, ihn mit Liebkosungen, und allen Arten einer anscheinenden Freündschaft zu hintergehen.

Der Herzog ließ sich aber mit dieser Schlinge nicht fangen, und war mehr als iemals auf seiner Hut. Um ihn nun noch besser zu betrügen, schrieb Olivarez einen sehr vertrauten Brief an ihn, und meldete ihm, daß Se. katholische Majestät wünschten, daß er alle portugiesischen Plätze und Häfen genau in Augenschein nehmen möchte. Man schickte ihm zugleich eine Anweisung auf vierzig tausend Ducaten, um Truppen anzuwerben, wenn er sie nöthig hätte, und um eine Reise nach Madrid zu thun. Unterdessen hatten die Gouverneurs in den Städten heimlich Befehl erhalten, sich seiner Person zu versichern, und ihn geschwind nach Spanien zu liefern.

Der Prinz bediente sich der Gewalt, die ihm dieser neue Auftrag gewährte, dazu, daß er seine Freunde in Aemter und Bedienungen einsetzte, wo sie ihm mit der Zeit nützliche Dienste leisten konnten. Er machte sich mit dem spanischen Gelde

einen

einen Haufen Anhänger, und nahm eine so gute Bedeckung auf seiner Reise mit, daß die Gouverneurs gar nicht im Stande waren, den vom Hofe erhaltenen Befehl zu befolgen. Die Kunstgriffe, wodurch man seinen Untergang befördern wollte, dienten zu seiner Erhebung. Er fieng an, sich dem Throne näher zu sehen, und hielt es nicht für unmöglich, auf denselben zu steigen. Er durchreiste, seiner neuen Würde zu Folge, ganz Portugall mit einem prächtigen Gefolge, welches aller Augen auf sich zog. Er hielt den gemeinen Soldaten im Zaum, überhäufte die Officiere mit Lobsprüchen, hörte die Unterthanen mit Gütigkeit an, empfieng den Adel mit der verbindlichsten Höflichkeit, und machte seine Gegenwart an allen Orten, wo er durchreiste, durch Wohlthaten kund.

Die Anhänger des Herzogs von Braganza unterließen gleichfalls nichts, um ihn in Ansehen zu bringen. Unter allen Portugiesen aber bezeigte Pinto Ribeiro, welcher Haushofmeister des Prinzen war, den größten Eifer. Es war dieser ein hurtiger, wachsamer, und in Geschäfften sehr geübter Mann, der zugleich ein heftiges Verlangen nach der Erhebung seines Herrn trug. Der Herzog hatte ihm verschiedenemal gestanden, wie er mit Vergnügen eine iede Gelegenheit ergreiffen würde, welche ihn zum Throne verhelfen könnte, daß er es aber auch nicht auf ein Gerathewohl wagen wolle, wie ein Mensch, der weiter nichts zu verliehren hat. Er willigte also darein, daß sein Hausbedienter die Gemüther von weiten zu gewinnen, und die Mittel vorzubereiten suchte, wo-

durch eine glückliche Veränderung veranlaßt werden konnte.

Pinto beqvemte sich nach den Absichten des Prinzen, und nachdem er sich verschiedener angesehener Portugiesen besonders versichert hatte, so stellte er endlich eine zahlreiche Versammlung der vornehmsten Herrn an, unter welchen sich auch der Erzbischof von Lissabon befand. D' Acugna, so hieß dieser Prälat, war aus einem der angesehensten Häuser des Königreichs, gelehrt, geschickt in Staatsgeschäfften, beliebt bey dem Volke, aber den Spaniern verhaßt, welche er wieder haßte, weil sie ihm den Erzbischof von Braga, Norognia, eine Creatur der Vicekoniginn, und einen eifrigen Vertheidiger der spanischen Oberherrschaft, vorzogen.

Unter den portugiesischen Herrn, welche dem Herzog von Braganza zu Liebe eine Verschwörung anstifteten, that sich Dom Miguel d' Almeida am meisten hervor. Es war dieses ein ehrwürdiger alter Mann, der sich durch seine grossen Verdienste eine ungemeine Achtung erworben hatte. Er machte sich eine Ehre daraus, sein Vaterland mehr zu lieben, als sein Glück, und es verdroß ihn, dasselbe von Usurpatoren fast zur Sclaverey gebracht zu sehen. Dieser großmüthige Portugiese hatte sich stets durch so edle Gesinnungen hervor gethan, ohne daß die Bitten seiner Familie und das Anrathen seiner Freunde ihn bewegen können, den spanischen Ministern sich unterthänig zu zeigen. Eine so seltene Standhaftigkeit hatte ihn verdächtig gemacht. Er war daher

auch derjenige, auf welchen Pinto zuerst die Augen warf, indem er wohl einsahe, daß ein Mann von diesem Character sehr fähig sey, den Adel auf die Seite des Herzogs von Braganza zu ziehen.

Da die größten Herrn des Königreichs sich versammelt hatten, wie ich gesagt habe, so redete sie der Erzbischof von Lissabon, ein sehr beredter Mann, in folgenden Ausdrücken an: „Die Uebel „sind euch nicht unbekannt, die wir haben leiden „müssen, seitdem die Spanier sich Meister von „diesem Königreiche gemacht haben. Wieviel „Blut haben sie nicht vergossen, um sich in ihrem „unrechtmäßigen Besitze zu behaupten! Seinem „Vaterlande getreu seyn, ist ein Verbrechen in ih„ren Augen, und dieses Verbrechen wird stets mit „dem Tode bestraft. Ist einer unter uns, dessen „Güter und Leben in Sicherheit wären? Der „Adel ist ohne Bedienungen, ohne Achtung, und „die Kirche ist mit unwürdigen Dienern versorgt, „seitdem die geistlichen Gefälle die Belohnung der „Creaturen des Vasconcellos geworden sind. „Das Volk ist mit Auflagen beschwert, die Aecker „bleiben ungebauet liegen, und die Städte haben „fast keine Einwohner mehr. Die Portugiesen „haben sich ihrem Vaterlande entrissen, um in ei„nem fremden Lande a) Dienste zu suchen, und „man hat durch den Bann den Adel zu verjagen „gesucht, vor dessen Herzhaftigkeit der Hof zu Ma-

„drid

a) In Catalonien. Diese Provinz hatte einen Aufruhr wider den König in Spanien Philipp IV erregt.

„drid sich fürchtet. Man wird ihn in dem In„nersten von Castilien eingesperrt halten, und hie„her spanische Colonien schicken, welche, da sie Por„tugall als ein erobertes Land ansehen, auf das „unmenschlichste mit uns umgehen werden. Der „traurige Gedanke so mancherley Unglück würde „mir den Tod weit erträglicher machen, als den „Anblick des gänzlichen Unterganges meines Va„terlandes. Es sind uns indessen noch Mittel „übrig, und Portugall ist nicht ohne Vertheidiger. „Es liegt nur an uns, die Mittel aufzusuchen, wo„durch wir uns der Tyranney entziehen können. „Ich hoffe, daß eine so ansehnliche Menge ver„dienstvoller Männer sich nicht vergebens allhier „versammelt habe.„

Das Andenken alles Uebels, das man seit so langer Zeit erduldet hatte, ward durch diese Rede wieder erneuert. Man beschloß endlich, Maaßregeln zu ergreifen, um ein verhaßtes Joch abzuschütteln, und die Krone auf das Haupt des Herzogs von Braganza zu setzen. Sie verglichen sich, ehe sie aus einander giengen, wegen des Tages und der Stunde, da sie wieder zusammen kommen, und sich wegen der Mittel zu einer geschwinden und glücklichen Ausführung berathschlagen wollten. Pinto, da er die Gemüther für seinen Herrn so geneigt sahe, schrieb heimlich an ihn, daß er sich der Stadt Lissabon nähern sollte, um denen Verschwornen durch seine Gegenwart immer mehr Muth zu machen. Dieser geschickte Mann gab allen Triebfedern dieser wichtigen Sache die Bewegung, und doch schien es, als ob er nicht mehr

Antheil

Antheil daran habe, als ein ieder anderer, der blos von dem Eifer für das gemeine Beste belebt würde.

Auf die Nachricht des Pinto, gieng der Herzog von seinem Lustschlosse Villaviciosa ab, und kam auf einem Schlosse nahe bey Lissabon an. Seine Eqvipage war so prächtig, und eine so große Anzahl vornehmer Leute und Officiere begleiteten ihn, daß er eher einem Könige ähnlich sahe, welcher von seinem Königreiche Besitz nimmt, als einem Gouverneur, der die Plätze seiner Provinz in Augenschein nimmt. Da er so nahe bey Lissabon war, konnte er sich nicht entbrechen, der Vicekönigin seine Aufwartung zu machen. Er kam also unter dem lauten Zuruffe des Volks in die Stadt, und man bezeigte über seine Gegenwart so viel Freude, daß es schien, als ob den Portugiesen nur ein Herold, der ihn zum Könige ausrufte, oder ihm selbst die Entschlossenheit fehlte, sich selbst die Krone aufzusetzen. Dieser Prinz war aber zu klug, als daß er ein so großes Werk der Hitze eines leichtsinnigen und unbeständigen Pöbels hätte überlassen sollen. Er begab sich nach dem Schlosse Almada zurück, allwo er eine Unterredung mit dreyen b) der vornehmsten Verschwornen hatte. Diese stellten ihm den unglücklichen Zustand des Königreichs, die Gefahren, denen er für seine Person beständig ausgesetzt wäre, das Verlangen der ganzen Nation, ihn auf dem Throne zu sehen, und die

b) Diese drey Verschwornen waren Miguel d'Almeida, Anton d'Almada und Mendoza.

die Leichtigkeit, in dieser Unternehmung glücklich zu seyn, lebhaft vor. Der Herzog begnügte sich indessen damit, daß er zeigte, wie ihm alles, was man für ihn thun wolle, sehr angenehm sey; er wartete aber, bis sich die Sachen mehr entwickelten, ehe er seine ganzen Gesinnungen an den Tag legte.

Nachdem er neue Maaßregeln mit dem Pinto ergriffen hatte, kehrte er nach seinem Lustschlosse Villaviciosa wieder zurück, und zwar mit Unruhen, die er zuvor nie empfunden hatte. Er erzählte seiner Gemahlinn, was ihm die vornehmsten Herrn von Portugall für Vorschläge gethan. Die Herzoginn war eine Spanierinn von Geburt, eine Schwester des Herzogs von Medina Sidonia, Grands von Spanien und Gouverneurs in Andalusien. Sie hatte von Natur eine Neigung zu allem, was groß war, und diese Neigung ward nach und nach zu einer übermäßigen Ehrbegierde. Der Herzog, ihr Vater, der diese glänzenden Eigenschaften an seiner Tochter bey Zeiten gewahr ward, gab sie geschickten Personen unter die Hände, welche ihr diejenige Ambition beybringen mußten, die man in der Welt als etwas edeles, und als die vornehmste Tugend der Fürsten ansieht. Sie wußte sich, so gleich nach ihrer Vermählung, in die Sitten der Portugiesen so gut zu schicken, daß es schien, als ob sie zu Lissabon gebohren wäre. Von den meisten ihres Geschlechts sehr unterschieden, flohe sie allen thörichten Zeitvertreib, und belustigte sich in ihren müßigen Stunden mit nichts, als mit Dingen, die ihren Witz

ver-

verschönern, und ihren Verstand schärfen konnten. Der Herzog von Braganza, der ungemeine Achtung und ein vollkommenes Vertrauen zu ihr hatte, wollte nichts unternehmen, wenn er sie nicht vorher um Rath gefragt hatte. Er entdeckte ihr demnach den Plan der Verschwörung, und die Nahmen der Verschwornen; er verheelte ihr aber auch die Gefahren nicht, welche insgemein dergleichen Unternehmungen begleiten.

Ein so kühnes Project machte den ganzen Muth der Herzoginn rege, und erweckte ihr Verlangen nach höhern Würden. Sie stellte ihrem Manne mit vielem Nachdrucke vor, daß er ein unstreitiges Recht zur Krone habe; daß es, bey den elenden Umständen, in welchen sich Portugall befände, einem Manne von seinem Stande nicht zukäme, gleichgültig zu seyn; daß seine Kinder und seine ganze Nachkommenschaft es ihm zum Vorwurf machen würden, wenn er sich einer so günstigen Gelegenheit nicht bediente. Kurz, sie zeigte ihm den Thron von so glänzenden Seiten, und stellte es ihm so leicht vor, auf denselben zu steigen, daß sie ihn endlich so weit brachte, daß er alles zu wagen bereit war, um die Annehmlichkeiten der unumschränkten Gewalt zu schmecken.

Indessen war der Hof zu Madrid nicht ohne Unruhe. Die Freude, welche das Volk zu Lissabon über die Gegenwart des Herzogs von Braganza hatte blicken lassen, machte einen Eindruck auf den ersten Minister. Er fieng an zu argwohnen, daß man zu Lissabon geheime Zusammenkünfte haben müsse, und gewisse Gerüchte, welche insgemein

gemein vor großen Begebenheiten vorher gehen, verursachten ihm die lebhafteste Unruhe. Um nun den Portugiesen die Hoffnung zu benehmen, daß ein Aufruhr, den sie im Sinne zu haben schienen, sie in bessere Umstände versetzen würde, schickte man dem Herzoge von Braganza gemessenen Befehl zu, sich nach Hofe zu verfügen, unter dem Vorwande, daß man sich mit ihm über die Verfassung, in welcher die Truppen und Plätze in Portugall wären, besprechen müsse. Dieser Befehl war ein Donnerschlag für den Prinzen. Er glaubte gewiß, daß es blos auf seine Person angesehen, und sein Untergang beschlossen sey. Die Furcht, daß er verrathen wäre, bemächtigte sich seiner; und da diejenigen, welche große Dinge im Kopfe führen, immer in Sorgen sind, daß die Welt, welche auf sie Achtung giebt, ihre Geheimnisse errathe, so glaubte auch dieser furchtsame und mistrauische Prinz, schon in das größte Unglück gestürzt zu seyn. Er gab den Verschwornen von dem erhaltenen Befehle Nachricht. Mendoza besuchte ihn im geheim, und sagte ihm, daß er eine Parthey ergreiffen, und entweder den Tod oder die Krone wählen müsse. Der Herzog antwortete, daß er alles zu wagen bereit sey, um Portugall von der Tyranney der Spanier zu befreyen. Er untersuchte hernach mit dem Pinto, wie dieses wichtige Unternehmen ins Werk zu setzen sey, und der Schluß ward folgender Gestalt gefaßt.

Man wollte sich gleich anfänglich der Stadt Lissabon versichern, welche, als die Hauptstadt, das ganze Königreich in Erschütterung bringen würde.

Diese Stadt sollte sich an eben dem Tage für den Herzog erklären, und man wollte ihn in ihrem ganzen Gebiete zum Könige von Portugall ausrufen lassen. Die Gouverneurs in den Städten, die seine Freunde waren, sollten an den Orten, wo sie zu befehlen hätten, ein Gleiches thun. So sollte auch eben dieses sogar in allen Flecken und Dörfern geschehen, die denen Verschwornen zugehörten, damit der Ruf von dieser großen Revolution sich als eine allgemeine Feuersbrunst über das ganze Königreich ausbreite, und alles Volk nach sich ziehe, ohne daß die wenigen Spanier, die sich in Portugall befanden, wüßten, wo sie mit ihren Waffen sich hinwenden sollten. Man hatte sich auch etwas umständlicher über die Art und Weise beredet, wie man sich der Stadt Lissabon bemächtigen wollte.

Pinto überbrachte den Verschwornen die Nachricht von den Entschlüßungen seines Herrn. D' Almeida und Mendoza schickten sogleich nach dem Mos und Coreos, zween reichen Bürgern, welche die vornehmsten Würden der Stadt getragen hatten, und daher viel bey dem Volke galten, so wie sie auch eine große Anzahl von Künstlern und Handwerkern in ihrem Solde hatten. Diese beyden eifrigen Bürger hatten es sich schon seit langer Zeit angelegen seyn lassen, durch allerhand heimlich ausgestreuete Gerüchte den Haß ihrer Mitbürger gegen die Spanier rege zu machen, und zu unterhalten. Sie sprachen beständig von neuen Abgaben, die man bald dem Volke aufbürden würde; sie hatten sogar einige von ihren Arbei-

tern, besonders die unruhigsten, abgedankt, unter dem Vorwande, daß sie dieselben nicht mehr unterhalten könnten, da der Handel ruinirt sey. Mos und Coreos unterstützten sie indessen von Zeit zu Zeit, um sie alle Augenblicke zu ihren Diensten haben zu können. Sie unterhielten außerdem ein geheimes Verständniß mit den Aufsehern eines jeden Viertels der Stadt, so daß sie den Verschwornen die Versicherung gaben, daß, wenn sie nur den Tag vor der Ausführung Nachricht erhielten, sie den größten Theil des Volks in der Stunde, wo man es verlangte, zum Aufruhre wollten gebracht haben.

Pinto fand alle Verschwornen standhaft, unerschrocken und voller Ungeduld, sich an den Spaniern zu rächen. Die Häupter dieser glorreichen Unternehmung versammelten sich in der Nacht des 25 Novembers im Jahre 1640 in dem Pallaste des Herzogs von Braganza. Sie sahen mit Vergnügen, daß sie auf ohngefehr hundert und funfzig Personen vom Adel, die mehrentheils Häupter ganzer Familien waren, und auf beynahe zwey hundert Bürger und Handwerker rechnen konnten; alles Leute, auf die man sich verlassen durfte, und die durch ihr Ansehen in der Stadt das übrige gemeine Volk leicht nach sich ziehen konnten. Der König von Spanien hatte damals nicht viel Truppen in Portugall lassen können, weil er mit den Cataloniern zu thun hatte, und sich gegen Frankreich und Holland vertheidigen mußte; und dieses mußte den Verschwornen ihr Unternehmen nothwendig noch mehr erleichtern.

Man berathschlagte sich in der Versammlung über die zu ergreifenden Maaßregeln, um desto sicherer zu seinem Zwecke zu kommen. Der Tod des Vasconcellos ward beschlossen, und die Rache der Portugiesen foderte dieses Opfer. Es thaten einige den Vorschlag, daß man mit dem Erzbischoffe von Braga eben so verfahren sollte; aber Dom Miguel d' Almeida stellte dagegen vor, daß man dem Herzoge den Haß der Geistlichkeit und der Inqvisitoren, vor denen sich die mächtigsten Fürsten zu fürchten hätten, zuziehen würde, wenn man mit einem Manne von diesem Character und Würde so umgehen wollte. Kurz, er sprach so nachdrücklich für den Prälaten, daß die Verschwornen ihre Meynung änderten. Sie beschlossen hierauf, wie es mit dem Angriffe solle gehalten werden, und setzten dazu einen Sonnabend, den 1 December, fest.

Der Tag brach endlich an, wo der Ausgang entscheiden sollte, ob der Herzog den Titel eines Königs und Retter des Vaterlandes, oder den Nahmen eines Rebellen und Staatsfeindes verdiene. Die Verschwornen begaben sich sehr früh zum d' Almeida, und zu denen andern Anführern, wo sich ein jeder bewaffnen sollte. Sie kamen mit so viel Entschlossenheit und Vertrauen, als ob sie des Sieges schon gewiß wären. Das merkwürdigste ist, daß unter einer so großen Menge, aus Pr' tern, Bürgern und Edelleuten bestehend, deren Interesse nothwendig sehr verschieden seyn mußte, nicht ein einziger war, welcher wider sein Wort und Zusage handelte. Frauenzimmer

sogar wollten an der Ehre dieses Tages Theil haben. Man erzählt, daß die Donna Philippina de Villenes ihre beyden Söhne selbst bewaffnet, ihnen den Cüraß angezogen, und zu ihnen gesagt habe: „Gehet, meine Söhne! unterdrückt die „Tyranney, und rächet uns an den Spaniern! „Wenn der Ausgang mit unserer Hoffnung nicht „übereinstimmt, so mag eure Mutter das Unglück „so vieler rechtschaffenen Leute nicht einen Augenblick überleben.„

Nachdem die Verschwornen die Waffen ergriffen hatten, begaben sie sich durch verschiedene Wege nach dem Pallaste. Sie theilten sich, der Abrede nach, in vier Haufen, und warteten mit der größten Ungeduld, bis es acht Uhr schlug, welches die zum Angriff festgesetzte Stunde war. Nie hatte ihnen noch die Zeit so lang geschienen. Die Furcht, daß ihre große Anzahl, und die ungewöhnliche Stunde, um welche sie sich im Pallaste sehen ließen, dem Vasconcellos ihr Vorhaben einigermaaßen verrathen möchte, machte ihnen schreckliche Unruhe. Endlich schlug es, und nachdem Pinto eine Pistole zum Signal gelöst hatte, sahe sich ein jeder in Freyheit, Hand ans Werk zu legen. Dom Miguel d'Almeida griff sogleich die deutsche Wache an, welche, ohne sich fast gewehrt zu haben, niedergemacht ward. Der Oberjägermeister, Mello, sein Bruder, und Dom Estevan d'Acugna, griffen die spanische Compagnie an, welche einen tapfern Widerstand that. Ein Priester, der vor den Verschwornen hergieng, in der einen Hand ein Crucifix, und in der andern einen

Degen

Degen hatte, rufte dem Volke mit schrecklicher Stimme Muth zu, und ließ Kugeln, gleich einem Hagel, auf die Spanier regnen, welche die Flucht ergriffen, und in der Angst immer mit den andern schrien: **Es lebe der Herzog von Braganza, König von Portugall!** **Pinto**, der sich den Weg nach dem Pallaste geöffnet hatte, gieng mit so viel Muth darauf los, daß, da ihm einer seiner Freunde begegnete, und mit Zittern fragte, was er mit dieser Menge bewaffneter Männer anfangen wolle, er ihm mit Lachen zur Antwort gab: „Nichts weiter, als euch einen Tyrannen vom Hal„se zu schaffen, und einen rechtmäßigen König da„für zu geben.„

Antonius **Correa**, Secretair des **Vasconcellos**, kam über dem Lärmen, das er im Pallaste hörte, auch herzu gelaufen. Da er nun das gewöhnliche Werkzeug der Grausamkeiten seines Herrn war, und dem Adel stets mit der äußersten Verachtung begegnete, so ließ man sich gar nicht einfallen, ihn zu schonen. Dom **Menezes** stieß ihm den Dolch in die Brust, und **Correa**, der sich nicht einbilden konnte, daß man es wagen würde, sich an ihm zu vergreifen, kehrte sich trotzig gegen den Portugiesen, der ihm den Stich gegeben hatte, sahe ihn mit Wuth und Rache flammenden Augen an, und sagte: **Was! Du unterstehst dich, mich zu verwunden?** Der Portugiese aber antwortete nur mit drey bis vier andern Stichen, welche diesen Bösewicht zu Boden warfen. Seine Wunden waren indessen nicht tödtlich, und er kam diesesmal mit dem Leben davon, um es

einige Zeit darnach unter den Händen des Scharfrichters zu verliehren.

Die Verschwornen drangen haufenweise in das Gemach des Vasconcellos. Man suchte ihn überall; man kehrte alle Tische und Stühle um; man schlug alle Koffer auf, um ihn zu finden. Ein jeder wollte die Ehre haben, ihm den ersten Stich zu geben. Sie fanden ihn aber nicht, und geriethen fast in Verzweifelung, daß er ihrer Rache entgangen seyn sollte. Endlich aber zeigte eine alte Aufwärterinn, die man mit dem Tode bedrohete, den Ort, wo er sich versteckt hatte. Man fand ihn, und Don Rodrigo de Saa schoß eine Pistole auf ihn los. Die andern Verschwornen fielen mit dem Degen über ihn her; man warf ihn zum Fenster hinaus, und schrie: **Der Tyrann ist tod; es lebe die Freyheit, und Dom Juan, König von Portugall!** Der Pöbel, der in dem Pallaste zusammen gelaufen war, erhob ein lautes Freudengeschrey, da er den Vasconcellos zum Fenster herunter stürzen sahe, und fiel wüthend über seinen Leichnam her. Ein jeder, der auf ihn losschlug, glaubte, das allgemeine Elend an ihm zu rächen, und der Tyranney den letzten Stoß zu geben.

Das war das Ende dieses verhaßten Ministers. Er war sonst mit vortrefflichen Fähigkeiten zu Staatsgeschäfften begabt; er brauchte aber seine Geschicklichkeit nur zum Unglück seines Vaterlandes. Er besaß das allerunempfindlichste Herz, kannte weder Freunde noch Verwandte, und war blos auf sein eigenes Glück bedacht. Er

hatte

hatte bey seinem Amte unermeßliche Reichthümer zusammengeschleppt. Diese Schätze wurden meistentheils der Plünderung zum Raube. Das Volk verschaffte sich selbst Gerechtigkeit, und bezahlte sich mit eigenen Händen, indem es sich Güter zueignete, die ihm ehemals waren genommen worden. Das Schicksal des Vasconcellos sollte allen unwürdigen Ministern zur Warnung dienen, die sich wenig um das allgemeine Elend bekümmern, wenn nur sie Vortheil davon haben können.

Die Verschwornen machten sich hierauf Meister von dem Pallaste, in welchem sich die Vicekoniginn aufhielt. Diese Prinzessinn hatte ihre Hofdamen und den Erzbischof von Braga bey sich. Sie stellte sich in die Thüre ihres Zimmers, in Hoffnung, durch ihre Gegenwart den Adel zu besänftigen, und das gemeine Volk zurück zu treiben. „Ich gestehe, meine Herrn, sagte sie, indem sie „sich gegen die vornehmsten Verschwornen wand„te, daß Vasconcellos euern Haß und Rache „vollkommen verdient habe. Sein Tod hat euch „einen verhaßten Minister vom Halse geschafft. „Ist eure Rachgier damit noch nicht befriedigt? „Wenn ihr noch länger im Tumulte fortfahret, „so könnt ihr den Vorwurf einer Rebellion nicht „von euch ablehnen, und ihr selbst setzt mich so„dann außer Stand, euch bey dem Könige zu ent„schuldigen.„ Dom Antonius de Menezes antwortete hierauf der Vicekoniginn: „Glauben „Sie nicht, Madame, daß so viel angesehene Leu„te nur die Waffen ergriffen haben, um einem

„Bösewichte das Leben zu nehmen, der unter den „Händen des Scharfrichters hätte sterben sollen. „Wir haben uns aus keiner andern Ursache ver„sammelt, als um dem Herzoge von Braganza „eine Krone wieder zu geben, die ihm rechtmäßi„ger Weise gehört, und die man seinem Hause „mit Unrecht entrissen hat. Es ist kein einziger „unter uns, der nicht alles aufzuopfern bereit sey, „um diesen Prinzen auf den Thron seiner Vor„fahren zu setzen.„ Die Prinzessinn wollte weiter antworten, und die Befehle des Königs dabey anführen; aber d' Almeida, welcher befürchtete, daß bey einer längern Unterredung die Hitze der Verschwornen verrauchen möchte, brach schleunig ab, und sagte zu ihr: „Portugall erkennet „weiter keinen für seinen König, als den Herzog „von Braganza;„ und zu gleicher Zeit riefen alle Verschwornen: **Es lebe Dom Juan, König von Portugall!** Man bat hierauf die Prinzessinn, sich nicht den Anfällen eines wüthenden Pöbels blos zu stellen, sondern sich in ihr Zimmer zu begeben. Man versicherte sie, daß ihr daselbst eben so begegnet werden sollte, als ob sie noch regierte. Sie begriff aus diesen Worten leicht, daß sie eine Gefangene sey. Voller Unwillen fragte sie endlich: **Was sollte mir denn der Pöbel thun?** **Nichts weiter,** antwortete Norogona ungestüm, **als Eure Hoheit zum Fenster hinaus werfen.** Der Erzbischof von Braga konnte diese Antwort nicht gelassen anhören; er riß einem Soldaten den Degen aus der Hand, um denjenigen zu durchbohren, der diese dreisten

Worte geredet hatte. D' Almeida gieng auf ihn los, umarmte, und bat ihn, die Gefahr zu bedenken, welcher er sich aussetzte; er zog ihn hierauf mit Gewalt bey Seite, und sagte ihm: „Wissen Sie wohl, daß Ihr Leben für nichts geachtet „wird, und daß es mich viel Mühe bey den Verschwornen gekostet hat, dasselbe zu erhalten? „Bringen Sie dieselben nicht noch mehr, durch „eine unnütze, und einem Manne von ihrem Character sehr unanständige Bravur, wider sich „auf.„ Der Prälat machte sich diesen guten Rath zu Nutze, und begab sich zurück, in Hoffnung, daß die Zeit ihm eine günstigere Gelegenheit zur Rache zeigen würde.

Man versicherte sich aller Spanier, die im Pallaste oder in der Stadt waren. Dieses gieng so ruhig von statten c), als ob sie auf Befehl Sr. katholischen Majestät in Arrest genommen würden. Kein Mensch regte sich, um ihnen zu Hülfe zu kommen. Man ließ hernach alle die aus den Gefängnissen los, welche unter der spanischen Regierung in dieselben waren gesetzt worden. Diese armen Leute, die auf einmal aus ihren fürchterlichen Löchern, und von einer beständigen Furcht vor einem nahen Tode zu dem Vergnügen, ihre Freyheit in der Freyheit ihres Vaterlandes wieder zu finden, übergiengen, machten aus Erkenntlichkeit gegen ihre Befreyer, und von der Furcht, in ihre Bande wieder zurück zu fallen, getrieben, eine neue Bande von Verschwornen zusammen aus, welche

c) Sie wurden meistentheils aus den Betten geholt.

viel Muth bezeugten, den Herzog von Braganza auf dem Throne befestigen zu helfen.

Die Spanier waren indessen noch in der Citadelle, aus welcher sie die Stadt beschießen, und die Portugiesen zur Bereuung des Schritts, den sie gethan hatten, zwingen konnten. Die Verschwornen, welche noch nichts gethan zu haben glaubten, so lange sie nicht Meister von diesem Platze wären, giengen daher zur Vicekoniginn, und verlangten von ihr einen Befehl an den Gouverneur, daß er ihnen die Citadelle übergeben solle. Die Prinzessinn wollte darein nicht willigen. Verlangt ihr, daß ich an eurer Rebellion Theil nehmen soll? sagte sie zu ihnen: Wenn Sie nicht sogleich diesen Befehl unterschreiben, antwortete einer von den Verschwornen: so wird man den Augenblick alle Spanier zu Lissabon umbringen. Die Vicekoniginn, die über diese Drohung erschrack, unterschrieb alles, was man verlangte, indem sie glaubte, daß der Gouverneur seine Schuldigkeit zu gut wüßte, als daß er sich nach einem Befehle richten sollte, von welchem er leicht einsehen würde, daß man ihn mit Gewalt erpreßt habe. Sie irrte sich aber. Der Gouverneur, Don Ludewig Delcampo, ein Mann von weniger Entschlossenheit, freuete sich, einen Vorwand, seine Zaghaftigkeit zu entschuldigen, zu haben, als er die Verschwornen an dem Thore der Citadelle sahe, und sich bedrohen hörte, daß sie ihn mit seiner ganzen Garnison in Stücken zerhauen wollten, wenn er sich nicht augenblicklich ergäbe. Er übergab demnach die Citadelle. Mendoza

und

und Mello giengen nun sogleich ab, um dem Herzoge von Braganza die Nachricht von dem glücklichen Verlauf der Sachen zu bringen, und ihn von Seiten der ganzen Stadt zu versichern, daß zum Glück des Volks nichts weiter fehle, als die Gegenwart ihres Königs.

Der Herzog von Braganza, der von allem noch nichts wußte, befand sich unterdessen in einer schrecklichen Verlegenheit. Alles, was die schmeichelhafteste Hofnung angenehmes, und die grausamste Furcht schreckliches hat, quälte wechselsweise seine Seele. Die Entlegenheit seines Schlosses Villaviciosa, welches auf dreyßig Meilen von Lissabon entfernt ist, verhinderte ihn, die Nachrichten so geschwind zu erhalten, als er sie gern gehabt hätte. Alles was er wußte, war, daß man in diesen Augenblicken den Ausspruch über sein Leben und sein Glück thue. Er hatte schon den ganzen Tag und einen Theil der Nacht in dieser quälenden Unruhe zugebracht, als Mendoza und Mello endlich ankamen, und derselben ein Ende machten. Sie fielen sogleich dem Prinzen zu Füßen, und sagten ihm durch diese ehrerbietige Handlung, und durch die Freude, die auf ihrem Gesichte brannte, besser als durch Worte, daß er König von Portugall sey. Das ganze Schloß erschallte vom Freudengeschrey, und diese Nachricht breitete sich den Augenblick in der ganzen Gegend aus. Man kam haufenweise gelaufen, um dem neuen Könige seine Unterthänigkeit zu bezeugen; und vielleicht haben diese Huldigungen, so unordentlich es auch damit zugieng, das Herz des Königs eben so sehr gerührt,

gerührt, als die, welche er einige Zeit darnach, an einem dazu bestimmten Tage, mit allen Feyerlichkeiten einnahm.

Dom Juan de Braganza gieng sogleich nach Lissabon ab. Es begleiteten ihn dahin viele Herrn, welche sich zu ihm verfügt hatten. Er fand alle Straßen mit einer unzähligen Menge Menschen von allerley Stande besetzt, welche alle, um ihn zu sehen, herbey gelaufen waren. Er hatte außerdem noch das Vergnügen, an allen Orten, wo er durchgieng, das Volk tausend Wünsche für seine Erhaltung, und tausend Flüche wider die Spanier sprechen zu hören. Der ganze Adel, die Officiers von der Krone, und die vornehmsten Magistratspersonen giengen ihm weit außerhalb Lissabon entgegen, und er zog unter einem lauten Freudengeschrey aller Einwohner in diese Stadt ein.

Alle Städte und Flecken des Königreichs folgten dem Beyspiele der Hauptstadt, und nie ist eine Staatsveränderung so geschwind vor sich gegangen, oder so allgemein gewesen. Man hörte alle Tage Nachrichten, daß Städte und ganze Provinzen die Spanier fortgejagt, und sich unter den Schutz des neuen Königs begeben hätten. Die Gouverneurs in denen Festungen waren alle nicht hartnäckiger, als der Commandant in der Citadelle zu Lissabon; sie mochten nun entweder Mangel an Truppen oder an Herzhaftigkeit haben. Sie wehrten sich überhaupt gar nicht, indem ein jeder das Schicksal des Vasconcellos befürchtete. Nichts erschreckte sie mehr, als der aufgebrachte Pöbel;

Pöbel; so daß man sie mit eben der Eilfertigkeit die Flucht ergreifen sahe, als Verbrecher, die ihrem Gefängnisse entgehen, ohne daß in ganz Portugall ein einziger Spanier übrig blieb, der nicht arretirt ward, und dieses alles in weniger als vierzehn Tagen.

Der einzige Dom **Fernand de la Cueva**, Gouverneur der Citadelle St. Joam am Ausflusse des Tagus, schien sich wider die allgemeine Revolution setzen, und den Platz seinem Herrn erhalten zu wollen. Die Garnison bestand aus lauter Spaniern, die sich sehr tapfer wehrten. Dom Fernand aber, der die Anfälle der Portugiesen lange standhaft ausgehalten hattte, ließ sich endlich bestechen, und übergab die Citadelle, unter dem Vorwande, daß die Besatzung nicht stark genung sey. Die Officiere wollten die Capitulation nicht annehmen, und ein junger spanischer Edelmann versprach sich noch drey Wochen in der Festung zu halten, bis eine Verstärkung aus Spanien käme.

Dieß war der Ausgang der Verschwörung in Portugall. Man kann dieselbe als ein Wunder der Verschwiegenheit ansehen, wenn man sowohl die große Anzahl, als auch die verschiedenen Umstände der Personen erwägt, die in dieselbe zusammen traten. Man muß aber auch sagen, daß sie blos eine natürliche Folge des Hasses und der Rachgier war, welche ein ieder von ihnen schon seit langer Zeit gegen die spanische Regierung hegte. Die beständigen Kriege, welche diese benachbarten Völker stets mit einander geführt haben, waren der Anfang von der Verbitterung beyder Natio-

nen

nen gegen einander. Die Entdeckung von Indien, woran beyde Theil nahmen, und die dabey oft vorgefallenen Zwistigkeiten trugen auch nicht wenig zum gegenseitigen Hasse und Abscheu bey.

Die Nachricht vom Aufruhre der Portugiesen gelangte bey Zeiten an den spanischen Hof. Der Premier-Minister gerieth in Verzweifelung, daß er sich hatte zuvorkommen lassen. Philipp IV durfte sich nicht nach neuen Händeln umsehen; er hatte genung mit den Franzosen, den Holländern und mit Catalonien zu thun. Der ganze Hof wußte, was in Portugall vorgegangen war, und der König allein hatte noch nichts davon erfahren. Es wollte es auch niemand wagen, ihn davon zu benachrichtigen, aus Furcht, daß der Herzog d'Olivarez diese Mühe übel würde belohnt haben. Als aber dieser Umstand zu viel Lärmen machte, so daß er nicht länger geheim bleiben konnte, und der Premier-Minister besorgte, daß etwan einer von seinen Feinden eine Erzählung zu seinem Nachtheile davon machen möchte, so beschloß er, die Sache dem Könige selbst zu hinterbringen. Da er nun den Character dieses Prinzen sehr gut kannte, so wußte er der Sache eine so geschickte Wendung zu geben, daß Philipp den Verlust, den er erlitten hatte, und wie groß er sey, nicht einsahe. „Sire, sagte der Herzog mit einer „ruhigen und unbesorgten Mine zum Könige, ich „bringe Ihnen eine gute Nachricht. Eure Majestät haben ein groß Herzogthum, und verschiedene schöne Ländereyen gewonnen. Und wie „so? fragte der König. Weil dem Herzoge von

„Bra-

„Braganza der Schwindel in den Kopf gekom„men ist, antwortete der Minister, daß er sich von „einem niederträchtigen Pöbel verführen lassen, „welcher ihn zum Könige von Portugall ausgeru„fen hat. Alle seine Güter können demnach con„fiscirt werden; Eure Majestät dürfen sie nun „nur zu Ihren Domainen schlagen, und Sie wer„den, nach der Vertilgung des Hauses Braganza, „künftig Portugall in Ruhe beherrschen.„

So schwach auch sonst Philipp IV war, so ließ er sich doch von einer so glänzenden Rede nicht verblenden, daß er nicht eingesehen hätte, was dahinter steckte. Da er aber nicht anders als durch die Augen des Ministers sahe, so antwortete er weiter nichts, als daß man suchen müßte, eine Rebellion zu unterdrücken, welche gefährliche Folgen nach sich ziehen könnte. Der König von Portugall hingegen wandte auf seiner Seite alles an, um sich auf dem Throne zu befestigen. Er ernannte Gouverneurs, die sich unverzüglich nach den angewiesenen Festungen begaben, und was sie von Soldaten zusammen bringen konnten, mitnahmen. Der Prinz selbst schickte Commissarien aus, um neue Truppen anwerben zu lassen. Er ließ hierauf seine Rechte zur Krone untersuchen d), damit

d) Nach dem Tode des Cardinals Heinrich, Königs von Portugall, waren verschiedene Prätendenten zur Krone da. Philipp II, König von Spanien, und Catharina von Portugall, Gemahlinn Jacobs, Herzogs von Braganza, hatten das nächste Recht dazu. Der spanische Monarch war ein Sohn der Infantinn Isabella, ältester

damit keine Bedenklichkeit in den Gemüthern der Portugiesen zurück bliebe, und man erklärte ihn durch eine solenne Acte zum wirklichen und rechtmäßigen Könige von Portugall. Er schaffte hernach alle Auflagen ab, womit die Spanier dieses Königreich beschwert hatten, und zeigte dadurch seinen Unterthanen, wie heilsam es für sie sey, einen andern Herrn bekommen zu haben. Die vornehmsten Würden des Staats vergab er an diejenigen von den Verschwornen, welche die geschicktesten dazu waren, und den meisten Eifer zu seiner Erhebung bezeugt hatten. Pinto konnte mehr als iemand auf die Gunst des Königs Rechnung machen. Da aber seine Herkunft nicht eine von den vornehmsten war, so wagte es auch Dom Juan nicht, ihm die höchsten Würden zuzutheilen; er beehrte ihn aber immerfort mit einer besondern Vertraulichkeit. Und war dieser Vorzug nicht besser, als öfters gewisse glänzende Titel, die dem, der sie führt, doch nichts zu thun erlauben?

Philipp

ältester Tochter des Königs Immanuel. Die Herzoginn von Braganza stammte von dem Prinzen Eduard, ältestem Sohne eben dieses Immanuels, ab. Diese Prinzessinn wollte ein näheres Recht vor Philipp II haben, als welcher nur von einer Prinzessinn des Königs Immanuel abstammte, die nach den Reichsgesetzen vom Throne ausgeschlossen war, weil sie sich an einen fremden Prinzen verheyrathet hatte. Da aber der König von Spanien Gewalt genung in den Händen hatte, so bemächtigte er sich der Krone zum Nachtheil der rechtmäßigen Erbinn. Die Spanier eroberten Portugall während den Jahren 1580 bis 1640.

Philipp IV machte einige Versuche gegen Portugall, die aber zu nichts dienten, als seine Schwäche zu zeigen; seine Truppen zogen allemal den Kürzern. Und um das Glück des Dom Juan de Braganza noch größer zu machen, erfuhr er, daß Goa, und alles was in Africa, in Indien und in Peru der portugiesischen Gewalt unterworfen war, der allgemeinen Revolution gefolgt sey, so daß alles dem Könige von Portugall eine ununterbrochene Folge von glücklichen Begebenheiten zu versprechen schien, als dieser Prinz beynahe Scepter und Leben durch eine abscheuliche Conspiration verlohren hätte, die sich in Lissabon selbst und mitten an seinem Hofe angesponnen hatte.

Der Erzbischof von Braga war, wie wir gesagt haben, gänzlich den Spaniern ergeben. Er sahe daher auch nicht anders, als mit der größten Verzweifelung, die Viceköniginn als eine Gefangene an den Orten, wo sie befehlen sollte. Das Andenken der Gunstbezeugungen, die er von dieser Prinzessinn erhalten hatte, entflammte den Zorn des Prälaten, und brachte ihn zu dem Entschlusse, sie an ihren Feinden zu rächen. Sein Vorhaben lief auf nichts geringers hinaus, als den König umzubringen. Standhaft bey diesem Vorsatze sahe er sich nur nach den Mitteln zu einer schnellen Ausführung desselben um. Er wußte, daß die meisten Großen die Erhebung eines Prinzen, der sonst ihnen gleich gewesen war, mit eifersüchtigen Augen ansahen. Der Erzbischof hoffte demnach Anhänger unter dem vornehmsten Adel zu finden. Zuerst warf er die Augen auf den Mar-

quis de Villareal, welcher zum Hause Braganza gehörte; er stellte ihm vor, daß, da der neue König ein furchtsamer und mißtrauischer Mann sey, er alle Gelegenheiten hervor suchen werde, die Prinzen von seinem Hause niederzudrücken. „Sehen Sie nicht, sagte er zu ihm, daß man Ihnen „alle Bedienungen abschlägt, da sie indeß einem „aufrührischen Haufen als Belohnungen gegeben „werden? Alle rechtschaffenen Leute sehen die Verachtung, die man Ihnen beweist, mit großem „Verdrusse an. Man wird Sie in einem schimpflichen Müßiggange in einer entlegenen Provinz „schmachten lassen. Bedenken Sie, daß Sie durch „Ihre Geburt zu groß sind, um der Unterthan des „kleinsten Königs in Europa zu seyn, und Sie „thun besser, wenn Sie sich einem Herrn unterwerfen, der durch eine Menge von Bedienungen „und Gouvernements, die er vergeben kann wie er „will, im Stande ist, einen Mann von Ihrem „Stande zu belohnen.„ Da der Prälat sahe, daß diese Rede auf das Gemüth des Prinzen Eindruck machte, so versprach er ihm von Seiten des Königs in Spanien die Stelle eines Vicekönigs in Portugall. Nun, da sich der Erzbischof des Marquis von Villareal, des Herzogs von Camine, seines Sohns, und des Groß-Inquisitors versichert hatte, suchte er die Zahl der Verschwornen von Tag zu Tage zu vermehren, und es gelang ihm. Die Begierde, sich zu rächen, war so heftig, daß er sich nicht schämte, die Juden zu Hülfe zu nehmen, um seinen rechtmäßigen König vom Throne zu stoßen. Dieses war vielleicht das erstemal,

daß man die Inquisition und die Synagoge zu einerley Endzweck mit einander vereinigt sah.

Die Verschwornen beschlossen endlich, nach mancherley gemachten Entwürfen, daß die Juden in der Nacht des 5ten Augusts den königlichen Pallast an vier Ecken anzünden, und zu gleicher Zeit in verschiedenen Häusern der Stadt Feuer anlegen sollten, damit das Volk in seinen Quartieren genung zu thun habe. Man wollte hernach in den Pallast einfallen, unter dem Vorwande, das Feuer zu dämpfen, und in diesem Lärm und Bestürzung den König aufsuchen, und ihn ermorden. Der Herzog von Camine sollte sich der Königinn und der jungen Prinzen versichern, um durch sie die Zurückgabe der Citadelle zu erzwingen. Es sollten Leute mit Schwärmern und Raqueten bereit gehalten werden, um die Flotte in Brand zu stecken. Der Erzbischof, der Groß-Inquisitor und alle seine Unterbedienten sollten in der Stadt herum gehen, um das Volk in Ruhe, und durch die Furcht vor der Inquisition im Zaume zu halten. Endlich sollte der Marquis von Villareal die Interimsregierung, bis auf weitere Befehle aus Spanien, übernehmen.

Da aber die Verschwornen nicht versichert waren, ob das Volk auf ihre Seite treten würde, so hatten sie eine gute Anzahl Truppen zur Unterstützung ihres Vorhabens nöthig. Sie beschlossen demnach, daß man den Grafen von Olivarez ersuchen müsse, eine ansehnliche Flotte an die Küsten zu schicken, welche in dem Augenblicke, da die Verschwörung ausbräche, in den Hafen einliefe;

liefe; ingleichen, daß er an den Grenzen Truppen bereit halten solle, welche, auf erhaltene Nachricht, sogleich gegen Lissabon anrückten, damit man die, die sich widersetzten, mit Gewalt zur Unterwürfigkeit zwingen könnte. Es ward aber den Verschwornen sauer, ein Verständniß mit dem Hofe zu Madrid zu unterhalten, weil niemand, ohne expresse Erlaubniß des Königs von Portugall, über die Grenze gelassen ward. Indessen mußten sie doch an den Grafen von Olivarez schreiben, ohne welchen sie nichts unternehmen konnten. Da sie nun nicht wußten, wie sie es damit anfangen sollten, so warfen sie die Augen auf einen reichen Kaufmann zu Lissabon, welcher die Zölle gepachtet hatte, und seines weitläuftigen Handels wegen die besondere Erlaubniß hatte, nach Spanien zu schreiben. Dieser Mann, mit Nahmen Baeza, bekannte sich äußerlich zur christlichen Religion, war aber im Herzen ein Jude. Man bot ihm eine ansehnliche Summe, wodurch man ihn dahin brachte, daß er versprach, Briefe an den Premier-Minister zu befördern.

Baeza schickte sein Paquet an den Marquis d'Ajamonte, den Gouverneur in der ersten Grenzfestung von Spanien, und glaubte seine Briefe in Sicherheit, sobald sie nur außerhalb Portugall wären. Dieser Gouverneur aber, der sich für alles, was den portugiesischen Monarchen betraf, sehr interessirte, indem er ein naher Verwandter der Königinn war, wunderte sich nicht wenig, Briefe mit dem großen Siegel der Inquisition zu Lissabon zu sehen, die an den Premier-Minister

in

in Spanien gerichtet waren. Er eröffnete dieselben demnach sogleich, weil er befürchtete, daß vielleicht eine Nachricht von dem geheimen Verständnisse, das er, der letztern Revolution ungeachtet, beständig mit dem Könige und der Königinn von Portugall unterhalten hatte, an den Grafen von Olivarez darinne seyn möchte. Er erstaunte aber gar sehr, als er den ganzen Plan einer Zusammenverschwörung darinne fand, die in kurzer Zeit über den König von Portugall und das ganze königliche Haus ausbrechen sollte. D' Ajamonte schickte daher das ganze Paquet sogleich an den König nach Lissabon zurück.

Man kann nicht beschreiben, wie sehr Dom Juan von Braganza erstaunte, als er sahe, daß Prinzen vom Geblüte, ein Erzbischof und verschiedene Große seines Hofes, welche die meiste Freude über seine Erhebung zu bezeugen schienen, sich verschworen hatten, ihm nicht allein die Krone, sondern sogar das Leben zu rauben. Er ließ sogleich seinen geheimden Rath zusammen rufen, und man beschloß dabey, was einige Tage darnach ausgeführt ward. Der König ließ an dem Tage, da die Verschwörung ausbrechen sollte, ganz früh alle Truppen aus den nahe gelegenen Dörfern in Lissabon einrücken, unter dem Vorwande, daß er auf dem Schloßhofe, der sehr groß war, eine Revüe halten wolle. Er gab mit eigener Hand heimlich denen Officieren, auf die er sich am sichersten verlassen konnte, versiegelte Brieschen, mit dem ausdrücklichen Befehle, sie nicht eher als zu Mittage zu eröffnen, und sodann dasjenige

pünctlich ins Werk zu richten, was ihnen darinne befohlen würde. Als hierauf der König den Erzbischof und den Marquis von Villareal, unter dem Vorwande einer Affaire, über die er sich mit ihnen zu besprechen habe, in sein Zimmer hatte rufen lassen, nahm man sie ohne viel Geräusche in Verhaft. Man machte es eben so mit dem Herzog von Camine. Diejenigen, welche vom Könige versiegelte Briefchen erhalten hatten, fanden, als sie dieselben öffneten, ein ieder Befehl, einen von den Verschwornen zu arretiren, sie alle zusammen in ein benanntes Gefängniß zu führen, und nicht aus den Augen zu lassen. Diese Maaßregeln waren so vorsichtig gewählt, und wurden so wohl ausgeführt, daß in weniger als einer Viertelstunde sieben und vierzig Personen, die an der Zusammenverschwörung Theil gehabt hatten, im Gefängnisse saßen.

Als der Ruf von diesem abscheulichen Complote sich in der Stadt ausgebreitet hatte, kamen alle Einwohner haufenweise nach dem Pallaste gelaufen, und verlangten mit großem Geschrey, daß man ihnen die Verräther herausgeben sollte. Aus Furcht nun, die Hitze des Volks verrauchen zu lassen, als welches leicht von der heftigsten Erbitterung gegen Verbrecher zu dem sanftern Gefühl des Mitleidens übergeht, wenn es dieselben nicht anders mehr als Unglückliche sieht, ließ der König bekannt machen, daß die Verschwornen ihn und seine ganze königliche Familie hätten ermorden, die Stadt anzünden und der Plünderung Preiß geben wollen. Was aber die Portugiesen vollends

in Wuth brachte, war, daß man ihnen sagte, wie die Spanier, um künftig wegen keiner neuen Conspirationen in Sorgen zu seyn, beschlossen gehabt, die Hauptstadt von Portugall mit einer Colonie Castilianern zu besetzen, und alle Bürger von Lissabon in die americanischen Bergwerke zu schicken, und sie lebendig in diesen Abgründen zu begraben, in welchen sie so viel Menschen ums Leben bringen.

Man machte nun den Verbrechern den Proceß, und Baeza, nachdem er auf die Tortur war gebracht worden, verrieth den ganzen Plan der Zusammenverschwörung, und gestand, daß man Willens gewesen sey, den König zu ermorden; daß das Haus der Inquisition mit Waffen angefüllt sey, und daß man nur auf die Antwort des Grafen, Herzogs von Olivarez, gewartet habe. Der Marquis von Villareal, der Herzog von Camine, der Erzbischof von Braga und der Groß-Inquisitor bekannten ihr Verbrechen, um nicht auf die Tortur gebracht zu werden. Die Richter verurtheilten die beyden erstern, den Kopf zu verliehren, und die andern Verschwornen, gehangen und geviertheilt zu werden. In Ansehung der Geistlichen behielt sich der König das Urtheil selbst vor.

Dom Juan versammelte sogleich seinen Rath, und bezeugte, daß es ihm sehr schwer ankomme, so viel Leute von Stande ums Leben bringen zu lassen. Der Marquis von Ferreira

aber redete ihn folgender Gestalt an: „Sire! ein „König muß nur die Gerechtigkeit hören. Es „giebt Fälle, wo die Gelindigkeit sehr schlimme „Folgen haben kann. Man schreibt auch die „Begnadigung der Missethäter eben so oft der „Schwachheit eines Prinzen, als seiner Gütigkeit „zu. Sie müssen bey Ihrer Gelangung zum „Throne ein Beyspiel der Strenge zeigen, um „diejenigen schüchtern zu machen, die künftig auf „strafbare Unternehmungen gerathen könnten. „Die Zusammenverschwornen sind nicht blos Ver„brecher gegen Eure Majestät, sondern sie sind es „auch gegen den Staat, den sie über den Haufen „stürzen wollten. Sie können demnach keine „Nachsicht gegen sie brauchen, ohne der Gerech„tigkeit zu nahe zu treten, die sie ihren Untertha„nen zu verschaffen haben.„

Da der ganze Rath eben der Meynung war, so stimmte der König ein, und das Urtheil ward den folgenden Tag vollzogen. Der Erzbischof von Lissabon wollte einem seiner Freunde los helfen, und bat bey der Königinn für ihn um Gnade, mit aller Zuversicht eines Mannes, welcher glaubt, daß man seinen Bitten nichts abschlagen könne. Die Prinzessinn aber gab ihm zur Antwort: „Die „größte Gnade, die Sie von mir erwarten kön„nen, ist die, daß ich vergesse, um was Sie mich „iezt gebeten haben.„ Das wider den Erzbischof von Braga und den Groß-Inqvisitor gesprochene Todesurtheil, verwandelte der König in ein immer-

immerwährendes Gefängniß, um sich mit dem Pabste nicht zu überwerfen. Der erste starb kurze Zeit darauf für Verdruß, daß ihm seine Absichten so übel gelungen waren.

Die Vicekoniginn, die man als eine Gefangene zu Lissabon aufhielt, ward den Spaniern ausgeliefert, und der Herzog von Olivarez beschloß endlich, Portugall mit offenbarer Gewalt anzugreifen; es geschah aber mit sehr wenigem Glück. Dom Juan hielt auf den Gränzen ein beträchtliches Corps Truppen, welches von tapfern Officieren angeführt ward, und mehrentheils aus Ausländern bestand, welche der König in seine Dienste genommen hatte. Er wußte sich außerdem Anhänger sogar in dem spanischen Staatsrathe zu machen, welche ihm so treue Dienste leisteten, daß die Generale, welche Portugall angreifen sollten, nie im Stande waren, etwas wichtiges zu unternehmen, so daß er während seiner Regierung, welche siebzehn Jahre dauerte, eben so sehr von den Spaniern gefürchtet, als von seinen Unterthanen geliebt ward. Die erstern fiengen nach seinem Tode einen Krieg mit dem Nachfolger desselben an. Sie verlohren aber eine Schlacht nach der andern, so daß, einige Zeit nach der Abdankung des e) Dom Alphonsus, der Hof zu Madrid,

e) Dom Alphonsus war der älteste Sohn des Dom Juan von Braganza. Er war so schwach

der eines verderblichen und unnützen Krieges müde war, sich genöthigt sahe, bey Dom Pedro um Friede zu bitten, und ihn durch einen förmlichen Tractat für einen rechtmäßigen Monarchen in Portugall, so wie seine Krone von der spanischen für ganz unabhängig zu erkennen. Das Haus Braganza ist seit dieser Zeit im Besitz der königlichen Würde, welche Philipp II unrechtmäßiger Weise an sich gerissen hatte, und Philipp IV nicht zu behaupten wußte.

schwach und unvermögend, daß man ihn nöthigte, die Krone seinem Bruder Dom Pedro abzutreten.

Verschwörung des Rienzi.

Nach der höchsten Würde streben, und durch Mittel dazu gelangen, welche auf immer davon hätten entfernen sollen; als ein weiser Gesetzgeber regieren, und sich als ein Tyrann aufführen; einen regierenden Herrn um seine rechtmäßige Gewalt bringen, und ihm sogar die Bestätigung einer solchen Usurpation abzwingen; an kleinen Schwierigkeiten scheitern, und über die größten Hindernisse triumphiren; sich durch unerwartete Zufälle unterstützt sehen, und nichts von jener Festigkeit besitzen, welche doch nöthig ist, um einen gemachten Entwurf auszuführen; als ein Thor handeln, und weiter in einer Sache kommen, als die größten Staatsmänner; der Abgott des Volks seyn, und endlich der Abscheu desselben werden: das ist das erstaunliche Gemälde, welches ich dem Leser vorlegen will. Ich muß aber, ehe ich mich in die Erzählung dieser berüchtigten Verschwörung einlasse, den Character desjenigen entwerfen, der dabey die vornehmste Rolle spielen wird.

Nicolaus de Rienzi a) war einer von denen sonderbaren Männern, deren Character nicht leicht

a) Sein Vater war ein Gastwirth, und seine Mutter eine Wasserträgerinn.

leicht zu beschreiben ist. Man fand bey ihm ein wunderbares Gemische von Tugenden und Lastern. Er war aufrichtig und heimtückisch, furchtsam und kühn, demüthig und stolz, verwegen und vorsichtig, närrisch bis zur Ausschweifung, verständig wie die Klugheit selbst, voller Eifer für das gemeine Beste, und alle Augenblicke geneigt, alles seinem Eigennutze aufzuopfern; gebohren, wie es schien, um andere zu beherrschen, und unfähig, sie lange zu regieren. Er wußte die alte Geschichte, hatte einen aufgeklärten Geist, eine gute natürliche Beredsamkeit, eine starke Stimme, eine betrügerische Mine; mit einem Worte, er besaß alle Eigenschaften vereint, welche einem Aufrührer nöthig sind, und alle Fehler, welche den glücklichen Ausgang einer großen Unternehmung hindern können.

Es war unter der päbstlichen Regierung Clemens des sechsten, daß Rienzi den Plan zu seiner Erhebung und Vergrößerung machte. Die Päbste hatten damals ihre Residenz zu Avignon b), und Rom war seit der Abwesenheit seines Oberhaupts in die traurigsten Umstände gerathen. Man hörte daselbst von nichts, als Straßenraub, Entführungen, Schand- und Mordthaten. Die Großen,

b) Berteand d'Agoust, Erzbischof von Bourdeaux, der hernach unter dem Nahmen, Clemens V, Pabst ward, verlegte zuerst den päbstlichen Sitz nach Avignon. Dieser Aufenthalt der römischen Päbste zu Avignon, dauerte beynahe 70 Jahr.

Großen, die unter einander selbst nicht einig waren, hatten nur das mit einander gemein, daß sie das gemeine Volk unter die Füße traten, als welches beständig das Opfer ihrer Uneinigkeit wird. Handlung und Künste hörten auf zu blühen, und kein Fremder wagte sich in die Hauptstadt der Welt zu kommen, weil die Straßen zu unsicher, und die Stadt selbst von einer ungeheuern Menge von Räubern erfüllt war. **Stephan Colonna**, welcher damals Gouverneur in Rom war, sahe alle diese Unordnungen, und that als ob er sie nicht sähe, weil er vielleicht ihnen nicht zuvorkommen oder Einhalt thun konnte. **Raymund**, Bischof von Orvieto, und Vicarius des Pabsts in geistlichen Dingen, zeigte eben so wenig Muth und Eifer. Er war sonst ein gar tugendhafter Mann, in den canonischen Rechten sehr erfahren, aber dabey zur Regierung wenig geschickt, und leicht von einem ieden Betrüger zu hintergehen, der ihm ein Project zur Verbesserung des gemeinen Wesens vorlegte.

Man that beständig bey den Päbsten Ansuchung, daß sie in die Hauptstadt ihrer Staaten wieder zurück kommen möchten, und man gab sich besonders bey **Clemens** VI deswegen Mühe. Als dazu ein Deputirter gewählt werden sollte, so wußte es **Rienzi** so listig anzustellen, daß alle Stimmen auf ihn fielen. Er begab sich nach Avignon, erhielt Audienz bey dem Pabste, und nahm ihn durch seine Beredsamkeit ein. Der Deputirte bediente sich der guten Verfassung, in welcher er seinen Herrn sahe, und stellte ihm vor, daß

die Vornehmsten zu Rom die ärgsten Bösewichter wären, welche durch ihr Beyspiel die allerabscheulichsten Laster unterstützten. Er machte eine so lebhafte Beschreibung von den unglücklichen Umständen seines Vaterlandes, daß der Pabst lebhaft davon gerührt ward, und einen ungemeinen Haß gegen den römischen Adel faßte. Da diese Schmähungen nun meistentheils auf das Haus Colonna fielen, so ward der Cardinal Johann Colonna sehr wider den Rienzi aufgebracht, und fand Mittel, ihn wieder bey dem Pabste verhaßt zu machen.

Der Deputirte, der nun in Ungnade gefallen war, gerieth in die elendesten Umstände. Armuth und Krankheit gesellten sich mit einander, und brachten ihn in ein Hospital, in welches man ihn nicht einmal gern aufnehmen wollte. Aber eben der Cardinal, der ihm den Untergang geschworen hatte, ward vom Mitleid eingenommen, als er ihn so elend sahe. Er brachte ihn bey dem Pabste wieder in Gnade, welcher, um dem Deputirten Beweise von seiner Achtung und Aufrichtigkeit zu geben, ihn zum apostolischen Notarius machte, und mit Gunstbezeugungen überhäuft, wieder von sich ließ. Rienzi aber war gegen die Wohlthaten des Pabstes weniger empfindlich, als gegen die schlechte Begegnung, die ihm vom Cardinal wiederfahren war. Die Rachgier siegte in seinem Herzen über die Erkenntlichkeit, und er gieng von Avignon weg, in der Absicht, sich bey nächster Gelegenheit zu rächen.

Sobald

Sobald Rienzi zurück nach Rom kam, trat er sein Amt eines apostolischen Notarius an, mit einem Scheine von Ehrliebe, Gerechtigkeit und Frömmigkeit, welche, mit seinen ewigen Reden wider die entgegen gesetzten Laster der Großen zusammen genommen, sehr geschickt waren, sie verhaßt, und hingegen ihn bey dem gemeinen Volke in Gunst zu setzen. Als er sich nun in dem Herzen seiner Mitbürger fest genung gesetzt zu haben glaubte, beschloß er, einen wichtigen Streich zu wagen. Er stand in voller Rathsversammlung auf, machte dem Adel die bittersten Vorwürfe, und ermahnte die Officiere und Gouverneurs, ihrer Schuldigkeit besser eingedenk zu seyn. Der Lohn für diesen unbescheidenen Eifer, war eine derbe Ohrfeige, die Andreas le Normand Camerlingue aus dem Hause Colonna dem Redner gab. Der Staatssecretair Fortifiocca c), ließ gleichfalls einige Zeichen der Verachtung blicken, die ihm nach der Zeit ziemlich theuer zu stehen kamen. Doch diese unangenehme Begebenheit machte den Rienzi noch nicht verdrossen, sondern er fuhr fort wider die allgemeinen Unordnungen aus allen Kräften zu eifern. Er ließ ein symbolisches Gemälde verfertigen, auf welchem er die ganze Gestalt der Sachen in Italien vorgestellt zu haben vermeynte, und hieng es im Capitolio vor dem Saale, wo sich der Senat versammelte, auf.

Es

c) Rienzi ließ ihn deswegen, mit einer papiernen Mütze auf dem Kopfe, an den Pranger stellen, und verurtheilte ihn als einen Falsarius zu einer beträchtlichen Geldbuße.

Es war dieses nicht das einzige mal, wo er zu hieroglyphischen Figuren seine Zuflucht nahm, um die Fehler der Regierung zu zeigen, und das Volk zum Aufruhre zu verleiten. Die größten Herrn wohnten der Erklärung bey, die er von seinen Gemälden machte, und zwar in keiner andern Absicht, als um etwas zu lachen zu haben. Diese Art von Comödie ward stets mit einigen aufrührischen Reden begleitet. Rienzi redete bisweilen als ein Begeisterter, und verkündigte sich selbst in seiner Begeisterung seine zukünftige Größe. Wenn ich einst König oder Kaiser werde, sagte er, so will ich alle die Großen bey dem Kopfe nehmen, die mich jetzt hören; einige will ich hängen, und den andern die Köpfe abschlagen lassen. Er nahm keinen aus, sondern nannte sie alle, wie sie gegenwärtig waren. Nach diesen Reden hielt ihn jedermann für einen Narrn; man lachte über alles, was er sagte, und niemand sahe die traurigen Folgen davon voraus. Auf diese Weise hintergieng dieser halbnärrische Mensch die klügsten Leute zu Rom.

Der Senat hatte nicht das geringste Mißtrauen gegen einen Menschen, den man für einen Thoren hielt, und diese Meynung von ihm war das Mittel, das ihm sein Project ausführen half, ohne daß er von Seiten der Regierung einige Hinderung fand. Er bediente sich dieser Sicherheit dazu, daß er die Gesinnungen des Volks ausforschte, und er fand Leute genung, selbst unter dem Adel, die auf seine Seite traten. Er bestimmte ihnen einen geheimen Ort auf dem aventinischen Berge,

Berge, wohin sie sich in großer Menge begaben. Rienzi trat mitten unter der Versammlung auf, und stellte das Elend und die Sclaverey, worein diese ehemals so blühende Stadt, welche der ganzen Welt Gesetze gegeben, versunken wäre, mit Nachdruck vor. Zwistigkeiten unter dem Adel, Unterdrückung des Volks, innerliche Cabalen, Weiber, aus den Armen ihrer Männer gerissen, Ackerleute, um die Frucht ihrer Arbeit gebracht, Pilgrimme, geplündert, und selbst vor den Thoren der Stadt ermordet, Bürger, stets in Gefahr, ihre Güter oder ihr Leben zu verliehren, Geistliche, die sich in allen Arten der Wollüste herum wälzten, das war das entsetzliche Gemälde, das er von den unglücklichen Umständen Roms machte. Er unterbrach seine Rede alle Augenblicke durch Seufzer, Thränen und Geschrey. „Nur auf Euch „kömmt es an, tapfere Römer, sagte er, Ge„rechtigkeit und Friede unter euch wieder herzu„stellen.„

Rienzi war aber damit nicht zufrieden, die Größe des Uebels blos vorgestellt zu haben, sondern er zeigte auch die Mittel an, durch welche man sich aus diesen traurigen Umständen helfen könnte. Da aber zu Ausführung großer Projecte besonders Geld nöthig ist, so gab er den Verschwornen zu verstehen, daß die unermeßlichen Einkünfte der apostolischen Kammer ein hinlänglicher Fond dazu seyn würden, und daß der Pabst es nicht übel nehmen könnte, wenn man diese Schätze angriffe. Als nun Rienzi sahe, daß seine Rede Eindruck bey den Verschwornen gemacht

hatte, so nöthigte er sie, dasjenige zu unterschreiben, was er mit ihnen verabreden wollte, und nachdem dieses geschehen, ließ er die Versammlung aus einander gehen. Einige Tage darnach ließ er mit Trompetenschalle ausrufen, daß sich ein jeder, ohne Waffen, künftige Nacht in der Kirche des Schlosses St. Angelo einfinden, und sich mit ihm über das Beste des Staats berathschlagen solle. Nie hat man wohl einen Conspiranten seine Absichten so öffentlich bekannt machen sehen, ehe sie noch zur Ausführung reif waren. Insgemein ist die Verschwiegenheit das einzige Mittel, dergleichen Unternehmungen einen glücklichen Ausgang zu verschaffen. Rienzi aber wollte einen außerordentlichen Weg betreten, und seine thörichte Verwegenheit ward mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt.

Die Römer fanden sich in bemeldeter Kirche ein, und ihr Anführer, auf dessen Befehl sie kamen, ließ in derselben dreyßig Messen dem heil. Geiste lesen, welchen er von Mitternacht bis an den Morgen um neun Uhr beywohnte. Es war eben der Pfingsttag, welchen er wohlbedächtiger Weise gewählt hatte, um gewissermaaßen seine Verschwörung zu heiligen, und den Schein zu haben, als ob er nicht anders, als nach einer besondern Eingebung des heil. Geistes handele. Rienzi gieng in Begleitung des Bischofs von Orvieto, d) Raymund, welchen er theils mit List, theils mit

d) Eben des päbstlichen Vicarius, von dem ich schon geredet habe.

mit Gewalt zu seiner Parthey gezwungen hatte, aus der Kirche; hundert wohlbewaffnete Männer umgaben ihn rings herum, und ein unzähliger Hause folgte ihm mit großem Freudengeschrey nach, ohne zu wissen, wie dieser Auftritt sich endigen würde. Rienzi richtete den Zug so ordentlich ein, als es ihm möglich war. Man trug drey Fahnen vor ihm her, auf welchen allerhand symbolische Bilder gemahlt waren. Mit diesem sonderbaren Aufzuge, und unter beständigem Schreyen, marschirte er aufs Capitolium, bestieg den Rednerstuhl, hielt eine Rede ans Volk, in welcher er den Römern sagte, daß die Zeit ihrer Errettung gekommen, und daß er ihr Befreyer seyn wolle. Als seine Rede geendigt war, ließ er die Verordnungen vorlesen, die er gemacht hatte, und dem Volke nicht anders als angenehm seyn konnten, weil er ihnen Ueberfluß, Freyheit und die Demüthigung des Adels darinne versprach. Bey diesen großen Vortheilen, ward den Römern nicht die geringste Beschwerde aufgelegt; denn alles ward von den Einkünften der apostolischen Kammer genommen. Das Sonderbarste dabey ist, daß man dem Pabste einen Dienst zu erweisen glaubte e), indem man ihn ruinirte; so daß hier der Eigennutz und das Gewissen in gar keinem Streite mit einander lagen. Man ließ sich demnach alles gefallen, was Rienzi für gut befinden würde, und ernannte ihn zum freyen Beherrscher Roms.

e) Rienzi hatte die Römer beredet, daß Clemens VI alle seine Unternehmungen gebilligt habe.

Roms. Er fieng auch, von diesem Tage, sogleich an, seine Gesetze von der Höhe des Capitols zu geben.

Stephan Colonna, der sich zu Corneto befand, erstaunte indessen nicht wenig, als er von dem, was vorgegangen war, Nachricht erhielt. Er wollte anfänglich nichts von der ganzen Sache glauben; als er aber nicht mehr an einer so ausserordentlichen Begebenheit zweifeln konnte, setzte er sich geschwind zu Pferde, und eilte nach Rom, in der Hoffnung, daß seine Gegenwart die Aufrührer wieder zur Unterwürfigkeit bringen würde. Man ließ ihn aber nicht lange in diesem Irrthume. Rienzi schickte ihm einen Befehl zu, sich schleunigst aus der Stadt zu begeben. Der Gouverneur, der über eine solche Verwegenheit erstaunte, gab ihm eine Antwort darauf, welche sehr verächtlich war. Sogleich ward im Capitolio Lärm geschlagen, das Volk lief von allen Ecken her bewaffnet zusammen, und der Aufruhr war so schnell und allgemein, daß Colonna kaum Zeit hatte, sich in Sicherheit zu begeben. Alle Adelichen bekamen Befehl, sich auf ihre Landgüter zu begeben, und keiner hatte das Herz, ungehorsam zu seyn. Nach diesem verwegnen Streiche besetzte Rienzi alle Thore der Stadt, legte Soldaten in alle Quartiere derselben, legte Wachten an den Brücken an, ernannte Gerichtsobrigkeiten, welche das Recht sprechen sollten, und ließ alle Verbrecher bestrafen, welche ihm unter die Hände fielen. Das Volk war für Freuden außer sich, daß es die höchste Gewalt in den Händen eines Menschen

schen sahe, der einen so guten Gebrauch davon zu machen wußte.

Rienzi, der nicht gern für einen Usurpator angesehen seyn wollte, suchte den Beyfall des Pabsts zu seinen Unternehmungen zu haben, und er erhielt ihn wirklich. Clemens VI, der sich nicht im Stande sahe, einen rebellischen Unterthan zu bestrafen, glaubte, daß er sich verstellen, und einen Menschen nicht erbittern müsse, welcher seine Verwegenheit noch weiter treiben könnte. Der Hof zu Avignon ergriff demnach die Parthey, den Rienzi und Raymund f) in allen ihren Rechten zu bestätigen, welche ihnen das Volk gegeben hatte. Man lobte sogar den Eifer des Usurpators, und bat ihn, sich noch ferner der Beschützung des heiligen Stuhls würdig zu machen. Man sehe, wie weit die Verstellung bisweilen in Italien getrieben wird.

Der herrschsüchtige Rienzi hatte stets sich für einen Wiederhersteller der römischen Freyheit ausgegeben. Er hütete sich demnach sehr vor jenen prächtigen Titeln, die, anstatt seine Macht zu vergrößern, ihn nur in Mißcredit würden gesetzt haben. Er stellte den Römern vor, daß, so wie ehemals der Stolz des Adels zur Einführung der Zunftmeister des Volks Gelegenheit gegeben, so erfo-

f) Rienzi stellte sich, als ob er die höchste Gewalt nicht anders annehmen wollte, als wenn man ihm den Bischof von Orvieto, Raymund, zum Collegen gäbe; dieser letztere aber hatte gar nichts zu sagen.

erfoderten auch die gegenwärtigen Umstände, daß man dergleichen Vertheidiger wieder einsetzte. Er beschrieb die Vortheile überaus groß, die man von der Einführung dieser alten Würde haben würde. Die Römer besannen sich nicht einen Augenblick, ihm das einzuräumen, was er so hitzig begehrte g), und man gab ihm, außer dem Titel eines Tribuns, auch noch den, eines Erretters des Vaterlandes.

Die vornehmsten vom Adel, die sich auf ihre Güter hatten begeben müssen, wurden aufs äußerste gebracht, als sie hörten, daß die Gewalt des Usurpators von Tag zu Tage zunähme. Sie versammelten sich heimlich, um über die Mittel zu berathschlagen, wie sie ihren Feind stürzen wollten; man gieng aber, ohne einen Schluß gefaßt zu haben, wieder auseinander. Rienzi, der von ihren Absichten Nachricht erhalten hatte, ließ sie alle vor seinen Richterstuhl fodern, um den Eid der Treue gegen die Republik in seine Hände zu schwören, wenn sie nicht als Verräther und Staatsverbrecher angesehen zu werden verlangten. Die Vorfoderung war ein Donnerschlag für den Adel: aber er mußte gehorchen. Der erste, welcher sich zeigte, war Stephan Colonna, der Sohn des Gouverneurs, und die andern folgten seinem Beyspiele.

Nachdem der Usurpator seine Gewalt so wohl befestigt hatte, legte er sich mit allem Fleiße auf die

g) Raymund ward gleichfalls zum Tribun des Volks ernannt.

die Verbesserung der Gerichtsverwaltung, und man muß ihm zum Ruhme nachsagen, daß nie ein rechtmäßiger Souverain mehr Billigkeit gezeigt habe. Rienzi ward vornehmlich die Geißel der Bösen, und war unerbittlich, wenn es Verbrechen betraf, welche die öffentliche Ruhe und Sicherheit störten. Rom ward in kurzer Zeit von Bösewichtern gereinigt; die Gehölze und Heerstraßen wurden sicher; die Handlung fieng an zu blühen, und alles bekam eine neue Gestalt.

Die Leichtigkeit, mit welcher der Tribun sich zum unumschränkten Herrn von Rom gemacht hatte, verursachte, daß er nun seine Absichten auf ganz Italien erstreckte, welches er seinem Gehorsame zu unterwerfen nicht zweifelte. Er versammelte die Römer, als er mit dem Entwurfe fertig war, und stellte ihnen vor, daß es noch wenig sey, das Vaterland von der Sclaverey befreyet zu haben, wenn sie sich nicht dabey bemüheten, ihm einen Theil des vorigen Ruhms wiederzugeben; daß man folglich suchen müsse, alle kleinen Staaten, in welche Italien getheilt sey, zu vereinigen, und daraus einen Körper zu bilden, welchem Rom die Bewegung gäbe; daß er der Meynung wäre, man solle alle Städte einladen, einer Unternehmung beyzutreten, welche die Römer wieder in die glückliche Verfassung setzen könne, in welcher sie zur Zeit der freyen Republik waren. Man billigte diese Rede, und drang bey dem Tribun auf die Ausführung eines solchen Projects. Rienzi schickte hierauf Couriere an

alle italienische Fürsten ab, um sie zu ermahnen, Rom seinen vorigen Glanz wiederzugeben. Er hatte sogar das Herz, an alle gekrönten Häupter in Europa zu schreiben, und um ihre Freundschaft zu bitten, wogegen er ihnen die seinige anbot. Mit solchem Stolze setzte sich ein Mensch vom niedrigsten Stande den mächtigsten Fürsten an die Seite. Das außerordentlichste war, daß ihm fast alle Potentaten Gesandten zuschickten, so daß das römische Volk jene glücklichen Zeiten wieder zu erblicken glaubte, wo alle Könige ihren Scepter vor ihren Fascibus niederlegten, und die Souverainität der Hauptstadt der Welt erkannten.

Die Aufführung des Tribuns war bisher untadelhaft gewesen, und man konnte ihm kein ander Verbrechen vorwerfen, als daß er ein Usurpator war. Er war zwar strenge, und schonte selbst der vornehmsten Leute nicht; aber seine Züchtigungen betrafen nur Bösewichter, welche des Lebens nicht würdig waren. Doch hatte er nicht Stärke des Geistes genung, um sich in dem hohen Range, zu welchem ihn das Glück erhoben, nicht zu vergessen. Seine Gewalt verblendete ihn, seine Reichthümer machten ihn weichlich, er fiel in Verschwendung, und überließ sich einem lüderlichen Leben. Vor dieser Veränderung der Sitten suchte er seine Sicherheit blos in der Gunst des Volks; nach der Zeit aber brauchte er andere Vorsichten, und ließ es allzusehr merken, daß er einen regierenden Herrn vorstellen wollte. Blos in dem Artikel der Gerechtigkeit ließ er nichts nach, sondern blieb immer derselbe. Sobald er

sich

sich durch eine gute Anzahl Truppen, die er auf den Beinen hatte, im Stande sahe, Furcht einzujagen, gab er ein Edict heraus, in welchem er alle Obrigkeiten und Gouverneurs der Städte um Rom herum vor sich foderte, um dem ganzen römischen Volke in seiner Person die Huldigung zu leisten. Er führte auch eine Abgabe wieder ein, die man seit langer Zeit nicht gehoben hatte. Alles unterwarf sich der Vorfoderung und der Auflage, ausgenommen Johann de Vic, Commandant zu Viterbo, und Gaetan de Ceccano, Graf von Fonde. Der Tribun, den es verdroß, daß diese beyden Männer ihm die Spitze bieten wollten, beschloß, ihnen zu zeigen, daß man sich ihm nicht ungestraft widersetze. Er brachte sie auch wirklich zum Gehorsam, und ward dadurch allen Großen in Italien fürchterlicher als iemals.

Der Adel, welcher einige Monate vorher so stolz und aufgeblasen war, kroch iezt mit der niedrigsten Demuth zu den Füßen des Usurpators. Er saß, wenn er in der Kirche war, auf einem erhabenen Throne, und einige vornehme Herrn standen ihm ehrerbietig zur Seite. Seine Frau trieb den Stolz und die Pracht noch weiter. Sie ward, wenn sie sich öffentlich sehen ließ, (welches sehr selten geschahe) von einer prächtigen Hofstadt begleitet, und die vornehmsten Damen mußten hinter ihr her gehen. Ein Trupp junger bewaffneter Leute dienten ihr zur Bedeckung, und eine Menge junger Mägdchen giengen mit Fächern in der Hand vor ihr her, um sie gegen die Hitze und die

Fliegen zu schützen. Die ganze Familie des Tribuns hatte Antheil an seiner Erhebung; er versahe alle seine Anverwandten mit Aemtern, und ahmte in diesem Stück die Aufführung der römischen Päbste nach.

So sehr sich auch die Sitten des Tribuns geändert hatten, so war doch der Ruf von seinem rechtschaffenen Wesen so groß, daß man von allen Seiten, und selbst von den entlegensten Oertern herkam, und ihn um Rechtssprüche bat. So gar gekrönte Häupter h) suchten Schutz bey ihm, und unterwarfen sich seinen Aussprüchen. Der Pabst, die Cardinäle, und alle Prälaten des Hofes zu Avignon, schrieben die höflichsten Briefe an den Rienzi, in welchen man ihm auf eine geschickte Weise zu verstehen gab, daß es seiner Frömmigkeit sehr wohl anstehen würde, wenn er die Güter der Kirche nicht durchbrächte. **Man muß, schrieben sie ihm, mit ihr, wie mit einer guten Mutter umgehen, deren Milch man mit Mäßigkeit saugen muß.** Philipp von Valois, der damals in Frankreich regierte, hielt es aber seiner Hoheit nicht für anständig, auf die stolzen

h) Die Königinn von Neapolis, Johanna, ward beschuldigt, daß sie den Tod ihres Gemahls, des Königs Andreas, befördert habe. Ludwig von Anjou, König in Ungarn, und Bruder des Andreas, wollte dieses Verbrechen nicht ungestraft lassen. Die Sache ward dem Rienzi vorgetragen, welcher sich Zeit ausbat, um in einer so wichtigen Sache ein Urtheil mit Ueberlegung zu sprechen.

stolzen und unverschämten Briefe, die ihm Rienzi geschrieben hatte, in einem ernsthaften Tone zu antworten. Er bediente sich der gemeinsten und niedrigsten Schreibart, und ließ sein Antwortsschreiben durch einen gemeinen Soldaten von seiner Garde i) überbringen.

Es schien, als ob der Tribun von Seiten seiner Herrschsucht nichts mehr zu verlangen habe; indeß kam ihm doch die Thorheit in den Kopf, daß er ein römischer Ritter seyn wollte, ohne dabey zu bedenken, daß er sich bey dem Volke, dessen Rechte er doch vertheidigt zu haben geschienen hatte, in Mißcredit setzen würde, wenn er sich in die Classe der Adelichen aufnehmen ließe, die er bisher so verächtlich gemacht hatte. Rienzi ließ sich demnach unter die römischen Ritter setzen, und nach einer eben so unanständigen k) als prächtigen Cärimonie foderte er Kaiser, Könige, Herzoge, Fürsten, Grafen, Marquis, Universitäten, und wer nur einige Gerichtsbarkeit, Macht oder Gewalt im Reiche zu haben vermeynte, an einem bestimmten Tage, mit ihren Titeln und Ansprüchen vor sich, in

i) Der Brief des Philipp von Valois kam nicht eher nach Rom, als da Rienzi daselbst schon verjagt war.

k) Rienzi badete sich in einer bekannten marmornen Kuffe, in welcher sich Constantin der Große gebadet hatte, nachdem er von dem Aussatze, durch den Pabst Sylvester, wie man sagt, war gereinigt worden. Diese Kuffe ward als ein Heiligthum angesehen. Der Tribun schlief hierauf in der Kirche des heil. Johannes.

in Entstehung dessen man wider sie in Form der Rechte und nach den Eingebungen des heil. Geistes verfahren würde. Als er diese unverschämte Anfoderung gethan hatte, brachte man ihm nach einander l) sieben Kronen, die er sich, eine nach der andern, aufsetzen und wieder abnehmen ließ. Es ist schwer zu errathen, was Rienzi dabey für Absichten hatte, da man in diesen Unternehmungen mehr Unbesonnenheit als Klugheit findet.

Das Ansehen des Tribuns fieng nun allmählich an, sich zu verliehren, nachdem er sich hatte krönen lassen. Der vergängliche Pomp der Cärimonien, womit sich die Aufmerksamkeit der Römer einige Zeit beschäfftigt hatte, machte ernsthaftern Ueberlegungen Platz. Seine Pracht in der Kleidung, die Verschwendung der Tafel, seine glänzende Hofstadt, mit einem Worte, der monarchische Stolz, der aus allen seinen Handlungen hervor blickte, gab bald zu heimlichen Murren Gelegenheit, und verdarb die Ehrerbietung gar sehr, die man gegen den Usurpator gehegt hatte. Indessen glaubte Rienzi doch, da er noch nicht merkte, daß man übler gegen ihn gesinnt zu werden anfienge, daß er alles wagen könne, und daß es Zeit sey, dem Adel den letzten Stoß zu geben. Er ließ demnach verschiedene vornehme Römer, unter allerley Vorwande, in seinem Pallaste in Verhaft nehmen, und versicherte sich ihrer Personen. Da er fürchtete, daß dieses Unterfangen zu einigem Auf-

l) Es sollte damit eine Beziehung auf die sieben Gaben des heil. Geistes haben.

Aufruhre Anlaß geben könnte, so ließ er ein Gerücht verbreiten, als ob die Gefangenen Verräther wären, welche böse Anschläge wider die Regierung geschmiedet hätten. Er ließ hierauf das Volk im Capitolio zusammen kommen, und die vorgeblichen Verbrecher auch dahin führen. **Stephan Colonna,** welcher einer von den vornehmen Männern war, welche der Usurpator aufzuopfern beschlossen hatte, hob einen Aufschlag vom Kleide des Rienzi in die Höhe, und sagte zu ihm: **Sollte sich ein gemeiner Rock nicht besser schicken, als dieses reich gestickte Kleid?** Diese Dreustigkeit des Colonna, sein majestätischer Anblick, und ein gelinder Rumor, der sich unter der Versammlung erhob, machten den Rienzi blaß, als welcher von Natur furchtsam und leicht aus seiner Fassung zu bringen war. Er wagte es nicht, weiter fortzufahren, sondern verschob die Sache bis auf den morgenden Tag. Da er aber die Ausführung seines barbarischen Projects fest beschlossen hatte, so ließ er an dem Orte, wo die Versammlung sollte gehalten werden, und welcher der Schauplatz der blutigen Tragödie seyn sollte, die er im Sinne hatte, Tapeten aufhängen, welche halb roth und halb weiß waren. Er schickte hierauf einem ieden Gefangenen einen Geistlichen zu, der ihn zum Tode bereiten sollte, und ließ hierauf die Glocke auf dem Capitolio läuten. Die Gefangenen erriethen sogleich, als sie die Glocke hörten, daß ihnen das Todesurtheil wirklich gesprochen sey, und bereiteten sich zum Tode.

Das Volk indeß, welches leicht zum Mitleiden bewegt wird, wenn es einen vornehmen Mann zum Tode führen sieht, konnte das Schicksal so großer Männer, die weiter kein Verbrechen begangen hatten, als daß sie dem Tyrannen verdächtig waren, nicht ohne Betrübniß ansehen. Man hörte nicht den murmelnden Beyfall, womit das Volck sonst die Strenge des Tribuns bey Hinrichtung gemeiner und offenbarer Missethäter zu billigen pflegte. Ein verdrüßliches und trauriges Stillschweigen herrschte in der ganzen Versammlung, und das Mitleid hatte aller Herzen eingenommen. Die, die am nächsten um den Rienzi waren, machten ihn auf diese Veränderung aufmerksam. Sie nahmen daher Gelegenheit, für die Gefangenen um Gnade zu bitten, und bedienten sich, um ihn zu bewegen, der zärtlichsten Ausdrücke, und der stärksten Bewegungsgründe.

Der Tribun sahe ein, daß er in einer so kitzlichen Sache sich zu sehr übereilt habe; er faßte den Augenblick seinen Entschluß, und ließ die Gefangenen vor seinen Richterstuhl führen. Anstatt aber das Todesurtheil über sie zu sprechen, bat er das Volk, Mitleiden mit so vornehmen Gefangenen zu haben, deren Dienste und Geburt gar wohl verdienten, daß man ihr Verhalten nicht nach der äußersten Strenge untersuchte. Ob er gleich innerlich für Wuth schäumte, daß er sich diese Opfer entgehen lassen sollte, so bat er doch für sie um Gnade, und ertheilte sie ihnen im Nahmen des Volcks. „Seyd ihr nicht entschlossen, sagte er zu „ihnen, euch für die Vortheile dieses Volks aufzu„opfern,

„opfern, welches euch eure Güter und euer Leben „wiedergiebt?„ Die Gefangenen, die über eine so unerwartete Veränderung außer sich waren, antworteten durch eine tiefe Verbeugung.

Der Tribun, der diese Gefangene nun gern wieder zu seinen Freunden machen wollte, überhäufte sie mit Höflichkeiten und Geschenken. Sobald sie aber nur aus Rom hinweg waren, dachten sie weiter an nichts als Rache. Sie fiengen an, ihre Landgüter zu befestigen, und sie mit allem Nothdürftigen zu versehen. Rienzi legte allen diesen Zurüstungen nicht die geringsten Hindernisse in den Weg, er empfand aber gar bald die Wirkungen seiner Sorglosigkeit. Kaum sahen sich diese aufgebrachten Römer im Stande, etwas zu unternehmen, als sie Streifereyen in die Gegenden von Rom thaten, das platte Land plünderten und ruinirten, und Menschen und Vieh wegnahmen. Der Tribun, der durch das allgemeine Murren aufgeweckt ward, entschloß sich endlich, die Urheber dieser Unordnungen anzugreifen; er brachte in Eil eine Armee von mehr als zwanzig tausend Mann zusammen, mit welcher er in dem Gebiete um Marino herum, welches der festeste Platz der Zusammenverschwornen war, gräulich hausete.

Clemens VI schickte damals einen Legaten nach Rom, der wider den Rienzi verfahren sollte, wenn dieser nicht gutwillig die höchste Gewalt, die er an sich gerissen hatte, niederlegen wollte. Der Pabst hatte nichts als Bannstrahlen zu werfen; aber diese geistlichen Waffen waren nicht hinreichend, um den Usurpator zu bändigen. Sobald

der Legat in Rom angekommen war, schrieb er an den Tribun, welcher sich an der Spitze seiner Truppen im Felde befand, und ermahnte ihn, die Befehle des Pabstes gehorsam anzunehmen. Rienzi aber dachte, daß es mit dem Gehorsame noch Zeit hätte. Endlich kam er mit seinen Truppen zurück nach Rom, und machte den Anfang zu seiner Unterwerfung damit, daß er einige Palläste, welche denen rebellirenden Herrn gehörten, niederriß. Nachdem er sich hierauf in die St. Peterskirche begeben hatte, ließ er sich das Meßgewand geben, welches die Kaiser bey ihrer Krönung zu tragen pflegten, hieng es auf seine Rüstung, und zog unter Trompetenschall mit seiner ganzen Cavallerie, die Krone auf dem Haupte, und den Scepter in der Hand, aus. Er begab sich mit diesem lächerlichprächtigen Aufzuge ins Vatican, und nach einer daselbst gehabten kurzen Unterredung schieden er und der Legat wieder auseinander, ohne einander das Benöthigte gesagt zu haben, und ohne zufrieden mit einander zu seyn.

Rienzi fuhr indeß in seinen militarischen Operationen immer fort; er fieng aber an, jene Ueberlegenheit, die ihn bisher so fürchterlich gemacht hatte, nach und nach zu verlieren; es sey nun, daß die Gegenwart des Legaten dem römischen Adel einen neuen Muth eingeflößt, oder daß die Furcht die erste Hitze des Tribuns in etwas gedämpft habe. Es fehlte ihm außerdem an Gelde; die Truppen wurden schlecht bezahlt; man ward den bürgerlichen Krieg überdrüßig, und obgleich noch einige Ueberbleibsel von Hochachtung gegen

den Tribun bey dem Volke übrig waren, so schien sich doch alles zu einem allgemeinen Murren anzuschicken. Einige Adeliche, die wohl einsahen, was in den Gemüthern vorgieng, versprachen dem alten Colonna, ihm die Thore der Stadt zu eröffnen, wenn er sich mit seiner Armee vor denselben zeigen würde.

Auf diese Nachricht zogen die römischen Herrn ihre Truppen bey Palestrina zusammen, und machten ein Corps von vier tausend zu Fuß und sechzehn hundert zu Pferde aus. Als der Tribun dieses Ungewitter über seinem Haupte sahe, fiel er in eine solche Muthlosigkeit, daß er den Schlaf verlohr, und sich um gar nichts mehr bekümmerte. Er verkroch sich im Capitolio, ohne die geringsten Maaßregeln zu einiger Vertheidigung genommen zu haben. Die Annäherung der Gefahr brachte ihn endlich aus seiner Schlafsucht. Er versammelte das römische Volk, und beredete sie, daß er eine Offenbarung gehabt habe, welche ihm den glücklichsten Erfolg verspräche. Ein vortreffliches Mittel, ein abergläubisches Volks zu allem zu bereden.

Rienzi machte sich fertig, seine Feinde anzugreifen, und die Armee der Adelichen setzte sich gleichfalls in Marsch. Der alte Colonna, welcher sie anführte, und in Rom ein geheimes Verständniß unterhielt, näherte sich der Stadt, in Begleitung zweener Bedienten; man öffnete ihm aber die Thore nicht, wie er sich geschmeichelt hatte, und er kehrte sehr mißververgnügt wieder zurück. Er theilte seine Truppen in drey Haufen, und befahl,

daß man sie, um den Tribun Troß zu bieten, unter dem Schalle der Trompeten, längst den Mauern der Stadt Rom hin marschiren lassen sollte. Die beyden ersten Corps erfüllten den Befehl ihres Generals ohne einige Schwierigkeit. Es war nur noch das dritte zurück, welches aus der besten Reuterey, und den Jüngsten vom Adel bestand. Der junge Colonna, welcher einer der vornehmsten Anführer davon war, hatte sich nebst einigen andern jungen Herrn voraus gemacht, und da er die Thore der Stadt halb offen fand, und ein undeutliches Gemurmel von Menschen vernahm, bildete er sich ein, daß es die Folge des geheimen Verständnisses wäre, welches sein Vater in der Stadt hatte. Er gab demnach seinem Pferde die Sporne, und rannte mit verhängtem Zügel in die Stadt, ohne daß ihm weiter iemand von den seinigen nachfolgte.

Die römische Cavalerie, auf welche er zuerst stieß, erschrack dermaßen, daß sie in völliger Unordnung zu fliehen anfieng, als ob sie eine ganze Armee hinter sich gehabt hätte. Die Infanterie hielt sich nicht besser, und wenn der junge Colonna nur hundert Mann bey sich gehabt hätte, so wäre er Meister von Rom gewesen. Da sich aber die Einwohner endlich besannen, und sahen, daß es nur ein einziger Mann war, so hielten sie Stand, und umringten ihn. Colonna, der auf seine Freunde, sowohl inner- als außerhalb der Stadt gerechnet hatte, erstaunte sehr, da er sich auf allen Seiten umringt sahe. Er wollte die Flucht wieder zum Thore hinaus nehmen; aber die

Reuter,

Reuter, die ihm nachsetzten, holten ihn ein, rissen ihn vom Pferde, nahmen ihm Wehr und Waffen, und, ohne auf seine Geburt, seine Jugend und seine Bitten zu achten, gab man ihm etliche Hiebe, an welchen er auf der Stelle starb. Er war damals im zwanzigsten Jahre seines Alters, und hatte schon Proben der Tapferkeit gegeben, welche noch größere Thaten und ein glücklicher Schicksal von ihm zu versprechen schienen. In dem Augenblicke, da er starb, klärte sich der Himmel auf, welcher mit Wolken bedeckt gewesen war. Rienzi ermangelte nicht, sich diesen Umstand zu Nutze zu machen, um sich die Bewunderung eines abergläubischen Volks zuzuziehen.

Als indeß der alte Colonna, welcher mit der Arrieregarde hinter drein kam, sich dem Thore der Stadt näherte, wo sich der Pöbel versammelt hatte, sahe er seinen Sohn auf der Erde ausgestreckt und in seinem Blute schwimmend liegen. Welcher Anblick für einen Vater! Schrecken und Entsetzen nahmen ihn ein, und er verließ augenblicklich diesen unglücklichen Platz. Die väterliche Zärtlichkeit aber rief ihn bald wieder nach der Stadt zurück, um seinen Sohn zu retten, welchen er noch am Leben zu finden hoffte. Kaum aber hat er einige Schritte gethan, als er seine Mühe vergebens sieht. Da er nun, so groß auch seine Betrübniß und seine Wuth war, weiter an nichts zu denken hatte, als wie er sich selbst retten wolle, so fiel eine ungeheuere Maschine, die man von einem Thurme herab ließ, ihm auf die Achseln und dem Pferde auf den Hintern. Zugleich sahe er

sich von einem Haufen Soldaten umringt, die über ihn herfielen, und ihn auf der Stelle niedermachten.

Der Pöbel, der durch den Tod der beyden Colonna Muth bekommen hatte, verließ die Stadt, ohne auf den Befehl des Tribuns zu warten, und brachte verschiedene andere römische Herrn um. Die Parthey der Adelichen gerieth darüber dermaaßen in Schrecken, daß ein jeder weiter auf nichts, als auf die Flucht, bedacht war. Die Unordnung war allgemein, und Rienzi verlohr im Nachsetzen nicht einen einzigen Mann. Der Tribun ließ die Trompeten blasen, um seinen Sieg zu verkündigen. Er nahm den Scepter in die Hand, setzte zwo Kronen, eine von Silber, die andere von Oliven, aufs Haupt, und zog also triumphirend in Rom ein. Er ließ es auch an äußerlichen Zeichen der Frömmigkeit nicht fehlen, indem er Processionen anstellte, um damit den Pöbel zu blenden, der ihn als einen Propheten ansahe. Wenn Rienzi, statt dieser vergeblichen Schauspiele, sich die Bestürzung seiner Feinde zu Nutze gemacht hätte, so würde er sie vielleicht auf immer außer Stand gesetzt haben, ihn zu beunruhigen; er wollte aber lieber zu Rom, als an der Spitze einer Armee, commandiren.

Die Herrschaft des Usurpators ward demnach durch diesen Sieg keinesweges noch mehr befestigt, wie man sich natürlicher Weise einbilden sollte; vielmehr war er die vornehmste Ursache seines Unterganges, da ihn sein Glück nur stolzer und übermüthiger machte. Es entfuhr ihm ein Aus-

druck

druck, welcher das Herz seiner besten Soldaten von ihm abwandte. Nachdem er alle Freywilligen, die er mit dem Nahmen der geheiligten Miliz beehrte, hatte aufsitzen lassen, sagte er zu ihnen: „Folget mir nach, ich will euch auf eine doppelte „Art Friede verschaffen.„ Er führte sie hierauf zu einer Flasche mit Wasser, welches mit dem Blute des unglücklichen Colonna gefärbt war. Rienzi goß ein weniges von diesem blutigen Wasser in seine Hand, und besprengte damit seinen Sohn, wobey er diese Worte zu ihm sprach: Du sollst künftig der Ritter vom Siege heißen. Jeder Capitain mußte auf seinen Befehl denselben mit dem flachen Degen über den Rücken schlagen. Rienzi nahm hierauf den Weg wieder nach dem Capitolio, wo er die Cavalerie mit diesen Worten wieder von sich ließ: „Begebet euch wie„der zurück, ihr Römer, ihr habt das, was ich ge„than habe, mit mir gemein. Niemanden, als „euch und uns, kömmt es zu, für das Vaterland zu „streiten.„ Diese barbarische und lächerliche Cärimonie mißfiel allen, die dabey gewesen waren, dergestalt, daß sie nie wieder die Waffen für den Rienzi ergreifen wollten.

Nachdem nun der Tribun die Neigung seiner besten Truppen schon verlohren hatte, so that er auch noch alles, was ihm bey dem römischen Volke verhaßt machen konnte. Er überließ sich allen Arten der Ungerechtigkeit, und ward auf eine unerträgliche Weise stolz und übermüthig. Alle Reichen mußten sich loskaufen, um Geld zu seiner Tafel und zu seiner Pracht in der Kleidung herzu-

 geben.

geben. In seinem Pallaste waren nichts als Verläumdungen und geheime Anklagen. Man tadelte überhaupt seine ganze Aufführung. Die jungen Leute ließen sichs nicht mehr angelegen seyn, ihm ihre Aufwartung zu machen, und Rom, das ihn so lange Zeit als seinen Erretter angesehen hatte, sahe in ihn nun blos einen Tyrannen. Der päbstliche Legat unterließ nichts, um ihm Feinde zu machen, und nachdem er diesen Usurpator dreymal vergebens vor seinen Richterstuhl gefodert hatte, ließ er die Bannstrahlen des Vaticans wider ihn schießen.

Während daß die Römer in dem Bezirk ihrer Mauern der Tyranney des Tribuns ausgesetzt waren, hatten sie nicht weniger von außen her auch vieles zu leiden. Der Adel fieng seine Streifereyen wieder an, und verwüstete die Ländereyen noch ärger als vorher. Rom war gleichsam eingeschlossen, und die unterbrochene Handlung machte die Lebensmittel übermäßig theuer. Diese Theurung machte den Rienzi in den Augen des Volks weit unerträglicher, als alle Blitze des Legaten. Dieser war zwar auch mit bloßen Bannflüchen nicht zufrieden, sondern stiftete einen gewissen Herrn, Nahmens Johann Pipin, aus dem Königreiche Neapel, zu einer Verschwörung wider den Tribun an. Diese Verschwörung gieng auch glücklich von statten, weil der Usurpator sehr wenig Entschlossenheit und Muth bezeugte. Pipin zog mit hundert und funfzig Mann in Rom ein, und bemächtigte sich ohne Schwierigkeit eines Viertheils der Stadt. Rienzi, der schon alles

verlohren glaubte, wandte sich an die Römer, die sich vor seinem Rednerstuhle versammlet hatten, und redete weinend, gleich einem Feigherzigen, folgendes zu ihnen: „Ich habe mit ziemlichem Glück „regiert, und das gemeine Beste befördert, soviel „an mir ist. Da aber die gute Ordnung, die ich „herzustellen angefangen habe, nicht allen gefällt, „so sehe ich mich genöthigt, das angefangene Werk „liegen zu lassen. Ich ziehe mich demnach zurück, „und lasse die Zügel des Regiments fahren.„ Nachdem er dieses gesagt hatte, setzte er sich zu Pferde, und zog sich, in Begleitung einiger Reuterey, mit fliegenden Fahnen und unter dem Schalle der Trompeten, zurück, anstatt daß er einen beherzten Angriff hätte thun sollen. Er begab sich nach dem Schlosse St. Angelo, wo er sich einige Zeit aufhielt, bis er die Gelegenheit zu entwischen ersahe.

Der Ruf von seiner Flucht breitete sich bald in der ganzen Stadt aus, und der Graf Pipin verließ seine Verschanzungen, sobald er davon benachrichtigt ward, und begab sich aufs Capitolium, welches er verlassen fand. Man plünderte die Häuser und Schätze des Tribuns, und hieng ihn im Bildnisse vor dem Pallaste auf. Der Legat, der zu Montefiascone wartete, wie die Sache ablaufen würde, begab sich nach Rom, da er erfuhr, was vorgegangen war, fieng den Proceß wider den Usurpator aufs neue an, und that ihn nochmals in den Bann. Man ließ indessen den Rienzi im Schlosse St. Angelo, wo er sich über einen Monat, ohne beunruhigt zu werden, aufhielt; es sey

nun, daß man einen Aufruhr unter dem Volke seinetwegen befürchtete, oder daß man ihn lieber wollte entfliehen lassen, als eine unnütze oder gefährliche Unternehmung gegen ihn wagen. Man war demnach weiter auf nichts bedacht, als die alte Regierungsform wieder herzustellen.

Rienzi hatte indessen in seiner Dunkelheit wieder Muth bekommen, und hoffte, sich noch einmal Meister von Rom zu sehen. Er machte sich große Rechnung auf den Beystand des Königs von Ungarn, mit welchem er in genauer Verbindung stand. Der König von Ungarn machte sich gefaßt, mit einer zahlreichen Armee in das Königreich Neapolis einzufallen, und Rienzi erwartete den Augenblick mit großem Verlangen, wo er sich zu seinem Freunde und Bundsgenossen begeben wollte. Er erhielt nun endlich die erfreuliche Nachricht, die er mit so vieler Ungeduld erwartete. Das Königreich Neapolis unterwarf sich dem Könige von Ungarn, und diese Revolution gieng außerordentlich geschwind vor sich. Rienzi begab sich sogleich von Rom hinweg, und kam zu dem siegreichen Monarchen, der ihn sehr wohl aufnahm, und von dem Unglück eines verhaßten Usurpators weit mehr gerührt schien, als man es öfters von den Anfällen eines rechtmäßigen Prinzen ist.

Der Pabst ärgerte sich über die gute Aufnahme, die man einem Aufrührer bewies, gar sehr, und bezeugte sein Mißvergnügen darüber. Der Brief, den Clemens VI bey dieser Gelegenheit schrieb, that dem Scheine nach seine Wirkung; denn Rienzi verließ Neapolis, und schweifte zwey

Jahre lang verkleidet und unerkannt überall in Italien herum. Ob er sich nun gleich von aller Welt verlassen sahe, so verlohr er doch das Project seiner Wiederherstellung nicht aus den Augen. Er bediente sich der Zeit des Jubiläi, um heimlich nach Rom zu kommen. Er hielt sich diese ganze Zeit über daselbst auf, und es entstanden einige Unruhen, wovon man ihn für den Urheber hielt.

Ob ihm gleich die Römer sehr zugethan waren, so begriff er gleichwohl, daß es ihm nicht leicht gelingen würde. Aus Verdruß, um sich vergebens bemüht zu haben, ergriff er eine sehr sonderbare Parthey: er gieng nämlich zu Carln IV, den römischen König, nach Prag, den er ehemals vor seinen Richterstuhl zu fodern die Kühnheit gehabt hatte. Rienzi überzeugte sich, daß dieser Prinz, von der Freymüthigkeit gerührt, mit welcher er sich in seine Arme werfen wollte, großmüthig seyn, und ihm seinen Schutz angedeihen lassen würde. In dieser Hoffnung nahm er den Weg nach Böhmen, kam zu Prag an, stellte sich Carln vor, that ihm einen Fußfall, und sagte: „Sie sehen, allergnädigster Herr, den Nicolaus Rienzi, welcher das Glück hatte, den Römern die „Freyheit zu verschaffen, und sie nach den Gesetzen „der Billigkeit regierte. Ich habe Toscana, das „römische Gebiete und die Seeküsten unter meiner Bothmäßigkeit gesehen. Ich habe die „Großen gedemüthigt; ich habe eine Menge „Mißbräuche abgeschafft, und ich habe mich der „eisernen Ruthe, womit Gott selbst meinen Arm

„bewaffnet hatte, sehr glücklich zu bedienen ge„wußt. Endlich aber hat die Ungerechtigkeit mei„ner Feinde die Oberhand behalten, und man hat „mich aus Rom verjagt. Ich schreibe alle mein „Unglück blos mir selbst zu; wenn ich es mir stets „zur Pflicht gemacht hätte, die Verbrechen streng „zu bestrafen, so würde der Himmel mich nicht „verlassen haben. Gezwungen, mein undankba„res Vaterland zu verlassen, habe ich geglaubt, kei„ne andere Freystadt suchen zu dürfen, als bey ei„nem Monarchen, dem ich die Ehre habe anzu„gehören, indem ich der natürliche Sohn des Kai„sers Heinrich bin. Ich habe alle Ursache, zu „hoffen, daß ein Prinz, der vom Himmel bestimmt „ist, die Tyrannen zu strafen, gern der Beschützer „eines Mannes seyn werde, dessen sich Gott be„dient hat, um die Unterdrücker des römischen „Volks zu züchtigen.„

Carl bewunderte die Verwegenheit und Unverschämtheit des Rienzi, der sich für seinen Anverwandten ausgab. Weil ihm aber die Freymüthigkeit gefiel, mit welcher er sich an einen Prinzen wandte, den er als seinen Feind hätte ansehen sollen, so reichte er ihm hülfreich die Hand, und begegnete ihm mit allen Zeichen der Achtung, die man unglücklichen Verdiensten schuldig ist.

Als Rienzi den Entschluß faßte, nach Prag zu gehen, so stellte er sich im Voraus vor, daß Carl IV, der seine Erhebung dem Pabste zu danken hatte, nicht unterlassen würde, den Pabst sich dadurch verbindlich zu machen, daß er sich eines Menschen versicherte, den Clemens VI allenthal-

ben

ben aufsuchen ließ, weil er besorgte, daß er noch einmal Italien in Verwirrung bringen möchte. Rienzi erwartete nach diesem, an den Pabst ausgeliefert, und nach Avignon geschickt zu werden; dieses war es auch, was er wollte, weil er es für das sicherste Mittel hielt, wieder zum Besitz seiner alten Würde zu gelangen. Diese Vermuthung war in der That sehr ausschweifend; aber Rienzi pflegte immer durch außerordentliche Wege, die den Regeln der Klugheit gerade entgegen standen, zu seinem Zweck zu gelangen. Wir werden in der Folge sehen, daß er sich in seiner Rechnung betrog. Er suchte auch den Kaiser durch allerhand Vorstellungen vorzubereiten, daß er es sichs nicht zur Schande machen sollte, einen Unglücklichen, der eine Freystadt in seinen Staaten gesucht hatte, an einen wider ihn aufgebrachten Herrn auszuliefern.

Rienzi stellte demnach dem Kaiser vor, daß er sich gar nicht fürchte, nach Avignon zu gehen, ja daß er es vielmehr wünsche. Carl, der sich freuete, sein Interesse so mit seinem Ruhme vereinigen zu können, billigte das Vorhaben seines Gefangenen m) gar sehr. Indessen ließ man ihn sehr genau bewachen. Das Verlangen, einen so berüchtigten Mann zu sehen, von dem man so viel Wunderdinge erzählte, zog beständig die vornehmsten Leute vom Hofe und aus der Stadt zu ihm. Es

m) Man ließ den Rienzi bewachen, ob man ihm gleich sonst mit aller Ehrerbietung, und fast als einem unumschränkten Herrn, begegnete.

Es besuchten ihn auch Gelehrte und Doctoren, welche ihm gern zuhörten, und sich mit ihm in allerhand Gespräche einließen. Seine weitläuftigen Wissenschaften, und die Leichtigkeit, mit welcher er Latein sprach, erregten eben so viel Erstaunen als Bewunderung. Man sahe ihn wegen seines Gedächtnisses, da er die schönsten Stücken der Alten auswendig wußte, und immer sehr glücklich anbrachte, wegen seiner eigenen lebhaften und natürlichen Gedanken, und wegen der glücklichen Einfälle einer fruchtbaren und feurigen Einbildungskraft, für ein Wunder der Gelehrsamkeit an.

Während daß er so zu Prag von den Großen bewundert, und von iedermann gesucht ward, hob man ihm einen andern Empfang zu Avignon auf. Man kann die Freude des Pabstes kaum beschreiben, als er hörte, daß man ihm einen Mann in die Hände liefern wolle, der ihm so viel Sorge und Unruhe gemacht hatte. Rienzi ward endlich an den päbstlichen Hof gebracht. Das Volk gieng ihm aus allen Städten und Flecken, wo er durchgeführt ward, entgegen, und schrie, daß es ihn befreyen, und aus den Händen seines größten Feindes erretten wolle. Er dankte ihm aber für seinen guten Willen, und sagte, daß er sehr ungezwungen und mit völliger Zufriedenheit nach Avignon gehe. Man erwieß ihm unterwegens allerley Ehrenbezeugungen, so daß man ihn eher für einen Prinzen, der einen Triumph hielt, als für einen Strafbaren, der sich vor seinen Richter stellen ollte, hätte ansehen können.

Sobald

Sobald Rienzi zu Avignon angekommen war, ließ ihn Clemens VI vor sich führen, um zu sehen, wie sich dieser rebellische Unterthan vor den Augen seines erzürnten Herrn aufführen, und was er zu seiner Vertheidigung vorbringen würde. Rienzi warf sich mit einer anständigen und zu seinen gegenwärtigen Umständen passenden Standhaftigkeit zu den Füßen des Pabsts, und beobachtete dabey eine ehrerbietige Freymüthigkeit, welche weder die Heiligkeit des Oberhaupts der Kirche, noch der ganze päbstliche Hof, in Verwirrung bringen konnten. „Ich weis es gar wohl, sagte er „zum Pabste, wie sehr man mich bey Eu. Heiligkeit angeschwärzt hat, und was für widrige Vorurtheile die Legaten, welche mehr aus Uebereilung als mit Gerechtigkeit verfahren haben, gegen mich und meine Aufführung haben erregen müssen. Eu. Heiligkeit ist zu gerecht, als daß sie mich verdammen sollte, ohne mich gehört zu haben. Ich habe so wenig die Absicht gehabt, mich Ihrem Richterstuhle zu entziehen, daß ich mich vielmehr schon längstens vor denselben würde gestellt haben, wenn ich mich sicher genung geglaubt hätte, um einen solchen Schritt thun zu können. Ich bin aus keiner andern Absicht nach Böhmen gegangen, als um den Kaiser zu bitten, daß er mir die Gelegenheit verschaffe, mich ohne Gefahr bey Eu. Heiligkeit rechtfertigen zu können. Heut nun, da ich das Glück habe, die Knie des gemeinschaftlichen Vaters der Gläubigen zu umfassen, wage ich es, ihn um die Ernennung besonderer Richter zu bitten, vor welchen

„ich

„ich genaue Rechenschaft von meinem Verhalten „ablegen kann. Ich schmeichele mir, daß man, „nach einer strengen Untersuchung, finden werde, „daß niemand mehr Ergebenheit gegen die Kir„che, gegen den heil. Stuhl und Se. päbstliche „Heiligkeit bezeugt habe, als ich. Wenn übri„gens einige Fehler in der Regierung eines so „hartnäckigen und unruhigen Volks, dergleichen „das römische ist, von meiner Seite mit unterge„laufen sind, so unterstehe ich mich, zu sagen, daß „sie mich eher des Mitleidens als einer Strafe „würdig machen.„

Clemens VI, der vermuthete, daß sich Rienzi nicht anders zu seinen Füßen werfen würde, als um seine Barmherzigkeit anzuflehen, erstaunte sehr, da er ihn als einen Menschen reden hörte, der sich nichts vorzuwerfen hat. Man führte ihn auf Befehl des Pabsts in einen weiten Thurm, in welchem er allein eingesperrt, und an eine Kette gelegt ward, die in der Mauer festgemacht war. Man ernannte hierauf drey Cardinäle, die ihm den Proceß machen sollten. Ob er sich nun gleich einer Rebellion schuldig gemacht hatte; ein Verbrechen, welches große Herrn nicht leicht verzeihen: so verfuhr man doch nicht mit der äußersten Strenge gegen ihn. Man begnügte sich, ihn, als einen gefährlichen und zu Erregung neuer Unruhen geschickten Mann, wenn man ihn frey ließe, im Gefängnisse zu behalten. Da man ihm nun alle die Bücher gab, die er verlangte, so brachte er seine Zeit mit Lesung der römischen Geschichtschreiber, und besonders des Titus Livius, zu, welches

sein

sein Leib-Autor war. Er fieng ihn wieder von forn an zu lesen, und hielt sich besonders bey den Revolutionen, den bürgerlichen Kriegen, und den Uneinigkeiten zwischen dem Rathe und dem Volke auf. Er untersuchte die verschiedenen Kunstgriffe der Tribunen, ihre Unternehmungen, ihr Glück und Unglück mit besonderm Fleiße, und dachte beständig den Ursachen nach, welche sowohl das eine als das andere veranlaßt hatten. Er wandte bisweilen das, was er las, auf sich selbst an; er untersuchte seine Aufführung sowohl vor seiner Erhebung, als während seines Tribunats; er gab Achtung, worinne er sich geirrt hatte, und was er zu thun hätte, wenn er einst wieder zum Besitz der höchsten Gewalt gelangen sollte. Durch eine gewisse Ahndung ermuntert, zweifelte er nicht, die Regeln bald in Ausübung zu bringen, die er während der Lesung des Titus Livius gesammlet hatte.

Rom, das ietzt von vier Senatoren regiert ward, war voller Trennungen und Uneinigkeit, und bedauerte stets die Regierung des Tribuns. Franciscus n) Baroncelli, da er sahe, wie leicht es sey, während dieser Zeit der Unruhe und Verwirrung die höchste Gewalt an sich zu reißen, beschloß, den Fußstapfen des Rienzi zu folgen, und

n) Er war, nach einiger Vorgeben, von sehr niedriger Herkunft; das Amt eines Schreibers oder Notarius im Capitolio, welches er bekleidete, hatte Rienzi, vor seiner Erhebung, ebenfalls besessen.

und nach einer gleichmäßigen Gewalt zu streben. Es fehlte ihm weder an Ambition noch am Genie, und dabey hatte er noch mehr Entschlossenheit als der alte Tribun, dem er in Ansehung der Beredsamkeit und Wissenschaft weichen mußte. Nachdem er sein Project entworfen hatte, so führte er es auch ziemlich glücklich aus. Baroncelli machte sich Meister vom Capitolio, und steckte daselbst die Fahne des römischen Volks auf. Seine Anhänger, die in der Stadt herum liefen, und Freyheit, Freyheit, riefen, zogen das Volk nach sich, welches der Usurpator folgender Gestalt anredete: „Es ist weder Herrschsucht, noch Eigennutz, son„dern blos die Liebe zum Vaterlande, die mich be„wogen, die Waffen zu ergreiffen. Ich habe den „beweinenswürdigen Zustand, worein die unge„zähmte Frechheit des Adels diese Stadt gestürzt „hat, nicht ohne den äußersten Schmerz ansehen „können. Ihre Gewaltthätigkeiten scheinen nur „auf einige Zeit aufgehoben, um mit desto größe„rer Wuth wieder auszubrechen. Rom sieht sich „durch ihre Tyranney und durch ihre Uneinigkei„ten allen Arten der Räuberey ausgesetzt. Gü„ter, Ehre und Leben sind daselbst in keiner Si„cherheit mehr. Man verletzt das Heilige und „Unheilige, und alles ist in Verwirrung. So „groß aber auch die Uebel sind, die uns drücken, „so hoffe ich, ihnen doch abzuhelfen. Ich fühle „mich sogar stark und beherzt genung, dem römi„schen Volke Ruhe, Glück, Ruhm und Freyheit „wiederzugeben.„

Das

Das Volk, welches sich bey dieser Rede seines alten Tribuns wieder erinnerte, glaubt, ihn im Baroncelli wieder zu sehen, und man gab seinen Vorschlägen einen allgemeinen Beyfall. Er berief auf den folgenden Tag eine Versammlung, und declamirte aufs neue wider den Stolz und Geitz der Großen. Er sprach sehr viel von dem Glücke, der Hoheit und unumschränkten Gewalt, deren ehemals das römische Volk genoß, so wie auch von der Tyranney, welche der Adel seit vielen Jahren ausübte. Da er dabey auf die Ursachen dieser Unordnungen zurück gieng, schimpfte er auf eine empfindliche Art wider die römischen Päbste, und ins besondere wider Innocentius VI, welcher der Nachfolger Clemens VI war; er versicherte, daß die Abwesenheit des Pabstes, und der Aufenthalt seiner Vorfahren zu Avignon, die einzige Ursache der Sclaverey sey, in welche die Römer verfallen wären; als er hernach auf den Rienzi kam, zeigte er die Nothwendigkeit des Tribunats, und stellte den Plan dieser Regierung so schön vor, daß Rom seinen alten Glanz wieder erhalten haben würde, wenn Rienzi, von seinem Glücke trunken, nicht seinen ersten Weg verlassen hätte, um sich einen andern zur Despoterey und Tyranney zu bahnen. „Ich meines Orts, fuhr „er fort, der ich mir die Fehler und Widerwärtig„keiten dieses großen Mannes zur Warnung die„nen lasse, und nur das, was in seiner Aufführung „lobenswürdig ist, nachzuahmen beschlossen habe, „verspreche, wenn man mich zur Würde eines „Tribuns erheben will, allen Unordnungen, wel-

„che in der Hauptstadt eingerissen sind, mit Nach„druck abzuhelfen, den Stolz des Adels zu demü„thigen, die Verwegenheit der Räuber und die „Ausschweifungen lasterhafter Bürger im Zaume „zu halten, den Ueberfluß in Rom, die Sicherheit „der Landstraßen, die Gerechtigkeit vor Gerichte, „die Ehrfurcht in den Tempeln, die alte Majestät „der Republik, und jene kostbare Freyheit wieder „herzustellen, zu welcher das römische Volk ge„bohren ist.„

Baroncelli las hierauf einige Verordnungen vor, welche mit großem Beyfall angenommen wurden. Man rief ihn zum Tribun aus, und er machte den Anfang zur Ausübung dieser Würde damit, daß er einige obrigkeitliche Personen absetzte, und ihre Aemter seinen Freunden gab. Er ließ auch einige Beyspiele der Strenge an verschiedenen Bürgern sehen, die er nach Beschaffenheit ihrer Verbrechen schärfer oder gelinder bestrafte. Kurz, er bemühete sich gleich anfänglich, sich bey allen in Furcht zu setzen, und es gieng ihm damit wohl von Statten.

Innocentius VI, der von dem, was in Rom vorgieng, Nachricht erhalten hatte, und die Folgen einer solchen Revolution fürchtete, fand kein besser Mittel, sich zu helfen, als wenn er dem neuen Tyrannen einen noch ansehnlichern entgegen setzte. Er glaubte, daß Rienzi in einer dreyjährigen Gefangenschaft endlich zu Verstande gekommen seyn würde, so daß er sich künftig bescheidener aufführte, und aus Erkenntlichkeit sein ganzes Leben hindurch

durch dem päbstlichen Stuhle getreu bliebe, dem er seine Wiederherstellung zu danken hätte.

Man entließ demnach den Rienzi seiner gefänglichen Haft, und stellte ihn dem Pabste vor, welcher ihn also anredete: „Ich habe alle Ursache „zu glauben, daß Ihr, nach diesem Unterrichte in „der Schule der Widerwärtigkeit, einen guten „Gebrauch von euren glücklichen Talenten zu ma„chen gelernt haben werdet. Das bewegt mich „auch, Euch heute das Gouvernement der Stadt „Rom in der Würde eines Senators aufzutra„gen. Da Ihr zu diesem hohen Range nicht „mehr durch einen aufrührischen Pöbel, sondern „durch den freyen Willen eures Herrn erhoben „werdet, so hoffe ich, daß Ihr die Wahl, welche „Euch betrifft, rechtfertigen, und solche Gesinnun„gen annehmen werdet, die sich für eine obrigkeit„liche Person, die mit einer rechtmäßigen Gewalt „versehen ist, schicken.„ Rienzi, der für Freuden ganz außer sich war, fiel dem Pabste zu Füssen, und schwur ihm tausendmal eine ewige Erkenntlichkeit und Ergebenheit.

Der Cardinal d' Albornos, päbstlicher Legat, führte den neuen Senator nach Italien, allwo ihm ansehnliche Einkünfte auf die Republik Perusa angewiesen wurden. Rienzi sorgte in Person für alle kleine Kriege, die man wider verschiedene Tyrannen in Italien zu führen hatte; diese militarischen Verrichtungen waren aber alle nicht sehr nach seinem Geschmacke, und er seufzete nur nach seiner Wiederherstellung. Er drang öfters in den Cardinal, daß er ihn nur nach Rom

führen, oder wenigstens Geld geben möchte, um sich in den Stand zu setzen, mit einem seiner Würde gemäßen Anstande daselbst zu erscheinen. Der Prälat übereilte sich nicht, dem Stolze eines Mannes Genüge zu leisten, den er besser hatte kennen lernen, und den er für einen mehr gefährlichen als nützlichen Avantürier ansahe.

Während dieser Zeit machte sich Baroncelli durch seine Grausamkeiten zu Rom berühmt. Das häufige Blut, das er vergoß, brachte endlich das Volk dahin, daß es auch das seinige nicht schonte. Dieser verhaßte Tribun ward vier Monate nach seiner Erhebung massacrirt. Sein Tod entfernte nun den Rienzi noch weiter von der Würde, nach welcher er strebte, indem die Römer Deputirte an den d'Albornos schickten, um sich unter seinen Schutz zu begeben, und Vergebung vom heil. Stuhle zu erhalten. Rienzi war nun unnöthig, da kein Tyrann mehr aus Rom zu verjagen, und das Volk von selbst wieder zum Gehorsam gekommen war. Dem ohngeachtet suchte er beständig, auch ohne den Beystand des Legaten, auf welchen er keine Rechnung mehr machte, sich in seiner Würde wieder herzustellen. Die Römer, deren Abgott er stets gewesen war, liefen haufenweise zu, um ihn nur zu sehen. Er stellte ihnen bey dieser Gelegenheit vor, daß er durch tiefes Nachsinnen, und durch das Lesen der besten Geschichtschreiber, ganz andere Einsichten bekommen habe, und daß sein ganzer Stolz dahin gehe, seinem Vaterlande jene Herrschaft und Gewalt, die es ehemals über einen großen Theil der Welt

gehabt

gehabt habe, wiederzugeben, und nichts zu sparen, um einen so glorreichen Entwurf auszuführen, wenn er auch seine Ruhe und sein Leben dabey zusetzen sollte.

Die Römer spitzten bey so einer Rede sehr die Ohren, und baten den Rienzi inständigst, mit der Ausführung seiner edlen Entwürfe nicht zu säumen. „Kommen Sie, sagten sie zu ihm, kom„men Sie wieder nach Ihrem geliebten Rom! „eilen Sie, es aus seinem beweinenswürdigen Zu„stande zu ziehen! Machen Sie sich zu unserm „Gebieter; wir wollen Ihnen aus allen Kräften „beystehen; überzeugen Sie sich, daß Sie nie so „sehr gewünscht, nie so sehr geliebt worden sind, „als iezt.„ Man sehe, auf welche Art Rienzi stets ermuntert ward, sich Meister von Rom zu machen; man gab ihm aber die Mittel dazu nur nicht. Die Armuth der Römer gestattete nicht, ihm beträchtliche Vorschüsse zu thun; außerdem hielt sie auch die Furcht vor dem Legaten zurück. Die Wiederherstellung des alten Tribuns beruhete demnach blos auf guten Wünschen, und dieser fieng schon an, alle Hoffnung zu verliehren, als ein glücklicher Zufall, da er sich dessen am wenigsten versahe, ihm die Gelegenheit verschaffte, nach welcher er so lange seufzete.

Italien war damals voll von abgedankten oder entlauffenen Soldaten, welche vom Rauben und Plündern lebten. Ein Rhodiserritter, Namens Montreal, nahm alle diese zerstreuten Haufen öffentlicher Räuber zusammen, und formirte daraus ein förmliches Corps. Sie waren

der Ursprung jener fürchterlichen Banden, welche nach der Zeit in Italien und verschiedenen Provinzen Frankreichs so viel Schaden thaten. Die unbeschreibliche Beute, die sie alle Tage machten, zog nicht allein noch viele Soldaten, sondern auch adeliche Personen nach sich, welche den Montreal für ihren Anführer erkannten, und ihm den Eid der Treue schworen. Montreal hielt eine so gute Ordnung unter seinen Truppen, daß nie Uneinigkeit und Müßiggang unter ihnen einrissen. Sie machten eine Art einer fliegenden Republik aus, wo ein jeder nur das gemeine Beste zu befördern suchte. Es gehörte in der That ein offener Kopf dazu, um eine solche Ordnung unter einer Bande von Räubern zu erhalten.

Montreal setzte fast ganz Italien in Contribution, und brachte in kurzer Zeit unsägliche Schätze zusammen. Rienzi hätte sich ihn gern zum Freunde gemacht; da er aber wohl einsahe, daß ein Mann von dieser Art seine Dienste sehr theuer anschlagen würde, so wagte er es nicht, sich unmittelbar an ihn zu wenden. Er bewarb sich vielmehr um die Gewogenheit des Arimbals und Bettrone, welche Brüder des Montreal waren. Der erste besaß Wissenschaften, und war folglich leicht vom Rienzi, der seine Gespräche sehr mit Gelehrsamkeit zu würzen wußte, einzunehmen. Dieser hatte auch, nach verschiedenen Besuchen, die er ihm gab, das Glück, ihm zu gefallen. Sie speisten öfters mit einander. Rienzi kam bisweilen, wie von ohngefehr, auf die Macht der alten Römer zu reden, deren Tugend,

Tapferkeit, Klugheit und Eroberungen er mit ausgesuchten Beyspielen herausstrich; er sprach auf eine so lebhafte und begeisterte Art davon, daß Arimbal davon ganz aus sich selbst versetzt ward. Rienzi hatte es um so viel besser getroffen, da er mit einem feurigen und unerfahrnen jungen Menschen zu thun hatte, der mehr hitzig als nachdenkend war, und leicht Chimären für wirkliche Dinge ansahe.

Rienzi versprach dem Arimbal, ihn zu seinem General-Lieutenant zu machen, und dieser, von den Reden und Versprechungen seines Freundes geblendet, beschloß endlich, die Projecte eines Mannes, der ihm des größten Glücks würdig schien, unterstützen zu helfen. Rienzi verlangte drey tausend Goldgülden, um sich in bessern Stand zu setzen, und Truppen anzuwerben: man gab ihm mehr, als er verlangt o) hatte, und er wendete einen Theil von diesem Gelde zur Ausschmückung seiner eigenen Person an. Als er nun im Stande war, sich in einer prächtigern Gestalt zu zeigen, begab er sich zum Cardinal d' Albornos nach Montefiascone, und sagte zu ihm: „Ich „komme, um Befehle von Ihnen zu holen, und „Sie zu bitten, daß Sie mich zum Senator der „Stadt Rom, nach der Absicht des Pabstes, er„klären wollen. Ich will Ihnen den Weg bah„nen, und behülflich seyn, alle diejenigen, die, durch

o) Arimbal gab ihm 4000 Gulden, mit Bewilligung des Montreal, welchem dieses Geld gehörte.

„einen unruhigen Geist verleitet, sich von ihrer „Pflicht entfernt haben, dem Gehorsame gegen „den Pabst zu unterwerfen.„ Der Legat gab den Bitten des Rienzi Gehör. Er erklärte ihn zum römischen Senator und Gouverneur der Stadt Rom, ohne ihm doch weder an Mannschaft noch am Gelde etwas zu geben, wodurch er sich in den Besitz seiner Würde hätte setzen können.

Rienzi warb einige Truppen an, und begab sich nach Rom. Die Freude in der Stadt war allgemein, als man erfuhr, daß er sich derselben näherte. Man machte sich fertig, ihn mit aller Pracht zu empfangen, welche die Wiederkunft der Sieger ehemals begleitete. Die römische Cavalerie zog ihm entgegen, und das gemeine Volk lief haufenweise zum Thore hinaus, um ihn einzuholen. Man richtete Triumphbögen auf; man schmückte die Gassen mit den kostbarsten goldenen und silbernen Stoffen; man bestreuete sie mit Blumen, und die Luft erschallte vom Klange der Trompeten und anderer Instrumente, als er näher kam. Man breitete prächtige Tapeten auf den Weg; man bestreute sie mit Oelzweigen, und das Volk schrie ohn Unterlaß: **Es lebe unser Befreyer!** Rienzi ward so im Triumph bis ins Capitolium gebracht, allwo er eine Rede hielt, in welcher er sich mit dem **Nebucadnezar** verglich, welcher sich sieben Jahre lang hatte verkriechen müssen. Er unterließ nicht, den Römern den ausnehmenden Nutzen zu zeigen, den seine Wiederherstellung haben würde, und das Volk

war

war leichtgläubig genung, alle diese schönen Versprechungen für wahr anzunehmen.

Da der neue Senator die Befestigung seiner Gewalt auf den Untergang des Adels gründete, so suchte er alle vornehmen Römer nach Rom zu ziehen, um desto leichter mit ihnen fertig zu werden. Rienzi ließ sie nämlich zur Huldigung einladen. Besonders suchte er die Familie Colonna ganz zu vertilgen, weil sie die angesehenste war, und weil ihr Untergang den Verfall des übrigen Adels gewiß nach sich gezogen haben würde. Das Oberhaupt dieser berühmten Familie aber suchte sich auf alle Weise gegen einen Mann zu verstärken, den es mit Recht als seinen ärgsten Feind ansahe. Die Schlingen also, die man ihm legte, waren vergebens. Colonna war so klug, daß er sich in sein Schloß Palestrina warf, wo ihn Rienzi bald darauf belagerte. Dieser aber konnte sich nie von einem so wichtigen Platze Meister machen, und mußte unverrichteter Sachen wieder nach Rom zurück kehren.

Rienzi hatte von dieser mißlungenen Unternehmung wenig Ehre, und die Achtung der Römer fieng an nach und nach abzunehmen. Die Art, wie er sich während dieser ganzen zweyten Administration betrug, kam auch ganz und gar nicht mit dem überein, was Europa von ihm erwartete. Die Widerwärtigkeiten hatten seine Untugenden nicht besser, sondern vielmehr noch schlimmer gemacht. Sein Stolz, seine Grausamkeit, sein Geitz, kurz alle seine bösen Leidenschaften waren heftiger, und er selbst unvorsichti-

ger geworden. Kaum sahe er sich im Besitz seiner neuen Würde, als er alle seine Unglücksfälle vergaß, und nur auf Wollüste dachte; nie ist die Unmäßigkeit weiter getrieben worden; er war auch dabey unförmlich dick und stark geworden. Sein breites und aufgedunsenes Gesichte, seine küpferige Stirn, seine zitternde Backen, seine vielfarbigte Augen, die öfters funkelten, oder vom Blute durchdrungen waren, sein langer und verwirrter Bart, kurz sein ganzes Ansehen hatte etwas barbarisches und wildes an sich, wovor iedermann erschrack. Seine Ausschweifungen hatten gleichen Einfluß auf sein Herz und seinen Verstand. Er war in nichts beständig, und änderte seine Meynung alle Augenblicke. So sahe es damals mit dem berüchtigten Tribun aus, der sich gerühmt hatte, das römische Volk glücklich zu machen.

Rienzi war dem Ritter Montreal wirkliche Erkenntlichkeit schuldig, da er ihm mit Gelde geholfen hatte, daß er Truppen anwerben und sich in den Besitz seiner Würde setzen konnte. Während daß der Senator mit der Belagerung vor Palestrina beschäfftigt war, kam Montreal nach Rom, um die fünf tausend Gulden zurück zu fodern, die ihm p) Rienzi schuldig war. Der Ritter that ein wenig trotzig, und ließ einige Klagen und Drohungen gegen den Rienzi laufen. Dieser,

p) Es waren ihm nach der Zeit noch tausend Gulden geliehen worden.

ser, der davon Nachricht erhielt, und besorgte, daß man etwas seiner Würde nachtheiliges unternehmen möchte, kam geschwind nach Rom zurück, ließ den Montreal nebst seinen beyden Brüdern in Verhaft nehmen, und sie mit Ketten und Banden ins Gefängniß legen.

Die Gefangenen boten eine ansehnliche Summe für ihre Befreyung an: Rienzi aber, ob er gleich sehr nöthig Geld brauchte, opferte doch damals den Geiz seiner Rachgier auf. Man holte sogar noch in eben der Nacht, nach dem Tage der Gefangennehmung des Montreal, denselben aus dem Bette, um ihn auf die Tortur zu bringen. Da es nun nicht gebräuchlich war, Personen von einem gewissen Range auf die Tortur zu bringen, der Ritter aber alle Anstalt dazu sahe, konnte er seinen Unwillen nicht zurück halten: „Ihr Bösewichter, sagte er zu den Henkern, die ihm die „Tortur geben sollten, so verwegen seyd ihr, daß „ihr einem Manne von meinen Stande so begegnen wollt!„ Man spannte ihn aber auf die Leiter, ohne ihn anzuhören; und da man ihn in die Höhe zog, rief er aus: „Ach! bin ich denn nicht „mehr der General einer fürchterlichen Armee? „muß ich mich in diesem Zustande sehen, ehe ich „noch Italien zittern gemacht habe?„ Es ist gewiß, daß Montreal den Tod, seiner Raubereyen wegen, verdient hatte; aber das Verlangen, sich seiner Schätze zu bemächtigen, und die Furcht vor seinen Drohungen, trugen mehr zu seinem Untergange bey, als alles andere. Er sahe auch wohl, daß er keine Gnade zu hoffen habe, und machte

sich

sich bereit, als ein guter Christ zu sterben. Nachdem er mit vieler Gemüthsfassung einige Verordnungen seiner Angelegenheiten wegen gemacht hatte, wandte er sich zu seinen Brüdern, welche in Thränen schwammen: „Beruhigt euch, sagte er „zu ihnen, ich sterbe sehr ruhig, und dieses um so„viel mehr, da ich allein sterbe, und ihr mir nicht „folgen werdet. Ich habe einige Erfahrung, und „kenne die Menschen hinlänglich, um euch zu ver„sichern, daß der Tyrann nur meinen Tod, und „nicht den eurigen sucht. Die Politik will, daß „er mich aufopfere, und eurer schone. Ich wie„derhole es nochmals, ich sterbe sehr ruhig, und „habe zu lange schon gelebt. Ein so unruhiges „Leben, als das meinige, fieng an mir unerträglich „zu werden. Ist es nicht ein Glück für mich, es „an einem Orte zu verliehren, der durch das Blut „so vieler Martyrer geheiligt ist? Du, Arimbal, „bist es, der uns in so traurige Umstände versetzt „hat: aber anstatt dir deswegen Vorwürfe zu „machen, will ich dich lieber trösten. Ich bin ein „Mensch, wie du, und so wie du habe ich das Un„glück gehabt, hintergangen und verrathen zu wer„den. Höre demnach auf dich zu betrüben, und „lerne nur die Menschen kennen. Ihr seyd alle „beyde noch zu jung, als daß ihr aus der Erfah„rung wissen solltet, was die Welt sey, und wie „man in sein Glück ein Mißtrauen setzen müsse. „Führet euch künftig vorsichtiger auf; haltet be„sonders immer zusammen: euer Glück hängt da„von ab. In Ansehung der Tapferkeit, der Ehre „und der Treue stelle ich euch mein Beyspiel zur

„Nach-

„Nachfolge vor. Zeiget euch als würdige Brü„der eines Mannes, welcher Apulien, die Mark, „und Toscana zum Weichen gezwungen. Ich „habe meiner Bestimmung Genüge geleistet, und „meine Pflicht in den Augen der Menschen gethan. „Da meine Absichten redlich gewesen sind, so hoffe „ich auch, daß mir Gott Barmherzigkeit werde „wiederfahren lassen.„

Der Ausgang dieser Rede muß nothwendig einige Bewunderung erwecken; man muß aber wissen, daß, da ieder kleine Staat von Usurpatoren gemißhandelt ward, Montreal Gewalt brauchte, um sie zu verdrängen. Er war ein Räuber, der alle andern Räuber züchtigte. Das war die Art, mit welcher er seine Ausschweifungen rechtfertigen konnte. Uebrigens hatte er eine große und edle Seele, eine seltene Geschicklichkeit zum Kriege, und die sonderbare Gabe, sich bey den Soldaten angenehm und beliebt zu machen. Die Vorsehung hatte sich seiner bedient, um Italien zu strafen, und sie bediente sich wieder des Rienzi, um ihn zu züchtigen.

Montreal, als man ihn zum Tode führte, redete das Volk auf dem Richtplatze folgendergestalt an: „Wie könnet ihr in den Tod eines Men„schen willigen, der euch nie etwas zu Leide ge„than? Ach! ich sehe es, mein Reichthum und „eure Armuth sind es, die meinen Untergang ver„anlassen: aber der Verräther, der mir das Leben „abgesprochen hat, soll aus meinem Tode nicht alle „den Vortheil ziehen, den er sich verspricht; er soll „ihm traurig genung werden.„ Als er in der

Vorle-

Vorlesung des Urtheils, etwas vom Galgen zu hören glaubte, gerieth er so außer sich, daß er auf einmal voller Wuth und Verzweifelung auffuhr; er besänftigte sich aber wieder, als man ihm sagte, daß er enthauptet werden sollte.

Die Umstände, in welchen er sich sahe, zwangen ihn bald Vorwürfe bald Seufzer ab, woraus man die unruhigen Bewegungen seines Herzens abnehmen kann. Es ist ein großer Unterschied, dem Tode mitten unter den Gefahren des Krieges trotzen, oder ihn mit kaltem Blute ankommen sehen. Die Herzhaftesten verliehren öfters den Muth, wenn sie das Blutgerüste sehen. Ein Haufen von Zuschauern folgte diesem berühmten Missethäter nach: „Ach! rief er aus, ich stand „vor kurzer Zeit noch an der Spitze eines weit „zahlreichern Haufens; ich hatte große Anschläge „zur Verherrlichung Roms gemacht: alles dieses „geht mit mir unter! Ach! so muß ich dann sterben!„ Unter dergleichen grausamen Abwechselungen der Schwachheit und Standhaftigkeit kam er endlich an den Ort, wo er hingerichtet werden sollte. Nachdem er nun seine Seele Gott empfohlen hatte, legte er sich in die Stellung, die man ihm vorschrieb, und als er merkte, daß man ihm das Beil auf den Hals setzte, um die Junctur zu treffen, sagte er zum Scharfrichter: **Du setzest es nicht recht!** Sein Kammerdiener, der ein Wundarzt war, zeigte hierauf den rechten Fleck, und man trennte mit einem Hiebe den Kopf vom Körper. So starb dieser berühmte Räuber, den man als einen Helden ansehen könnte, wenn er mit

einer

einer rechtmäßigen Gewalt bekleidet gewesen wäre. Dieser Tod war dem Rienzi mehr nachtheilig, als vortheilhaft. Man verabscheuete die Undankbarkeit des Senators, welcher sich der Gewalt, die er dem Montreal und seinen Brüdern zu danken hatte, nur zu ihrer Unterdrückung bediente. Das Volk, welches im Unglück diejenigen beweint, die es im Glücke haßte, schien äußerst durch den Tod eines Mannes gerührt, den sein Muth, seine Thaten, seine leutseeligen Manieren, mit einem Worte, seine großen Verdienste eines bessern Schicksals würdig machten.

Da der Senator diese gegenwärtige Verfassung der Gemüther sah, und traurige Folgen davon befürchtete, versammlete er das Volk aufs Capitolium, und hielt eine von den pathetischen Reden an dasselbe, in denen er fast allzeit glücklich war: „Römer, sagte er, so sehr habt ihr Ursache, „euch über den Tod des Strafbarsten unter allen „Menschen zu betrüben? Wollet ihr etwan durch „ein unzeitiges Mitleiden die Kühnheit eines ieden „billigen, der sich bey euch durch Plünderung und „Verheerung eures Vaterlandes ein Verdienst zu „machen suchen möchte? Wisset ihr nicht, daß der „Verräther, dessen Tod ihr beweinet, eine unzähl„bare Menge Städte und Schlösser geplündert „und verbrannt hat? daß er alles, was ihm in „die Hände fiel, ohne auf Alter und Geschlecht zu „sehen, umgebracht hat, und daß er noch unmit„telbar vor seinem Tode mehr als zwey tausend „Weibsbilder in der Gefangenschaft hatte? Seyd „ihr so leichtgläubig gewesen, daß ihr seinen Reden

„Glau-

„Glauben gegeben habt, die er an euch zu halten „so unverschämt gewesen ist? Ihr habt euch ein„gebildet, daß er in diese Stadt gekommen sey, „um sie empor zu bringen: kennt ihr aber den Ty„rannen Italiens so wenig? Er wünschte nichts „mehr, als dieses Land in eben den Umständen zu „sehen, in welchen er andere Staaten sahe, die er „von Völkern schon entblößt hatte. Neidisch auf „das Glück Roms, hatte er den abscheulichen An„schlag gefaßt, den Sitz der Tyranney an diesen „Orten aufzuschlagen; aber der Himmel, der zur „Erhaltung der Römer wacht, hat sie vor den „schrecklichen Gefahren, womit sie bedrohet wur„den, bewahrt. Höret demnach auf Thränen zu „vergießen, welche euch beschimpfen, und überlaßt „euch vielmehr der Freude, die euch der Untergang „eines fürchterlichen Feindes verursachen sollte. „Der Verräther ist nicht mehr, und wir haben „künftig nichts mehr von seinen gefährlichen In„triguen zu besorgen. Sein Tod macht uns so„gar zu Besitzern der Waffen, der Pferde, der „Schätze, die er zu unserm Untergange bestimmte, „und nun wir zu unserer Erhaltung anwenden „können.„

Diese Rede, welche nicht ganz ohne Grund war, schien die Gemüther ein wenig zu besänftigen, und hob auf eine Zeit das Murren des Volks auf. Rienzi hatte sich nicht aller Güter q) des Ritters

q) Montreal hatte auf hundert tausend Goldgülden nach Rom gebracht, und einem Banquier gegeben. Rienzi bekam davon nicht mehr, als etwas

Ritters Montreal bemächtigen können; er bediente sich aber dessen, was ihm in die Hände gefallen war, zur Ausführung seiner Unternehmung auf Palestrina. Da es sein Vorsatz war, das Haus Colonna zu ruiniren, so ließ er sich seine begangenen Fehler zur Warnung dienen, und führte sich in dieser Unternehmung mit aller Klugheit und Geschicklichkeit auf, die man nur von einem großen Regenten hätte erwarten können. Er that gleich anfänglich die Erklärung, daß er keine andere Soldaten haben wolle, als auf deren Eifer und Treue er sich verlassen könne. Er machte daraus ein Corps, welches zwar nicht stark war, auf das er aber sicher rechnen konnte. Da er gesehen hatte, daß es nicht möglich sey, das Schloß Palestrina mit so wenigen Truppen förmlich zu bela-

etwas unter der Hälfte. Johann de Castello hatte mit List schon den größten Theil weggenommen. Montreal hatte auch noch große Summen in verschiedenen Städten Italiens, und nur Arimbal wußte, wo es war. Der Legat schickte Ordre an den Rienzi, daß er ihm den Arimbal ausliefern solle, als welcher wüßte, wo sein Bruder seine Schätze hingethan habe. Rienzi fand es nicht für gut, ungehorsam zu seyn, und man sagt, daß der Legat dieses Geld zur Aufhelfung aller derer, die durch die Räubereyen des Montreal arm geworden waren, angewendet habe. Rienzi behielt indessen den Bruder des Arimbals, Bettrone, im Gefängnisse, da sich jener eine Zeitlang bey dem Cardinal d'Albornos aufhielt.

belagern, indem es so wohl durch die Kunst als die Natur sehr gut befestigt war, so beschloß er, seine Armee in verschiedene Haufen zu theilen, welche alle Zugänge besetzen sollten, so daß nichts in den Platz hinein geschafft werden könnte. Da er auch befürchten mußte, daß in Rom, wenn er sich davon entfernte, eine Cabale entstehen möchte, so hielt er es für besser, sich auf dem Capitolio aufzuhalten, um so wohl von innen als von außen alle Unternehmungen selbst zu veranstalten. Es fehlte weiter an nichts mehr, als an der Ernennung eines geschickten Generals, der die Absichten des Senators zu unterstützen im Stande wäre. Hierbey ließ Rienzi besonders seine Klugheit sehen. Er erwählte den Liccard de Hannibalis, einen vornehmen, im Kriege sehr erfahrnen, und schon durch allerhand kühne Unternehmungen berühmten Mann, wodurch er sich auch den Nahmen des Unternehmenden erworben hatte. Nachdem Rienzi mit diesem General alle Operationen des Feldzuges überlegt hatte, ließ er ihn mit allen Truppen ausmarschiren, und behielt nur einige Compagnien zur Sicherheit und Bewachung der Stadt Rom zurück.

Rienzi fuhr, nach dem Abmarsche der Armee, immer noch fort, alle seine Sorge und Fleiß auf diesen Krieg zu wenden; er übersahe alles, und wußte überall Rath zu schaffen. Man fand in seinen Instructionen ein so großes Genie, und einen so deutlichen Vortrag, die man nur an jenen großen Prinzen bewunderte, die aus ihrem Cabinette ihre Armeen commandirten, ihre Staaten

regier-

regierten, und den Saamen der Uneinigkeit mitten in den benachbarten Reichen ausstreueten. Die Bewunderung und Achtung des Volks, die er wieder zu gewinnen anfieng, vermehrten sich noch durch die Nachrichten des guten Erfolgs, die man zu Rom erhielt, und welchen man blos der unermüdeten Arbeitsamkeit des Senators, und der versuchten Tapferkeit des Generals zuzuschreiben hatte. Der eine und der andere hatten alles so klug eingerichtet, daß es um Palestrina und die Colonnen geschehen gewesen wäre, wenn sie von den untern Officieren gehörig unterstützt worden wären. Hannibalis hatte um den Platz herum alles so verwüstet, und die Belagerten so enge eingeschlossen, daß sie sich gar nicht mehr blicken liessen, noch ferner einen Ausfall wagten, ob sie ihnen gleich bisher immer gelungen waren. Der General trug alle Tage einige Vortheile davon, und die Nachrichten, die davon nach Rom gelangten, gaben der Gewalt des Senators ein neues Gewicht. Er erhielt so gar ein r) Breve vom Pabste,

r) Hier ist das Breve des Pabsts:

Innocenz VI, römischer Pabst,

An den edlen und lieben Sohn, Nicolaus Rienzi, Ritter und Senator zu Rom.

„Wenn Ihr, geliebter Sohn, auf Eure vergangene und gegenwärtige Umstände aufmerksam seyn wollet, wie ihr ohne Undankbarkeit „nicht ermangeln könnet, so werdet Ihr finden, „daß Ihr gerechte Ursachen habt, Euch immer „mehr

ste, welcher ihn in seiner Würde bestätigte, und ihm liebreiche Vermahuungen gab, wie er sich ferner aufführen sollte.

Rienzi machte sich diese guten Vermahnungen nicht zu Nutze. Man merkte zwar einige Veränderungen in seiner Aufführung; er lebte nicht mehr mit so vieler Pracht und Stolze, worüber die

„mehr und mehr an Gott Euern Schöpfer zu „halten, ihm demüthigen Dank abzustatten, „und ihn auf alle Weise zu preisen, daß er so „viel zu Eurem Besten hat thun wollen. Ihm „habt Ihr Eure glücklichen Talente zu dan„ken; er ist es, der Euch aus dem Stande der „Dunkelheit, in welchem Ihr gebohren waret, „heraus gezogen hat, um Euch über solche zu „setzen, die durch ihre Geburt die größten Vor„züge genießen; und, (was Ihr noch reiflicher „zu überlegen habt) er ist es, der, da er Euch „von Eurem Glücke so trunken sahe, daß Ihr „Euch nicht kanntet, und Euch von dem Win„de der Eitelkeit, der insgemein traurige Fol„gen hat, hinreißen ließet, so daß Ihr die gröb„sten Fehler begienget: er ist es, sage ich, der „Euch gezüchtigt hat, um Euch zu bessern, der „Euch eine Zeit lang die Schläge seiner väter„lichen Hand hat fühlen lassen, der Euch vor „dem Tode bewahrt, und sich der Flügel der „römischen Kirche, Eurer Mutter, bedient hat, „um Euch, fast wider alle Hoffnung, und wi„der die Wünsche so vieler Menschen, zu Eu„rer vorigen Höhe wieder empor zu heben. „Diese Betrachtungen, nebst vielen andern, die „Ihr aus dem wenigen, was wir Euch sagen, „nehmen könnet, müssen für Euch ein stets leb„hafter Bewegungsgrund seyn, Gott zu fürch„ten,

die Römer so aufgebracht gewesen waren; die Unmäßigkeit war von seiner Tafel verbannt, und er gab ein Muster der strengsten Mäßigkeit ab. Alles Geld, was ihm in die Hände kam, ward bey Seite gelegt, und zum Besten der Republik gespart; aber sein Mißtrauen, sein Argwohn und seine Grausamkeiten machten ihn den Römern eben so verhaßt, als er ehemals von ihnen war ge-

„ten, die Kirche zu ehren, Ehrerbietung gegen „Eure Obern, Gefälligkeit gegen Eures glei„chen, Gütigkeit gegen Eure Unterthanen, Lie„be gegen Wittwen und Waisen, eine gleiche „Achtung gegen Reiche und Arme zu haben, „und dem einen so, wie dem andern, ohne An„sehen der Person Gerechtigkeit wiederfahren „zu lassen. Gott bewahre Euch vor allen Feh„lern in diesen Stücken. Beweiset Euch gü„tig gegen rechtschaffene Leute, empfindlich ge„gen das Elend der Unglücklichen, mitleidig „gegen die Armen, barmherzig gegen die, die „demüthig sind, liebreich gegen die, die lieb„reich sind; laßt dagegen die Hartnäckigen, „die Rebellen, die Gottlosen, Eure Strenge „empfinden, welche iedoch allezeit durch Gütig„keit gemildert seyn muß. Ihr seyd gesetzt, „die Gerechtigkeit zu handhaben; übt sie durch „ein gerechtes Regiment aus. Sie wird Euch „schützen, wenn Ihr sie schützt, und wird Euch „nicht in die Fallstricke Eurer Feinde fallen „lassen. Ueberzeugt Euch, daß Ihr alle diese „Vortheile haben werdet, wenn Ihr, mit dem „heil. Augustinus, Gott um die Gnade, ihn „und Euch selbst zu erkennen, bitten werdet.„ Gegeben zu Avignon den 30 Aug. im zweyten Jahr unserer päbstlichen Regierung. 1354.

liebt worden. Wir wollen eine Begebenheit beybringen, die ihn vollends um alle Gunst der Römer brachte.

Es war zu Rom ein von allen geehrter Mann, dessen Tugenden eine Erinnerung an die glücklichen Zeiten der römischen Republik waren. Er hieß Pandolf de Pandolfucci. Dieser tugendhafte Bürger, welcher ein Freund des Senators war, ward auf einmal der Gegenstand seines Hasses. Rienzi opferte ihn seinem ungerechten Argwohne auf. Man kann sich nicht vorstellen, was eine solche ausschweifende Unmenschlichkeit für Abscheu erregte; wenn auch die Furcht das Murren des Volks nicht zum Ausbruche kommen ließ, so zeigte sich doch die Erbitterung der Römer mehr als zu sehr in der traurigen und verdrüßlichen Mine, die man auf allen Gesichtern gewahr ward. Der Senator, welcher es bemerkte, ward darüber nur noch wilder und grausamer. Er suchte seine Sicherheit in dem Tode aller derer, die bey ihm nur den geringsten Verdacht erregten. Man schleppte alle Tage eine große Anzahl Bürger aufs Capitolium, welche kein anderes Verbrechen begangen hatten, als daß sie dem Tyrannen fürchterlich schienen. Der war noch glücklich, der mit der Confiscation der Güter davon kam.

Unterdessen konnten doch alle diese Gewaltthätigkeiten die Unruhen und die Furcht nicht stillen, womit das Herz des Rienzi gepeinigt ward. Nie erfuhr ein Mensch mehr innerliche Unruhen. Bald überließ er sich der Muthlosigkeit und Verzweifelung; bald stellte er sich so herzhaft, als ob er

er allen Gefahren Trotz bieten wolle. Furchtsam von Natur, und aus Eigensinn ein Philosoph, fiel er auf einmal von einem ins andere, und nahm so närrische Dinge vor, die ihn eben so verächtlich als verhaßt machten. Man sahe ihn fast in einem Augenblicke weinen und lachen, ohne eine hinlängliche Ursache zu haben. Mit einem Worte, seine ganze Aufführung war ein Gemisch von Ausschweifungen und Grausamkeiten. Die Römer wünschten weiter nichts, als das Glück, sich von einem Joche befreyet zu sehen, das ihnen unerträglich geworden war. Der Saame des Aufruhrs lag in aller Herzen verborgen, und wir werden bald den traurigen Ausbruch davon finden.

Liccard de Hannibalis hatte alles gethan, was man von der Erfahrenheit und Geschicklichkeit eines großen Feldherrn erwarten konnte. Er hatte die Feinde in die Nothwendigkeit versetzt, sich entweder zu ergeben, oder mit Sturm angegriffen zu werden. Rienzi, den entweder Eigensinn oder Mißtrauen regierte, rief diesen tapfern General zurück, und setzte verschiedene andere Officiere an seine Stelle, die weiter zu nichts aufgelegt waren, als ihren Vorgänger bedauern zu lassen. Die Colonnen machten sich diesen Umstand zu Nutze. Da sie von ihren Partheygängern von der Gestalt der Sachen zu Rom Nachricht erhielten, so beschlossen sie, eine so günstige Gelegenheit, den Tyrannen zu stürzen, nicht vorbey zu lassen. Sie ließen ihre Freunde, durch ausgeschickte Spione, zur Erregung eines Aufruhrs ermuntern. Es durfte nur einer den Anfang machen,

chen, und das ganze Volk wartete nur auf einen Anführer, der den ersten Schritt thun sollte. Die ganze Sache gieng so heimlich, daß der Senator, der allenthalben Spions hatte, nichts von dem erfuhr, was wider seine Person auf dem Tapete war, bis in dem Augenblicke, da die Verschwörung ausbrach.

Es geschah den 8 October 1354, daß die Römer wider ihren Unterdrücker einen Aufstand erregten. Rienzi, der noch im Bette lag, erschrack sehr, da er vom weiten das bald stärkere, bald schwächere Geschrey: Es lebe das Volk! hörte. Einen Augenblick darnach sahe man bewaffnete Männer angezogen kommen, welche riefen: Es sterbe der Tyrann! Der Pöbel, der eine Parthey wider den Senator sahe, trat sogleich zu den Aufrührern, und die Soldaten, welche Rienzi zu seiner Sicherheit unterhielt, wurden Mitverschworne der Rebellion, so daß alle, von einem Geiste der Wuth getrieben, nach dem Capitolio liefen, es von allen Seiten umringten, Steine in die Fenster warfen, und mit einem Munde schrien: Es sterbe der Verräther, der die Accise s) angelegt hat! er sterbe! Der Senator, anstatt für seine Sicherheit zu sorgen, fieng selbst an mit den andern zu schreyen: Es lebe das Volk! Er kam aus seinem Zimmer heraus, mit einer unbesorgten Mine, welche die Unruhe seines

s) Rienzi hatte auf Wein und Salz Auflagen gemacht, um sich in den Stand zu setzen, den Krieg wider die Colonnen zu führen.

seines Gemüths verbarg: „Ja, sagte er, das „Volk soll leben; ich wiederhole es mit ihm. „Wir haben alle einerley zur Absicht. Und wem „ist mehr daran gelegen, dasselbe zu erhalten, als „mir? Seiner Erhaltung, seiner Freyheit wegen „befinde ich mich an diesem Orte, deswegen halte „ich Truppen auf den Beinen, und deswegen hat „der Pabst mich in der Würde eines Senators „bestätigt, durch ein Breve, welches ich nur noch „im Rathe publiciren darf.„

Während daß er sich selbst durch diese Art von Rede Muth zu machen suchte, ließ ihm das aufrührische Geschrey des Pöbels, welches immer fort dauerte, nicht weiter zweifeln, daß es hauptsächlich auf seine Person angesehen sey. Er merkte die Größe der Gefahr, mit welcher er bedrohet ward, da er sich von allen verlassen sahe. Es hielten nur drey von seinen Bedienten bey ihm aus, welche er wegen der Parthey, die er zu ergreiffen hätte, um Rath fragte; diese aber, anstatt ihm Mittel vorzuschlagen, stellten ihm nur die Größe der Gefahr vor. „Fürchtet nichts, „sagte er. endlich zu ihnen, ich werde dieses Unge„witter schon zu zertheilen wissen.„ Er zog sogleich seine Rüstung an, trat auf den Balcon des Capitols, und hielt eine Rede ans Volk; die Häupter der Revolte aber, welche die Wirkungen seiner künstlichen Beredsamkeit fürchteten, verdoppelten ihr Schreyen und Schmähen mit solcher Heftigkeit, daß er nicht weiter reden konnte. Man ließ sogar einen Hagel von Steinen und Pfeilen

nach ihm fliegen, welche den Rienzi an der Hand verwundeten. „Ey was, rief der Senator aus, „indem er die ganze Kraft seiner Stimme zusammen nahm, solltet ihr eurem Befreyer eine Gnade versagen, die man den ärgsten Bösewichtern „zugesteht? Bin ich nicht euer Mitbürger? Welche Verblendung macht euch meinen Untergang „so nothwendig? Ist das die Belohnung alles dessen, was ich für euch gethan habe? Wenn ihr „mir das Leben nehmt, ihr Römer, so nehmt ihr „es euch selbst.„

Diese Worte, ob sie gleich mit der beweglichsten Art, und mit allem Nachdrucke vorgebracht wurden, den eine nahe Gefahr dem beredtesten Manne seiner Zeit eingeben konnte, thaten doch keinen Eindruck auf Rasende, die einmal seinen Tod beschlossen hatten. Er dachte nun weiter an nichts, als sein Leben in Sicherheit zu bringen, und zeigte bey dieser Gelegenheit nichts weniger, als den Muth jener alten Römer, dessen großer Bewunderer er war. Entschlossen, das Capitolium zu verlassen, welches die Aufrührer angezündet hatten, bildete er sich ein, daß der Tumult und der Rauch des Feuers ihm Gelegenheit zur Flucht geben würden; er verkleidete t) sich demnach, und eilte nach einem Thore des Capitols zu, welches schon brannte; er wagte sich durch, ohne von dem Feuer

t) Er hatte sich das Gesicht mit Kohlen beschmiert, den Bart abgeschnitten, einen Mantel umgenommen, und den Kopf in eine Matratze gehüllt.

Feuer oder von den Ruinen, die auf allen Seiten herab fielen, verletzt zu werden. Alles schien seine Flucht zu begünstigen. Er mengte sich unter die Aufrührer, verstellte seine Stimme, und half den andern tapfer auf den Tyrannen schimpfen. Die goldenen Armbänder aber, die er trug, machten einige aufmerksam; man versammelte sich um ihn herum, und erkannte ihn. Rienzi erwartete, auf der Stelle ermordet zu werden: aber der Anblick dieses alten Tribuns, der ganz verstellt war, hielt die Wuth der Verschwornen zurück. Man könnte sagen, daß sie vor diesem außerordentlichen Manne noch eine Art von Hochachtung und Verehrung gehabt. Da sie nun ietzt so ruhig, als zuvor rasend waren, so nahmen sie ihren Senator beym Arme, und ließen ihn ganz gelassen bis an den Perron, wo er so viele Todesurtheile gesprochen hatte, hinabsteigen. Hier ward er den begierigen Augen des Volks zur Schau aufgestellt. Ein tiefes Stillschweigen folgte ietzt auf das vorige Schreyen und Schmähen. Niemand wagte es, sich demjenigen zu nähern, oder ihn anzugreifen, den man einen Augenblick vorhero in Stücken zerreißen wollte. Er blieb eine Stunde lang in dieser Stellung, mit bloßem Kopfe, einem geschwärzten und fürchterlichen Angesichte, kreuzweis gelegten Aermen, einem schlechten Mantel auf den Schultern, unter welchem man eine reiche Weste und ein goldenes Degengehenke sahe, stehen. Dieser Mann, dem seine Beredsamkeit bey so vielen Gelegenheiten Dienste geleistet hatte, war damals nicht beherzt genung, den Mund zu seiner Vertheidigung

zu öffnen. Er redete nur mit den Augen, die er links und rechts wandte, um zu sehen, ob sich nicht etwas zu seinem Vortheile regte. Das Volk blieb stille und unbeweglich, indem es weder ihn zu verdammen, noch ihn loszusprechen wagte.

Einer der vornehmsten Zusammenverschwornen, Nahmens Cecho de lo Vecchio, da er den Eifer des Volks erkalten sahe, und besorgte, daß dieses Mitleid ihm und seinen Mitverschwornen gefährlich werden möchte, zog muthig den Degen, und stach ihn dem Rienzi durchs Herz. Nun, da der Tyrann todt war, machte sich ieder ein Vergnügen daraus, sich an einem Feinde zu vergreifen, den man nicht mehr fürchtete, und man begieng aus Rache die ärgsten Ausschweifungen an ihm. Der Pöbel, nicht damit zufrieden, sich im Blute dieses unglücklichen Senators gebadet, und seinen Leichnam entstellt zu haben, wollte, daß man ihn an den Füßen aufhienge, und durch die Gassen schleppte. Dieses geschah, so daß der Kopf und ganze Stücken Fleisch unterwegens liegen blieben. Man hieng den Ueberrest des Körpers an einem Galgen vor dem Pallaste der Colonnen auf, allwo er über zween Tage dem Muthwillen des gemeinen Volks ausgesetzt blieb. Hernach überließ man den Leichnam den Juden, welche ihn stückweise verbrannten, um desto länger ihre Augen an diesem schrecklichen Schauspiele zu weiden.

Das war das traurige Ende des Nicolaus Gabrino de Rienzi, welcher seiner niedrigen Geburt ungeachtet, Mittel und Wege fand, sich zur

zur höchsten Gewalt empor zu schwingen, und sich in diesem hohen Range gewiß würde erhalten haben, wenn er eben so viel Klugheit als Ehrgeitz besessen hätte. Seine schlechte Aufführung war Ursache, daß er einer angemaaßten Gewalt nicht lange u) genoß. Während der zweyten Regierung übte er verschiedene Gewaltthaten und Grausamkeiten aus, die ihm den allgemeinen Haß zuzogen. Man muß indeß gestehen, daß die Römer überhaupt unter seiner Regierung glücklich waren. Es währte demnach auch nicht lange, daß ihn eben das Volk, welches ihn ums Leben gebracht hatte, bedauerte. Sein Tod tilgte seine Verbrechen; und man erinnerte sich nach der Zeit nur seiner großmüthigen Handlungen.

u) Seine erste Regierung dauerte sieben, und die andere nur vier Monate, weniger einigen Tagen.

Verschwörung des Marquis de Bedemar wider die Republik Venedig.

Da die Uneinigkeit Pauls V und der Republik Venedig durch Frankreich endlich beygelegt ward, so ärgerten sich die Spanier, welche Mediateurs dabey hatten abgeben wollen, gar sehr darüber, daß sie an dem Vergleiche gar keinen Antheil gehabt hatten. Sie schoben die Schuld der Verachtung, die man in dieser Sache gegen sie hatte blicken lassen, lediglich auf die Republik. So empfindlich sie nun auch über diese Beleidigung waren, so ließen sie doch, so lange Heinrich IV lebte, sich mit nichts heraus; aber nach dem Tode dieses Monarchen, suchten sie sogleich Gelegenheit, sich an der Republik zu rächen.

Ein Haufen See-Räuber, welche Uscoquen genannt wurden, hatten sich in den österreichischen Provinzen am adriatischen Meere, die an das Gebiete der Venetianer stießen, eingefunden. Diese Uscoquen, die sich schon mehr als einmal an den Unterthanen der Republik vergriffen hatten, wurden von dem Erzherzoge Ferdinand, Statthaltern dieser Provinzen, und hernach römischen Kaiser, geschützt. Dieser

Dieser Prinz war sonst sehr gewissenhaft: da es aber seine Minister mit dem spanischen Hofe hielten, und die Beute mit den Seeräubern theilten, so hatten sie einen doppelten Bewegungsgrund, den Venetianern beschwerlich zu werden. Diese beklagten sich darüber beym Kaiser Matthias, welcher sein Ansehen darzu brauchte, diesen Beschwerden ein Ende zu machen. Der Vergleich ward aber von Seiten des Erzherzogs so wenig gehalten, daß es zu einem öffentlichen Kriege kam, in welchem er nicht alle die Vortheile davon trug, mit welchen sich die Spanier geschmeichelt hatten. Dieses vermehrte ihren Haß gegen die Republik. Der ruhige und gelassene Geist des Königs in Spanien, Philipps III, konnte sich auf kein Mittel besinnen, aus diesem verwirrten Handel zu kommen; ein Minister aber, den er in Italien hatte, und der nicht so unentschlossen war, als sein Herr, faßte endlich den Vorsatz, die Ehre seiner Nation durch den Untergang der Venetianer zu rächen.

Der Minister, von dem ich rede, war der Alphonsus de la Cueva, Marquis de Bedemar, außerordentlicher Gesandter zu Venedig, eins der größten und gefährlichsten Genies, die Spanien iemals hervor gebracht hat. Er besaß eine große Kenntniß der alten und neuern Geschichte, und war durch Lesen und Nachdenken zu solchen Einsichten gelangt, daß seine Vermuthungen fast für Prophezeyhungen angenommen wurden. Er verband damit eine besondre Geschicklichkeit in den Staatsgeschäfften. Man bewunderte an ihm eine besondere Leichtigkeit, mit einer unbegreiflichen Anmuth

muth zu reden und zu schreiben, eine wunderbare Kenntniß der Menschen, ein stets offenherziges und munteres Betragen, in welchem man mehr Feuer als Ernsthaftigkeit antraf, ein freyes und gefälliges Wesen, das um so viel unbegreiflicher war, als alle Welt es zu begreifen glaubte, sanfte und einschmeichelnde Manieren, welche aus dem vorsichtigsten Herzen die Geheimnisse heraus lockte, allen Schein einer gänzlichen Freyheit des Geistes mitten unter den grausamsten Unruhen. Das ist der Begriff, den man uns vom Marquis de Bedemar macht, welcher die vortreflichsten Eigenschaften zu der verabscheuungswürdigsten Absicht anwandte.

Die spanischen Abgesandten regierten damals alle auswärtigen Höfe, und Bedemar war mit Fleiß nach Venedig bestimmt worden. Diese Gesandschaft ward für die schwerste gehalten, weil man da keine Weiber, keine Mönche und keine Favoriten zu Gehülfen hat. Man war in Spanien mit der Art, wie er sich in einem so kützlichen Posten verhielt, so zufrieden, daß man nach sechs Jahren sich noch nicht entschließen konnte, ihn zurück zu rufen, so nöthig man ihn auch an einem andern Orte gehabt hätte. Der lange Aufenthalt zu Venedig, gab ihm Zeit, die Grundsätze der dasigen Regierung zu studieren, die geheimsten Triebfedern derselben zu entdecken, die Stärke und Schwäche, die Vortheile und Mängel davon einzusehen. Da er sahe, daß der Herzog genöthigt seyn würde, Friede zu machen, und daß dieser Friede für Spanien nicht anders als schimpflich seyn

könnte,

könnte, weil das Unrecht auf seiner Seite war, so beschloß er, etwas zu wagen, wodurch er der Nation ihren Verdruß zu ersparen hoffte. Er meynte, daß nach der gegenwärtigen Verfassung, in welcher sich Venedig befand, es nicht unmöglich wäre, sich Meister davon zu machen, da er zumal schon allerhand geheime Verständnisse unterhielt, und leicht durch Gewalt unterstützt werden konnte.

Er wagte es nicht, dem Könige in Spanien sein Project bekannt zu machen, weil er wußte, daß die großen Herrn sich nicht gern eher auf dergleichen Vorschläge einlassen, als bis sie von dem glücklichen Ausgange versichert sind. Der Marquis von Bedemar that demnach weiter nichts, als daß er folgenden Brief an den ersten Staatssecretair, den Herzog von Usede schrieb. „Wenn „ich die Schande erwäge, welche das Haus Oesterreich vom Kriege im Friaul hat, und wie alle „Vorschläge zum Vergleich, die von Wien und „anderwärts her geschehen, so schimpflich sind, so „glaube ich, daß Natur und Politik, in dergleichen „Fällen, einen getreuen Unterthan verpflichten, „außerordentliche Wege zu Hülfe zu nehmen, um „seinem Prinzen und Lande eine sonst unvermeid„liche Schande zu ersparen. Diese Sorge be„rührt besonders mich, in Ansehung des Postens, „den ich habe, und in welchem ich nie die Quellen „des Uebels, dem man abzuhelfen suchen muß, aus „den Augen verliere. Niemand als ich kann bes„ser beurtheilen, was für ein Mittel man wählen „müsse, und ich werde es auf eine Weise anzuwen-

„den suchen, die sich zu dem Eifer schickt, den ich „für die Größe meines Herrn habe.„

Der Herzog von Usede, der das Genie und den Character des Marquis von Bedemar kannte, begriff sogleich, daß seine Meynung auf eine eben so wichtige als gefährliche Unternehmung gienge; da aber vorsichtige Leute von dergleichen Dingen nicht gern zuviel wissen mögen, wenn sie nicht dazu gezwungen werden, so gab er dem Abgesandten eine Antwort in allgemeinen Ausdrücken, lobte seinen Eifer, und überließ das übrige seiner bekannten Klugheit. Der Marquis verlangte nichts weiter, und dachte sogleich nur auf die Ausführung seines Projects. So scharf nun auch dem venetianischen Adel aller Umgang mit Fremden verboten ist, so fand doch der Marquis de Bedemar Mittel, mit einigen sehr nöthigen und mißvergnügten Personen ein geheimes Verständniß zu unterhalten, und erfuhr durch sie alles, was im Rathe vorgieng.

Bedemar theilte sein Project dem Dom Pedro von Toledo, Marquis de Villefranche, seinem vertrauten Freunde und Gouverneur zu a) Meyland mit. Er fragte bey ihm an, ob er ihm funfzehn tausend Mann von seinen besten Truppen geben könnte, wenn es Zeit seyn würde. Dom Pedro, dem das Große der Unternehmung gefiel, beschloß, sie, soviel ihm möglich wäre, zu unterstützen, ohne sich iedoch einem gewissen Untergange auszusetzen, im Fall die Verschwörung nicht glücken

a) Meyland stand damals unter spanischer Herrschaft.

cken sollte. Zu gleicher Zeit aber bat er den Ambassadeur, zu überlegen, daß er die Mannschaft, die er verlangte, nicht schicken könnte, ohne sie mit Fleiß auszulesen, und daß, wenn sie umkommen sollten, er nicht zu entschuldigen seyn würde, daß er die tapfersten Soldaten von seiner Armee auf diese Weise aufgeopfert hätte; daß er ihm indeß soviel schicken wollte, als ihm möglich wäre, und daß er in Ansehung der Wahl so für sie stehen wollte, als für sich selbst. Diese Vorstellungen waren zu vernünftig, als daß der Marquis von Bedemar damit nicht zufrieden hätte seyn sollen; er nahm die Anerbietungen des Gouverneurs zu Meyland an.

Während dieser Zeit brachten die Grafen von Nassau und Löwenstein acht tausend Mann Holländer oder Wallonen in die Dienste der Republik. Da die Soldaten, die einem fremden Herrn dienen, insgemein nur ihren Nutzen vor Augen haben, so hoffte Bedemar die Anführer dieser Lohnsoldaten leicht, vermittelst einer ansehnlichen Summe Geldes und der Hofnung, Venedig zu plündern, auf seine Seite zu ziehen. Um dieses Werk zu betreiben, warf er die Augen auf einen alten französischen Edelmann, Nahmens Nicolaus de Renault. Dieser, ob er gleich sehr arm war, schätzte die Tugend mehr als die Reichthümer; er liebte aber den Ruhm noch mehr als die Tugend, und aus Mangel unschuldiger Wege, zu diesem Ruhme zu gelangen, war kein Weg so strafbar, den er nicht zu wählen fähig gewesen wäre. Er hatte in den Schriften der Alten

jene so seltene Gleichgültigkeit gegen Leben und Tod gelernt, welche der erste Grund zu allen außerordentlichen Unternehmungen ist, und er bedauerte stets jene glückseeligen Zeiten, wo das Verdienst der Privatpersonen das Schicksal der Staaten entschied, und wo es allen denen, welche große Talente besaßen, nie weder an Mitteln noch an Gelegenheiten fehlte, sie zu zeigen. Der Marquis von Bedemar, welcher ihn ganz ausstudiert hatte, und einen Mann suchte, dem er die Ausführung seines Vorhabens ganz anvertrauen könnte, sagte zu ihm, daß er von dem ersten Augenblicke an auf ihn gerechnet habe. Renault ward von dieser Bezeugung des Vertrauens und der Achtung sehr gerührt. Sein hohes Alter hielt ihn nicht von einer solchen Verbindung ab. Je weniger er noch Zeit zu leben hatte, desto weniger hatte er zu verliehren. Er glaubte einige traurige Jahre, die er noch auf der Welt seyn konnte, nicht besser anwenden zu können, als wenn er sie wagte, um seinen Nahmen unsterblich zu machen.

Der Marquis von Bedemar gab dem Renault die benöthigten Wechsel und Beglaubigungsschreiben, um mit den Saaten von Holland Unterhandlung zu treiben. Dabey band er ihm ein, noch nicht die ganze Unternehmung bekannt zu machen, sondern nur zu sagen, daß, da die Verbitterung fast eben zu dem Grade gestiegen, als zwischen der Republik und dem Hause Oesterreich, und daß, da der spanische Gesandte zu Venedig einige Vorfälle voraus sähe, die seine Person der Wuth des Pöbels aussetzen könnten, er sich einer

guten Anzahl getreuer und herzhafter Freunde versichern wollte. Durch dieses Mittel hoffte der Marquis von Bedemar den Kern der Landarmee der Venetianer an sich zu ziehen, und den Ueberrest derselben stellte er sich so schwach vor, daß es dem Don Pedro leicht seyn würde, ihn im Vorbeygehen zu schlagen, wenn man ihn nach Venedig führen und den Verschwornen entgegen stellen wollte.

Die Armee auf der See war weit mehr zu fürchten. Da diese Soldaten größtentheils gebohrne Unterthanen der Republik waren, so konnten sie nicht so leicht bestochen werden, und man durfte nicht zweifeln, daß sie bey dem ersten Ausbruche der Verschwörung ihrem Vaterlande zu Hülfe eilen würden. Bedemar wußte nicht, wie er es anfangen sollte, um eine so furchtbare Flotte außer Stand zu setzen. Er zog den Vicekönig von Neapolis zu Rathe, welcher im Seewesen sehr erfahren war. Dieser Vicekönig, welcher der vornehmste Acteur der Tragödie seyn sollte, welche der Abgesandte spielen wollte, war der Herzog von Ossone, ein eben so verwegener Mann als Don Pedro und der Marquis von Bedemar. Die Aehnlichkeit des Characters hatte unter diesen dreyen eine genaue Freundschaft gestiftet. Don Pedro und der Herzog von Ossone waren keine großen Cabinetsverständige, und der letztere hatte bisweilen so sonderbare Einfälle, daß man sie leicht für Thorheiten erklären konnte. Die Unterwürfigkeit aber, die sie gegen den Marquis von Bedemar

bezeugten, diente ihnen statt der Geschicklichkeit, die sie nicht besaßen.

Der Vortheil, den das Seeräuberhandwerk allen denen bringt, die es unter dem Schutze eines Mächtigern treiben, hatte die berüchtigsten Corsaren auf dem mittelländischen Meere an den Hof des Vicekönigs von Neapel gezogen; doch nahm er sie nicht so wohl des Antheils an der Beute wegen auf, als vielmehr, um stets eine beträchtliche Anzahl von Leuten um sich zu haben, die alles zu unternehmen im Stande wären. Er nahm einen berühmten Seeräuber, Nahmens Jacob Peter, aus der Normandie gebürtig, in seine Dienste. Der Herzog von Ossone, welcher die Geschicklichkeit dieses Corsaren kannte, zog ihn an sich, überhäufte ihn mit Wohlthaten, und machte ihm alle seine Anschläge bekannt. Einige Zeit hernach stellten sich der Seeräuber und sein Beschützer, als ob sie mit einander zerfallen wären. Der erste begab sich nach Venedig, allwo er heftig gegen den Herzog loszog, und ihn allerley erschrecklicher Dinge gegen die Republik beschuldigte; alles aber, was er sagte, enthielt gar nichts von demjenigen, was man wirklich vorhatte. Man setzte in einen Menschen, der ein Todfeind des Herzogs von Ossone schien, gar kein Mißtrauen; und die Venetianer, ob sie gleich die witzigsten Köpfe sind, sahen doch die Schlingen nicht, die ihnen geleget wurden.

Man gab dem ungetreuen Normanne ein Amt. Er bekam anfänglich zwar nur ein einziges Schiff zu commandiren: da er aber sahe, daß er sich nothwendig hervorthun müsse, griff er die

Uscoquen an, und machte eine so ansehnliche Beute, daß man ihm nach seiner Zurückkunft noch eilf Schiffe gab. Er gab von diesem glücklichen Erfolge dem Herzoge von Ossone sogleich Nachricht, und schloß sein Schreiben mit den Worten: Wenn diese Pantalone immer so leicht glauben, als bisher, so versichere ich Eu. Excellenz, daß ich meine Zeit in diesem Lande nicht unnütz zubringen will.

Der Capitain schrieb zugleich an alle seine Cameraden, die er zu Neapel gelassen hatte, und suchte sie bey der Republik in Dienste zu bringen. Es ward ihm dieses auch nicht schwer. Während dessen suchte der Vicekönig die Venetianer schüchtern zu machen. Er drohete ihnen nichts geringers, als einen Einfall in ihr Gebiete zu thun, und alles mit Feuer und Schwerdt zu verwüsten. Er führte sich dabey so unvorsichtig auf, daß der Marquis von Bedemar zu bereuen anfieng, sich mit ihm eingelassen zu haben. Das aber, was die Sache hätte rückgängig machen können, diente zu ihrer Beförderung. Der Herzog machte die Zurüstungen so offenbar, daß die klügsten Venetianer unter so wenig geheimen Vorbereitungen nichts ernstliches und gründliches vermutheten.

Bedemar indessen glaubte, daß er die Ausführung seines Projects beschleunigen müsse, um sowohl den Venetianern nicht Zeit zu lassen, sich zu besinnen, als auch wegen der Gefahren, denen seine Person alle Augenblicke ausgesetzt war; denn er wäre beynahe schon einmal vom Pöbel zu Venedig umgebracht worden. Er erwartete mit Un-

geduld Nachrichten vom Renault, welcher die fremden Truppen zu bestechen über sich genommen hatte. Endlich erhielt er einen Brief, in welchem der alte französische Edelmann ihm meldete, daß er die Gemüther so geneigt gefunden habe, daß er in kurzer Zeit mit seiner Negociation zu Stande gekommen sey. Der Ambassadeur befahl ihm, vorher nach Meyland zu gehen, ehe er zurück käme, um sich mit Dom Pedro wegen der Mittel zur Ausführung zu berathschlagen. Sie verabredeten mit einander, daß man auf dem festen Lande einen Platz haben müsse, dessen man sich mit Venedig zu gleicher Zeit bemächtigen könnte. Renault reisete die vornehmsten Städte durch, und hielt sich zu Crema auf, um sich daselbst einen Anhang zu machen. Drey b) Officiere an diesem Orte erboten sich, fünf hundert Spanier in der Stadt zu verstecken, ohne daß der Commandant zu Venedig etwas davon merken sollte, und sich derselben innerhalb acht Tagen zu bemächtigen. Um dieses Werk auszuführen, durfte man nur einer elenden Besatzung, die man aus der Landmiliz ausgehoben hatte, die Kehle abschneiden. Da man auch an dem Meerbusen einen Platz nöthig hatte, so ward Maran darzu ausersehen, dessen Hafen den spanischen Schiffen zur Sicherheit dienen konnte. Ein Italiener, Nahmens Mazza, der seit vierzig Jahren Platzmajor

b) Berard und Alfier, zween Franzosen; der dritte war ein Italiener, dessen Nahmen ich aber nicht weis.

major daselbst war, stand fast in so großem Ansehen, als der Gouverneur selbst. Dieser Mann versprach, vermittelst einer ansehnlichen Summe, und der Versicherung, das Commando zu erhalten, den Gouverneur auf den ersten Befehl zu ermorden, und sich hernach im Nahmen der Spanier Meister von der Stadt zu machen.

Da Bedemar die Sachen in diesem Zustande sahe, glaubte er, daß es Zeit sey, die letzte Hand ans Werk zu legen, weil er wußte, daß die Langsamkeit dergleichen Unternehmungen insgemein am nachtheiligsten ist, und daß der Fehler öfters nicht wieder gut gemacht werden könne, wenn man sich gewisse kostbare Augenblicke nicht zu Nutze macht. Es war für die Ehre der spanischen Krone von äußerster Wichtigkeit, daß man ihrem Abgesandten nicht vorwerfen könnte, daß er an so einer gehässigen Unternehmung Theil gehabt habe. Bedemar beschloß demnach, sich gegen keinen andern Mitverschwornen zu entdecken, als gegen den Renault und den Capitain. Selbst diese beyden Männer kannten einander nicht. Sie kamen nicht anders zum Gesandten, als wenn sie zu ihm gerufen wurden; und dieser wählte allemal so verschiedene Stunden, daß sie nie bey ihm zusammen kamen. Er hätte es gern noch weiter so getrieben; nachdem er aber darüber nachdachte, sahe er, daß es nicht möglich sey. Er suchte demnach eine vollkommene Eintracht zwischen ihnen zu stiften. Beyde hatten Muth, und wußten sich in alles zu schicken. Renault besaß die Gabe, eine Sache so klug zu veranstalten, daß die Aus-

führung leicht, und der glückliche Erfolg ohnfehlbar schien. Der Capitain hingegen, welcher noch nicht so hoch in die Jahre war, zeigte sich besonders zu großen Ausführungen und zu außerordentlichen Entschlüssen geschickt.

Der Marquis von Bedemar sprach mit jedem besonders zum Besten des andern, und erstaunte sehr, da er sie einander zärtlich umarmen sahe, als sie das erstemal bey ihm zusammen kamen. Der Gesandte hielt sich anfänglich für verrathen; man ließ ihn aber nicht lange in diesem Irrthume. Er wußte, daß Renault und der Capitain einander bisweilen bey einer Galanterieschwester gesehen hatten, welche in Ansehung des Geheimnisses sehr verschwiegen war, das sie aus ihren Nahmen machen sollte. Der Marquis freuete sich, eine Freundschaft, die er so sehr wünschte, schon gestiftet zu sehen. Er bat sie beyde, in gutem Verständnisse mit einander zu leben, so wie sie vorher gelebt hätten, ehe sie wußten, daß sie beyde an einerley Complot Theil genommen hatten.

Renault gab von seiner Unterhandlung mit den auswärtigen Truppen Rechenschaft. Er erklärte, daß er eine große Anzahl Officiere von verschiedenen Nationen auf seine Seite gebracht habe; daß er sich gegen neune von denselben völlig herausgelassen, und daß er in der Wahl so vorsichtig gewesen sey, daß er mit seinem Leben für ihre Treue stehen wolle; er setzte hinzu, daß man auf zweytausend Mann löwensteinischer Truppen, und auf zweytausend dreyhundert von Nassau

sicher

sicher rechnen könne; daß alle Officiere bereit wären, dem Gesandten sich zu unterwerfen, und daß sie c) dergestalt wider den Senat aufgebracht wären, daß sie alles zu unternehmen fähig wären, um sich zu rächen; daß, da man beschlossen habe, Venedig der Plünderung zu übergeben, kein einziger von diesen Ausländern Bedenken trage, sich auf einem so sichern und leichten Wege zu bereichern, und den Rest seiner Tage im Ueberflusse zuzubringen.

Als der Marquis von Bedemar den ersten Entwurf machte, setzte er sich vor, nicht eher etwas anzufangen, als bis er mehr Mittel dazu in den Händen hätte, als ihm nöthig waren, und daß alle diese Mittel ganz unabhängig von einander wären. Er hatte demnach genaue Maaßregeln mit dem Herzog von Ossone genommen, ob er gleich auf das, was ihm Don Pedro und Renault versprochen hatten, sicher rechnete. Nachdem er alles in Ordnung gebracht, schickte er sein Project nach Madrid, und da er die Langsamkeit des spanischen Hofes im Berathschlagen kannte, schrieb er besonders an den Herzog von Lerma, daß er eine baldige und bestimmte Antwort begehre, und daß, wenn man seinen Courier über acht Tage aufhielte, er diese Verzögerung als einen Befehl, alles fahren zu lassen, ansehen würde.

Man

c) Diese ausländischen Truppen waren sehr zum Aufruhre geneigt. Der venetianische General hatte einige davon am Leben gestraft, und daher kam ihr Haß gegen die Republik.

Man antwortete ihm, daß er nur immer fortfahren sollte, wenn der Aufschub nachtheilig wäre; man wünschte aber sehr, ehe etwas weiter unternommen würde, eine ausführliche und getreue Beschreibung von dem Zustande der Republik zu haben. Er setzte daher ungesäumt eine Nachricht davon auf, welche die Spanier stets als ein Meisterstück der Politik angesehen haben. Der Gesandte lobt anfänglich die venetianische Regierung; die Lobeserhebung aber, die er davon macht, betrifft mehr das erste Alter der Republik, als den gegenwärtigen Zustand. Er sucht zu beweisen, daß das Gesetz, welches das Volk gänzlich von der Untersuchung der Staatsgeschäffte ausschließt, zur Tyranney des Adels Gelegenheit gegeben habe, und daß die geistliche Gewalt, welche der Censur der weltlichen Origkeit unterworfen ist, der Frechheit des venetianischen Pöbels gegen den römischen Hof zum Grunde gedient habe. Er wundert sich, wie das Volk sich so geduldig unterdrükken lasse, da es nicht mehr durch den Zaum der Religion zurück gehalten werde. Er zeigt hernach, daß die Güter, die Ehre, und das Blut des Volks, der Discretion der Großen übergeben wären. Endlich untersucht er den Zustand der Provinzen, der Armeen, des Senats, und zeigt, daß alles in erbärmlichen Umständen sey.

Nachdem er dieses alles in der schönsten Sprache, und in den stärksten Ausdrücken gesagt hat, zieht er die Folgerung, daß die Republik im Abnehmen sey, und daß ihre Krankheiten so beschaffen sind, daß sie nicht, ohne eine gänzliche Abänderung

derung der Regierungsform, geheilt werden könnten. Der spanische Staatsrath gab auf diese Nachricht dem Marquis von Bedemar Freyheit, zu thun, was ihm gefiele, ohne ihm weiter etwas zu befehlen. Die Verschwornen machten ihre Vorbereitungen. Der ganze Pallast des Abgesandten war schon mit Petarden und Pechkränzen angefüllt, deren man sich bedienen wollte, um die Stadt an verschiedenen Orten anzuzünden. Man fand Gelegenheit, tausend Mann Soldaten in die Stadt zu bringen, ohne dem Senate den geringsten Verdacht zu geben. Der Herzog von Ossone war im Begriff, seine Schiffe auslaufen zu lassen, und sechs tausend Mann, unter der Anführung eines Engländers, Nahmens Haillot, zu schicken. Es fehlte weiter an nichts, als die Ausführung anzuordnen. Der Marquis von Bedemar, Renault und der Capitain beredeten sich mit einander, wie man die Truppen eintheilen wollte, was man einem ieden von den Verschwornen für ein Geschäffte auftragen könnte, um welche Zeit man die Stadt anzünden, und den Commandanten nebst dem ganzen Rathe umbringen müßte; mit einem Worte, was für eine Ordnung man zu beobachten habe, um dieser schrecklichen Unternehmung einen glücklichen Ausgang zu verschaffen.

Es ereignete sich indessen ein Zufall, welcher die Ausführung noch aufhielt. Die Flotte des Vicekönigs von Neapel ward von Seeräubern angegriffen, und durch Ungewitter so beschädigt, daß sie sich in einiger Zeit gar nicht mehr auf der

See konnte sehen lassen. Als Bedemar diese verdrüßliche Nachricht erhielt, schickte er nach dem Renault und dem Capitaine. Er fragte sie, ob sie es für gut befänden, alles liegen zu lassen. Sie antworteten aber, daß sie nicht allein der gegenseitigen Meynung wären, sondern daß auch ihre Freunde über das Schicksal der Flotte nicht mehr betreten gewesen, als wenn sie wohlbehalten in den Hafen eingelaufen wäre; und daß sie sich stets in einer solchen Verfassung befänden, als man von ihnen nur verlangen könnte. Der Gesandte, der diese Frage nicht ohne große Furcht an sie gethan hatte, umarmte sie, und vergoß Freudenthränen. „Große Widerwärtigkeiten, sagte er zu ihnen, die „bey gemeinen Begebenheiten die Gemüther „furchtsam machen, sind bey außerordentlichen „Unternehmungen nichts, als natürliche Zufälle. „Sie sind der einzige Beweis von der Stärke des „Geistes, und man kann sich nicht eher zu einem „großen Werke geschickt halten, als wenn man es „schon einmal mit Ruhe und Gelassenheit umstür„zen gesehen hat.„ Es ward hierauf zwischen dem Gesandten und seinen beyden Vertrauten beschlossen, die Ausführung bis auf den Himmelfarthstag, welcher nicht mehr fern war, und zu Venedig das größte Fest ist, zu verschieben.

Unterdessen arbeitete der Herzog von Ossone, wider seinen Willen, an dem Untergange der Verschwörung. Da sich der spanische Staatsrath in die ganze Sache nicht mengen wollte, so verbot er auch dem Vicekönige, die Republik weiter zu beunruhigen. Der Herzog achtete nicht viel auf die

Befehle, die er vom Hofe bekam; sondern sagte frey heraus, da er der beständigen Klagen des Senats überdrüßig war, daß er seine Aufführung nicht ändern würde, so lange die Venetianer die unversöhnlichsten Feinde des Königes, seines Herrn, in ihren Diensten hätten. Er meynte damit die holländischen Truppen, deren man sich zur Ausführung der Verschwörung bedienen wollte. Man kann leicht begreiffen, wie sehr Bedemar erstaunt sey, als er diese Nachricht erfuhr. Er zweifelte nicht, daß der Senat, welcher eifrig den Frieden wünschte, diese fremden Truppen zurück schicken würde. Der Ausgang aber betrog auch diesesmal die Klugheit des Marquis von Bedemar; denn die Venetianer faßten einen ihrer Neigung und ihrem Interesse ganz entgegen stehenden Entschluß. Man stellte der Republik vor, daß, wenn man den Klagen des Vicekönigs abhülfe, er sich einbilden würde, der Republik Gesetze vorzuschreiben, und daß, wenn man die Parthey ergriffe, die Holländer zu verabschieden, diese Gefälligkeit für eine Schwachheit angesehen werden würde. Es ward demnach beschlossen, die ausländischen Truppen noch ferner beyzubehalten.

Die Freude, die dieser Entschluß dem Marquis von Bedemar verursachte, ward durch die Entdeckung eines Theils der Verschwörung gestöhrt. Ein Officier aus Provence, und ein italienischer Hauptmann, die mit unter den Verschwornen waren, und die Stadt Crema übergeben sollten, geriethen bey dem Spiele aneinander,

und foderten sich heraus. Der Italiener ward tödtlich verwundet, und offenbarte alles dem Commendanten zu Venedig, um sein Gewissen zu befreyen. Der Officier aus Provence, der alles, was erfolgen würde, voraus sahe, nahm sogleich, nebst andern Verschwornen, die er davon benachrichtigen konnte, die Flucht. Die andern wurden, nebst einem französischen Lieutenante, der das Haupt der Unternehmung war, aufgefangen. Da aber Renault sich gegen sie nicht anders, als einen Agenten des Gouverneurs zu Meyland, zu erkennen gegeben hatte, und da man nicht wußte, wo er seitdem hingekommen war, so fiel die ganze Sache blos dem Don Pedro zur Last.

Als einige Tage darnach der Sergeant-Major, welcher Maran überliefern sollte, sich mit einigen Einwohnern dieses Platzes überworfen hatte, machten sie sich seine Abwesenheit zu Nutze, schlugen seine Coffers auf, und nahmen Geld und Briefschaften weg. Es fanden sich Briefe darunter, welche die vorhabende Sache betrafen. Man nahm ihn hierauf bey dem Kopfe, und brachte ihn auf die Tortur; er gab aber mitten unter den Martern zur Antwort, daß er nicht glaube, daß man ihm das Leben schenken werde, wenn er auch alles gestünde, und daß er lieber seine Mitverschwornen, wenn er einige habe, im Stande lassen wolle, seinen Tod zu rächen, als daß er sie mit sich zugleich ohne Nutzen unglücklich machte. Diese Standhaftigkeit hätte nur zu einer bessern Sache angewendet werden sollen. Diese gemachten Entdeckungen waren indessen der Verschwörung keineswegs

weges nachtheilig. Die Venetianer blieben in Ruhe, indem sie sich einbildeten, daß sie nichts mehr zu fürchten hätten, und daß keine heimlichen Feinde mehr da wären.

Die Zeit der Ausführung war indeß gekommen. Es wird zu Venedig vom Sonntage vor Himmelfarth an bis zu Pfingsten eine der berühmtesten Messen auf der Welt gehalten. Man machte sich diese Gelegenheit zu Nutze, um die tausend Mann Soldaten in die Stadt zu bringen, gleich als ob sie Kaufleute wären. Der Capitain schickte an die Officiere, welche in seiner Abwesenheit die d) zwölf Schiffe der Republik commandirten, feuerfangende Sachen, um sie heimlich auf alle andere venetianische Schiffe den Tag vor der Ausführung zu vertheilen. Sie erhielten dabey die Ordre, die Lunten so genau abzumessen, daß das Feuer allenthalben zugleich aufgienge. Der Capitain befahl auch noch, daß, wenn etwan ein Schiff entwischen sollte, man es angreiffen, und sich davon Meister machen, oder es in den Grund schießen müsse. Der Herzog von Ossone ließ dieses mal seine kleine Flotte so wohl begleiten, daß sie ohne den geringsten Zufall sechs Meilen vor Venedig ankam. Man schickte an den Commendanten Haillot, der ein Engeländer war, die nöthigen Instructionen.

Als

d) Ich habe oben gesagt, daß die Venetianer dem Capitain das Commando über zwölf Schiffe gaben.

Als alles zur Ausführung veranstaltet war, schlossen sich Renault, der Capitain, und noch zwanzig von den vornehmsten Verschwornen, die sich bey der Galanterieschwester, wovon ich gesagt habe, aufhielten, in dem geheimsten Orte des Hauses ein, und nachdem sie alle nöthige Vorsicht gebraucht hatten, redete Renault seine Cameraden an, und stellte ihnen die gegenwärtige Gestalt der Sachen vor. Er machte den Anfang mit einer ausführlichen Beschreibung von den Kräften der Republik und den ihrigen, von der Verfassung der Stadt und der Flotte, von den Vorbereitungen des Don Pedro und des Herzogs von Ossone, von den Waffen und anderm Kriegsvorrathe, der bey dem Gesandten war, von dem Verständnisse, welches ihre Parthey im Senat und unter dem Adel unterhielt. Da er sahe, daß seine Zuhörer mit der Vorstellung dieser Dinge zufrieden waren, da sie ohnedem schon alles eben so gut wußten, so fuhr er in seiner Rede folgender Gestalt fort.

„Da sehet ihr, wertheste Gehülfen, den Weg, „der euch zur Ehre führen soll, welche ihr suchet. „Untersucht selbst, ob derselbe sicher und zureichend ist. Wir haben unfehlbare Mittel, zehn „tausend kriegerische Männer in eine Stadt zu „bringen, die uns nichts, als eine kleine Anzahl „schwacher Soldaten, entgegen stellen kann. Die „Plünderung wird alle Fremden mit uns vereinigen, welche der Handel oder die Neugier an diesen Ort ziehen wird, und der Pöbel selbst wird

„uns

„uns die Großen plündern helfen, welche ihn so „oft geplündert haben. Die besten Schiffe von „der Flotte gehören uns, und die andern sind schon „mit dem versehen, was sie in Asche legen soll. „Das Zeughaus, dieses berühmte Zeughaus, das „Wunder Europens und das Schrecken Asiens „ist fast schon in unserer Gewalt. Die neun tap- „fern Männer, welche hier gegenwärtig sind, und „sich schon seit sechs Monaten desselben hätten be- „mächtigen können, haben ihre Maaßregeln seit „der Zeit so wohl ergriffen, daß sie mit ihrem Le- „ben dafür stehen wollen, wenn sie sich nicht Mei- „ster von demselben machen. Alle Hülfsmittel, „auf welche wir rechnen, sind so eingetheilt, daß „ein iedes derselben fehlschlagen kann, ohne den „andern den geringsten Schaden zu thun. Sie „können eins das andere unterstützen, aber sie kön- „nen einander nicht schaden. Es ist fast nicht „möglich, daß sie nicht alle gelingen sollten, und „ein einziges wäre für uns genung. Wenn man, „nachdem wir alle Vorsicht gebraucht haben, wel- „che die menschliche Klugheit an die Hand geben „kann, den glücklichen Erfolg voraus sehen „kann, welchen das Glück für uns bestimmt, so „sage man mir, ob man sich wohl ie eine grös- „sere Hoffnung habe machen können? Ja, gelieb- „ten Freunde, diese Begünstigung des Glücks „ist beynahe ein Wunderwerck. Es ist unerhört, „daß eine Unternehmung von der Art zum Theil „wäre entdeckt worden, ohne gänzlich ruinirt zu „werden. Die unsrige hat verschiedene Zufälle „erfahren, von denen der geringste sie über den

„Haufen hätte werfen können. Unterdessen ha„ben alle diese Dinge keine Folgen gehabt, und „man ist den Fußstapfen nicht weiter nachgegan„gen, welche bis zu uns würden geführt haben. „Nie ist vor einer so großen Unruhe eine so tiefe „Ruhe vorher gegangen. Der Senat, wir sind „davon getreulich unterrichtet, der Senat ist in „vollkommener Sicherheit. Wir sind so glück„lich gewesen, daß wir die scharfsichtigsten unter „allen Menschen blind gemacht haben. Wir le„ben noch, geliebten Freunde, und unsere Wider„wärtigkeiten haben zu nichts gedient, als unsere „Standhaftigkeit auf die Probe zu stellen. Ja, „wir leben noch, und unser Leben soll bald denen „Tyrannen dieses Orts zum Untergange gereichen. „Kann ein so großes, ein so hartnäckiges Glück „wohl natürlich seyn, und haben wir nicht Ursache „zu glauben, daß es von einer mehr als mensch„lichen Macht herrühre? Und in der That, wer„thesten Freunde, was sollte auf der Erde wohl „der Begünstigung des Himmels würdig seyn, „wenn es das, was wir uns vorgesetzt haben, „nicht ist? Wir werfen die abscheulichste Regie„rungsform über den Haufen; wir geben allen „armen Unterthanen dieses Staats ihre Güter „wieder, die ihnen der Geitz der Adelichen zu rau„ben nie aufhört. Wir retten die Ehre aller „Frauenzimmer, die künftig unter ihrer Herr„schaft mit hinlänglichen Reitzen, um ihnen zu „gefallen, gebohren werden möchten. Wir erhal„ten eine unendliche Menge unglücklicher Menschen

„am

„am Leben, welche ihre Grausamkeit der kleinsten „Rachgier um der geringsten Ursachen willen auf„opfern darf; kurz, wir reinigen die Welt von „einer Schaar Bösewichter, die zu allen Arten „der Laster, selbst zu denen, welche die Natur ver„abscheuet, gewöhnt sind. Wir wollen demnach „kein Bedenken tragen, mit einer Hand den De„gen, und mit der andern die brennende Fackel „zu ergreiffen, um Bösewichter von der Erde zu „vertilgen, welche nicht werth sind, zu leben. „Wenn wir diese Palläste, wo die Ungerechtig„keit auf dem Throne sitzt, diese Richterstühle, „die so oft mit den Thränen und dem Blute der „Unschuld benetzt sind, in Flammen werden auf„gehen sehen; wenn wir den wüthenden Soldaten „seine rauchende Hände von dem Busen der Ue„belthäter werden zurück ziehen sehen; wenn wir „den Tod auf allen Seiten herum schweifen, und „die schrecklichste Verwüstung anrichten, wenn wir „alles, was die Nacht und die Ausschweifung der „Soldaten gräßliches hervor bringen kann, sehen „werden: so wollen wir uns erinnern, daß nichts „unter den Menschen vollkommen sey; daß die „lobenswürdigsten Handlungen den größten Unbe„quemlichkeiten unterworfen sind; und daß end„lich die Unordnungen der nächsten Nacht die ein„zigen Mittel sind, die Unschuld, den Frieden und „die Freyheit in diesem unglücklichen Lande herr„schend zu machen, welches bisher durch alle Ar„ten von Wuth verwüstet worden ist.„

Diese Rede ward mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. Unterdessen merkte Renault, der auf alle Gesichter Achtung gegeben hatte, eine staunende und traurige Mine in den Augen des Jafsier, eines der besten Freunde des Capitains, woraus er eine erschrockene Seele schloß. Renault war der Meynung, daß man sich des Dolchs gegegen einen Mann bedienen sollte, auf den man sich nicht verlassen könnte; der Capitain aber wandte ein, daß er sich nicht entschließen könne, seinen besten Freund eines bloßen Verdachts wegen zu tödten; daß ein solcher Mord traurige Folgen haben könne; daß man Gefahr liefe, sich bey den Verschwornen verhaßt zu machen, wenn man sich gewissermaaßen als Richter über ihr Leben und Tod aufführte. Diese Vorstellungen retteten dem Jafsier das Leben, und verhinderten den Untergang der Republik.

Es kam noch ein verdrüßlicher Umstand in die Quere, welcher die Verschwornen in Verwirrung brachte. Die Venetianer hatten erfahren, daß der Herzog von Ossone in See gegangen sey, um dem Erzherzoge zu Hülfe zu kommen, welcher zum Könige in Böhmen erwählt war, und einige Truppen gegen seine neuen Unterthanen nöthig hatte. Der Vicekönig, der sich die Gelegenheit zu Nutze machen wollte, machte der Republik bekannt, daß er seine Truppen durch den Meerbusen führen würde. Dieses machte die Venetianer sehr unruhig, welche besorgten, daß der Herzog sich einiger ihrer Seeplätze zu bemächtigen suchen möchte.

Sie

Sie beschlossen demnach, genau auf ihn Achtung zu geben. Man ließ zu dem Ende die Schiffe der Republik auslauffen, und der Capitain, dessen Gegenwart bey der Ausführung so nöthig schien, mußte zu Schiffe gehen. Seine Abwesenheit konnte die meisten Verschwornen sehr in Unruhe setzen. Als man indessen überlegte, daß er fast alle Officiere, welche unter ihm dienten, bestochen habe, so schmeichelte man sich, daß seine Abwesenheit nicht so nachtheilig seyn werde, als man anfänglich geglaubt hatte. Man ward davon den folgenden Tag völlig überzeugt; denn er meldete, daß er für seine Flotte stehe, und daß er sich derselben wider diejenigen würde zu bedienen wissen, die ihm das Commando darüber aufgetragen hätten.

Der Capitain hatte, ehe er abgieng, mit dem Jaffier eine besondere Unterredung. Er bat ihn, seine Stelle beym Renault in der zur Ausführung bestimmten Nacht zu vertreten. Er übertrieb das Vertrauen, das man in seine Aufführung und in seinen Muth setzte, und sagte ihm, daß, ohne diese Versicherung, er sich nie würde entschlossen haben, sich von Venedig zu entfernen, und daß er glaubte, seinen Mitverschwornen einen andern gleich wichtigen Mann zurück zu lassen. Der Capitain gab während dieser Unterredung genau auf den Jaffier Achtung. Dieser, von den Bezeugungen der Hochachtung, die man ihm bewies, eingenommen, antwortete mit solchen Kennzeichen des Eifers, der Treue und der Erkenntlichkeit darauf, daß der Argwöh-

nischte unter allen Menschen dadurch hintergangen worden wäre.

Als Jaffier aber den einzigen Mann, der alles bey ihm vermochte, nicht mehr vor Augen hatte, überließ er sich gänzlich seiner Ungewißheit. Er erinnerte sich der fürchterlichen Beschreibung, die Renault zum Schluß seiner Rede gemacht hatte. Seine Einbildungskraft vergrößerte dieses Gemälde, und stellte ihm alle Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten, welche bald begangen werden sollten, mit den lebhaftesten Farben vor. Er hörte von dem Augenblicke an nichts, als das Schreyen der Kinder, die man mit Füßen tritt, das Seufzen der Alten, die man ermordet, das Geheule der Weiber, die man entehrt. Er sahe nichts, als einstürzende Häuser, brennende Tempel, heilige Oerter mit Blut befleckt. Venedig, das traurige Venedig stand ihm überall vor Augen, nicht mehr wie es ehemals über die ottomannische Barbarey und über den Stolz der Spanier triumphirte, sondern mit dem Blute seiner Einwohner überschwemmt. Dieses traurige Bild stellt sich ihm Tag und Nacht vor, macht ihn unruhig, zweifelhaft und wankelmüthig; es sitzt mit ihm am Tische, es stört seinen Schlaf, und erscheint ihm sogar im Traume. Aber was für eine Parthey soll ich ergreiffen? Soll ich alle meine Freunde verrathen? Und was für Freunde? Männer von seltenen Verdiensten, die Urheber des kühnsten Projects, das der menschliche Verstand ie ausgedacht hat. Wenn ich ihnen ungetreu

bin, wie wird es ihnen ergehen? sie haben nichts anders zu gewarten, als unter den gräulichsten Martern zu sterben.

Diese letzte Betrachtung berührte die schwache Seite des Jaffier, und befestigte ihn in seinem ersten Entschlusse. Das Mitleid, das er gegen seine Mitverschwornen empfand, hielt dem die Wage, welches die Verwüstung der Stadt Venedig bey ihm rege machte. Er blieb bis auf den Tag der Ausführung in dieser Ungewißheit. Die Verbundenen des Jaffier, die sich nicht einbildeten, daß einer sie verrathen würde, arbeiteten indeß an der Ausführung ihres Projects. Man brachte heimlich einige von den Verschwornen in den Glockenthurm des Procuraturhauses zu St. Marcus, welche mit denen, die daselbst Wache hielten, einige Bekanntschaft hatten, und sie vermittelst gewisser Spezereyen, die man in den Wein that, einschläferten. Die Wache aß und trank, so viel sie nur konnte, und der Erfolg war so, wie man ihn erwartete. Es wurden Officiere gewählt und befehligt, die Rathsherrn, vor denen man sich am meisten zu fürchten hatte, zu ermorden, und sich ihrer Häuser zu bemächtigen. Man wies einem jeden seinen Posten an, und alles ward so veranstaltet, daß Venedig dem Unglücke, womit es bedrohet ward, nicht entgehen konnte, wenn das wider dasselbe gemachte Complot nicht entdeckt worden wäre.

Der Doge der Republik vermählt sich alle Jahre einmal mit dem Meere. Jaffier, welcher

glaubte, daß diese Ceremonie zum letztenmal vorgenommen werden würde, war neugierig, sie mit anzusehen. Sein Mitleid verdoppelte sich bey den allgemeinen Freudensbezeugungen, und die Sicherheit der Venetianer machte ihm ihren nahen Untergang um so viel empfindlicher. Er gieng unentschlossener hinweg, als er gekommen war. Aber der Himmel wollte selbst das Werk zwölf ganzer Jahrhunderte und so vieler klugen Köpfe, der Wuth einer Buhlschwester und eines Haufens verdorbener Leute nicht überlassen. Der Schutzgeist der Republik gab dem Jaffier ein Mittel ein, wodurch er alles zusammen, die Republik und die Verschwornen, zu retten vermeynte. Er begab sich zum Bartholomäus Comino, Secretair beym Rathe der Zehnmänner, und sagte, daß er ihm etwas sehr wichtiges zu entdecken habe; er verlangte aber vorher, daß der Doge und der Rath ihm eine Gnade versprächen, und daß sie sich durch die feyerlichsten Eidschwüre verbindlich machten, ihr Versprechen auch vom Senat genehmigen zu lassen; daß diese Gnade das Leben von zwey und zwanzig Personen sey, die er nennen wolle, was sie auch für ein Verbrechen begangen haben möchten; daß man aber nicht glauben sollte, ihm sein Geheimniß durch Martern entreißen zu können, weil keine Marter groß genung wäre, um nur ein einziges Wort aus seinem Munde zu bringen.

Der Rath der Zehenmänner war in einem Augenblicke beysammen. Man schickte sogleich an den Doge, um zu wissen, ob er das einräumen

men wollte, was Jaffier begehrte. Dieses Oberhaupt der Republik nun versprach den Strafbaren Gnade, ehe er noch ihr Verbrechen wußte. Jaffier trug nun weiter kein Bedenken, die ganze Verschwörung zu entdecken. Die Sache schien anfänglich dem Rathe so entsetzlich, daß er dieselbe nicht glauben wollte. Da es aber leicht war, den Augenblick hinter gewisse Umstände zu kommen, so visitirte man sogleich den Glockenthurm des Procuraturhauses, wo man die Wache betrunken oder eingeschlafen fand. Man gieng hierauf nach dem Zeughause, und fand daselbst Feuerwerker, welche die zur Anzündung nöthigen Geräthschaften vollends zu rechte machten. Die Rathsherren, welche nun wohl sahen, daß dieses schreckliche Complot nur allzuwahr sey, schickten geschwind nach der Buhlschwester; man traf aber niemanden bey ihr an. Da dieses Frauenzimmer erfahren hatte, daß alles verrathen sey, so hatte sie geschwind, nebst einigen Verschwornen, die Flucht ergriffen.

Da man nun hier nichts fand, so entschloß man sich, die Häuser der Gesandten von Frankreich und Spanien durchsuchen zu lassen. Man bat höflich um Erlaubniß, indem das Wohl der ganzen Republik darauf beruhe. Der französische Gesandte bewilligte es sogleich, und Renault ward nebst zween seiner Gehülfen ertappt. Der spanische Gesandte berief sich auf alle Vorrechte seiner Würde, und protestirte wider Gewalt, da er sahe, daß man mit Gewalt einbrach. Man fand Waffen und Rüstung für mehr als

fünf-

fünfhundert Mann bey ihm, außer sechzig Petarden und einer unglaublichen Menge Pulver, Pechkränze und andere brennbare Sachen. Man schrieb dieses alles, in Gegenwart des Abgesandten, genau auf, welcher darüber nur lachte.

Zu gleicher Zeit suchte man alle Gast- und Wirthshäuser, alle Miethstuben, alle liederlichen Oerter durch, und nahm alle holländische, französische, spanische, wallonische, neapolitanische, meyländische Officiere, die man antraf, in Arrest; ihre Anzahl belief sich beynahe auf vierhundert. Während dessen kamen zween Cavaliere aus Dauphinee in Stiefeln und Sporen im Rathe der Zehnmänner an, und berichteten, daß einige ihrer guten Freunde ihnen geschrieben hätten, den Augenblick nach Venedig zu kommen, wenn sie sich bereichern wollten, weil eine Verschwörung auf dem Tapete sey, womit es schon bis zur Ausführung gekommen, und wobey man die Stadt der Plünderung Preiß geben würde. Sie setzten hinzu, daß sie ihre Ankunft beschleunigt hätten, um ein so schwarzes Complot zu verrathen, anstatt daran Theil zu nehmen. Man dankte ihnen, man wies ihnen Zimmer an, und bat sie, auszuruhen, bis der Senat sich berathschlagen könne, was für eine Belohnung man ihnen zu geben habe.

Alles dieses gieng in der Nacht vor. So bald der Tag anbrach, versammlete sich der Senat, und der Marquis von Bedemar suchte Audienz. Man gab sie ihm. Der Ruf der Verschwörung breitete sich indeß in der ganzen

Stadt

Stadt aus, und verursachte ein allgemeines Schrecken. Der Pöbel, der halb und halb wußte, daß die Spanier Urheber davon wären, versammelt sich um den Pallast des Abgesandten, um einzubrechen, und man war schon im Begriff, Feuer anzulegen, als diejenigen ankamen, die den Marquis zur Audienz führen sollten. Sie zeigten ihre Vollmacht vor. Der Pöbel, der sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß der Senat eine exemplarische Bestrafung an dem Oberhaupte der Verschwornen beweisen würde, ließ ihn heraus, und begleitete ihn mit allen möglichen Schimpf- und Schmähreden.

Als der Gesandte vor dem Senate erschien, beklagte er sich sogleich in einem hohen Tone über die Verletzung des Völkerrechts, indem man sein Haus gewaltsamer Weise erbrochen habe. Er begleitete seine Klagen mit so stolzen Drohungen, daß die meisten Senatoren darüber bestürzt wurden. Da er von nichts als Rache sprach, so fürchtete man, daß er vielleicht noch einigen unbekannten Hinterhalt habe, wodurch er sein Unternehmen ausführen könnte. Der Doge antwortete ihm, daß man wegen dieser Beleidigung ihm alle Genugthuung verschaffen würde, wenn er vorher wegen der bey ihm gefundenen Kriegszurüstungen Rede und Antwort gegeben haben würde. Bedemar erwiederte, daß er sich sehr wundere, daß Leute, welche für weise gehalten würden, ihn unter einem so plumpen Vorwande ins Angesicht beleidigten. „Ihr wisset doch, sagte er, daß „aller dieser Vorrath nur im Depot in meinem

Hause

„Hause ist, wie ich schon ehemals dergleichen ge„habt, und weiter nach Neapolis und Tyrol ge„schickt habe. In Ansehung der Waffen weiß „iedermann, daß sie nirgends besser als zu Ve„nedig und in den andern Städten der Republik „verfertigt werden. Die Feuerwerks- und andere „Sachen habe ich blos aus Neugier verfertigen „lassen, da einige geschickte Leute von der Art sich „bey mir meldeten.„ Der Doge fiel ihm ins Wort, und sagte, daß dergleichen Künstler Bösewichter, oder vielmehr, zur ewigen Schande des menschlichen Geschlechts, gebohrne Ungeheuer wären. Hierauf zeigte er dem Marquis ein Beglaubigungsschreiben für den Gouverneur zu Meyland, welches man nebst andern Briefen des Herzogs von Ossone unter den Papieren des Renault gefunden hatte. Der Gesandte antwortete, daß er von den Absichten des Vicekönigs zu Neapel nicht unterrichtet sey; daß zwar der französische Gesandte ihm einen gewissen Edelmann empfohlen habe, der in Meyland einer Empfehlung bedurfte; daß er ihm einen Brief gegeben habe; daß er aber nicht wisse, daß der Republik an dieser Sache etwas gelegen sey.

Der Doge, der aus diesen Antworten wohl sahe, daß es dem Gesandten nie daran fehlen würde, begnügte sich damit, daß er ihm mit vieler Ernsthaftigkeit das Abscheuliche seiner Unternehmung vorstellte; er sagte ihm dabey, daß sie alle sich nicht vorstellen könnten, daß der König von Spanien den geringsten Antheil daran habe. Der Gesandte ließ bey dieser Gelegenheit

allen

allen Unwillen eines rechtschaffenen Mannes blicken, dessen Ehre man ungerechter Weise antastet. „Ich bin, sagte er, von einer Nation, „bey welcher der Muth und die Klugheit so na„türliche Tugenden sind, daß sie nicht nöthig „hat, zu niedrigen Kunstgriffen ihre Zuflucht zu „nehmen, wenn sie sich rächen will. Der König, „mein Herr, ist mächtig genung, um seine Feinde „mit offenbarer Gewalt, und ohne zur Verräthe„rey seine Zuflucht zu nehmen, überwinden kann. „Ihr könnet es vielleicht bald erfahren.„ Nach dieser Drohung begab er sich ohne Abschied hinweg. Man bat ihn, in einem nahen Zimmer ein wenig zu verziehen, bis der Senat zu seiner Sicherheit die nöthigen Befehle gegeben habe. Er ließ sich auch hinführen, wohin man wollte, für Zorn schäumend, und ohne ein Wort zu antworten. Nachdem man nun seine Bedienten und kostbarsten Meublen auf ein Schiff gebracht hatte, holte man ihn nach, und brachte ihn, durch allerley Umwege, auf eine Brigantine, wodurch man verhütete, daß er nicht vom Pöbel in Stücken zerrissen ward.

Man gab zu gleicher Zeit dem Admiral Befehl, alle Officiere, die zum Complot gehörten, über Bord zu werfen. Diese waren nicht auf ihrer Hut, da sie nicht wußten, was zu Venedig vorgegangen war. Es begaben sich zween auserlesene und unverdächtige Männer auf das Schiff des Capitains, ermordeten ihn, ehe er sich besinnen konnte, und warfen ihn ins Meer, ohne daß es jemand gewahr ward. Vierzig von seinen

nen Officieren wurden sogleich auf eben die Weise, und eben so im Geheim fortgeschafft.

Renault wird indeß zu Venedig verhört, und läugnet alles, was man ihm vorhält. Man bringt ihn auf die Tortur; er gesteht aber weiter nichts, als daß er ein ehrlicher alter Mann sey, der Ehre liebte, und dessen Rache Gott übernehmen würde. Man brachte ihn verschiedene Tage hinter einander auf die Tortur, und versprach ihm Begnadigung, wenn er alles gestehen würde; man konnte aber nicht das geringste aus ihm bringen. Nachdem man ihn nun auf alle Art zugesetzt hatte, ward er im Gefängnisse erdrosselt, und öffentlich an einem Beine aufgehangen, wie es zu Venedig in Ansehung der Verräther gewöhnlich ist. Verschiedene, Verschworne hatten mit ihm gleiches Schicksal; einige wurden erwürgt, und andere ins Wasser geworfen.

Jaffier gerieth über den schlechten Erfolg seiner Unterhandlung in Verzweiflung. Er beklagte sich öffentlich, daß man ihm nicht Wort gehalten habe. Da aber außer ihm noch andere Personen dem Senate von der Verschwörung Nachricht gegeben hatten, so hielt man es für erlaubt, so zu verfahren, als ob Jaffier gar nichts entdeckt hätte. Man suchte ihn durch allerhand Mittel und Wege zu beruhigen; man bot ihm Geld und Bedienungen an; er schlug aber alles aus, verlangte nichts, als die Begnadigung seiner Gefährten, und verließ endlich Venedig, in der größten Betrübniß über ihren Untergang Der Senat schickte ihm vier tausend Zechinen

die man ihn anzunehmen zwang, und befahl ihm bey Lebensstrafe, innerhalb drey Tagen das Gebiete der Republik zu räumen. Die Begierde, sich am Senate zu rächen, machte, daß sich Jaffier in die Stadt Bresse warf, um sich den Venetianern zu widersetzen. Sie bekamen ihn aber gefangen, ob er gleich als ein Mensch focht, welcher sein Leben theuer zu verkaufen sucht. Man führte ihn nach Venedig, allwo er ersäuft ward. Das war der Lohn für den wichtigen Dienst, den er dem Staate geleistet hatte. Es ist zwar wahr, daß der letzte Schritt des Jaffier den Tod verdienen konnte: aber zwang man ihn nicht dazu, da man ihm nicht Wort hielt? Der erste Schritt der Verzweiflung war an einem Manne leicht zu entschuldigen, der sich als den Mörder seiner besten Freunde ansahe. Man sage was man wolle, so wird es doch immer schwer seyn, die Aufführung des Senats gegen seinen Erretter zu rechtfertigen.

Der Tod des Jaffier stellte die Ruhe zu Venedig völlig wieder her. Man verbot bey Lebensstrafe, nichts von der Verschwörung dem Könige in Spanien oder den Spaniern zur Last zu legen. Der Marquis von Bedemar gieng nach Flandern, ward daselbst Premier-Minister, und erhielt einige Jahre darnach den Cardinalshut.

Verschwörung des Franz Pazzi, wider den Lorenz und Julian von Medicis, im Jahre 1478.

Florenz, die Hauptstadt des Herzogthums Toscana, hat lange Zeit eine republicanische Regierung gehabt. Der Adel hatte anfänglich alle Gewalt in den Händen; aber hernach riß das Volk die Oberherrschaft an sich. Die Stadt ward in gewisse Handwerkszünfte getheilt, aus welchen man alle obrigkeitlichen Personen wählte, zu deren Haupte man einen Gonfalonier machte, welcher alle zween Monate verändert ward, und eine Art von Dictator war. Die großen Familien, welche an der Regierung Antheil haben wollten, mußten sich in diese Handwerkszünfte aufnehmen lassen, indem es sonst nicht möglich war, zu Aemtern und Würden bey der Republik zu gelangen.

Die Familie Medicis war eine von den ältesten Familien der Stadt. Ob sie sich nun gleich durch Handlung erstaunlich bereichert hatte, so fieng sie doch nicht eher an eine Rolle zu spielen, als nachdem die Florentiner den Sylvester

von Medicis zur höchsten obrigkeitlichen Würde erhoben hatten. Dieser war es, der den ersten Grund zu der Gewalt legte, zu welcher seine Nachkommen nach der Zeit gelangten. Er besaß Witz, Klugheit, Muth und Tapferkeit. Da ihm die bisher schlechte Verwaltung der Republik höhere Absichten eingeflößt hatte, so suchte er sich bey dem Volke in Gunst zu setzen; die vornehmsten Bürger brachte er in Uneinigkeit, und warf sich zum Anführer einer mächtigen Parthey auf. Seine Staatsklugheit hatte anfänglich nicht den glücklichsten Erfolg; sie ward sogar der ganzen medicäischen Familie sehr nachtheilig, indem dieselbe über zwanzig Jahre vom Regimente ausgeschlossen ward.

Johann von Medicis half seinem Hause wieder empor. Da er mit seinen großen Reichthümern eine gefällige und kluge Aufführung verband, so schlich er sich nach und nach in die Gemüther derer ein, die am Ruder saßen. Er wußte sie durch seine Freygebigkeit so zu gewinnen, daß sie ihn zur ersten Würde des Staats erhoben. Nachdem er nun die Größe seines Hauses auf sichere Gründe gesetzt hatte, hinterließ er zum Erben seiner Reichthümer, seiner Freygebigkeit und seiner Gunst beym Volke, den berühmten Cosmus von Medicis, der in seinem Privatstande eine eben so glänzende Rolle spielte, als der mächtigste Monarch. Das Glück war seinem Handel so günstig, daß wenig Prinzen ihm am Reichthume gleich kamen; niemand aber hatte ihn iemals besser angewendet, als er. Dieser große

Mann war vier und dreyßig Jahre hindurch der einzige Schiedsrichter der Republik, und starb, da sein Glück und sein Ruhm den höchsten Gipfel erstiegen hatten. Seine großen Handlungen, und die seinen Mitbürgern geleisteten wichtigen Dienste, verdienten die Aufschrift, die man nach seinem Tode auf sein Grabmaal setzen ließ, und in welcher man ihm den rühmlichen Titel eines **Vaters des Vaterlandes** gab.

Peter von Medicis, der nicht so viel Verdienste als sein Vater hatte, lebte in eben so großem Ansehen, und hinterließ es bey seinem Sterben seinen beyden Söhnen, **Lorenz** und **Julian**. Das Volk nahm diese beyden jungen Bürger als seine Kinder an, und gehorchte ihnen, als seinen Beherrschern. Tausend gute Eigenschaften machten sie des höchsten Ranges in der Republik würdig. Da man wußte, wie gutthätig sie alle beyde waren, so durften sie sich nur sehen lassen, um des allgemeinen Beyfalls versichert zu seyn. Man hatte ihren Körper durch allerhand Leibesübungen geschickt gemacht, doch hatte man dabey auch nicht verabsäumet, ihren Geist durch Künste und Wissenschaften zu bilden. Was sie aber noch schätzbarer machte, war, daß sie beyde in einem hohen Grade die beyden vorzüglichen Tugenden ihres Hauses, Freygebigkeit und Pracht, besaßen. Man fand indeß in ihren Characteren einigen Unterschied. **Lorenz** war hitziger, stolzer und verwegener in seinen Unternehmungen, als **Julian**, welcher sanftmüthiger, bescheidener und gegen die Vergnügen der Liebe empfindlicher war.

Die Ruhe, mit welcher sie die Republik fast unumschränkt beherrschten, ward eine Zeitlang durch nichts gestöhrt. Doch fehlte es nicht an Feinden, welche gern dem Ansehen dieses großen Hauses einen Stoß versetzt hätten. Besonders sahen die Pazzi die Erhebung der Medicis mit einem tödtlichen Mißvergnügen. Die Verbindungen, a) welche beyde Familien mit einander eingiengen, waren nicht im Stande, die durch Stolz und Eifersucht getrennten Herzen mit einander zu vereinigen.

Jacob Pazzi, welcher das Haupt der Familie war, hatte keine Kinder, aber sieben Neffen, unter welchen sich der vornehmste Anstifter der Verschwörung befand, von welcher ich anietzt reden will. Er hieß mit dem Vornahmen Franz, und war ein junger Mensch von vielem Verstande, gutem Ansehen, lebhaft und angenehm im Umgange, gegen Beleidigungen äußerst empfindlich, bis zur Verwegenheit kühn, aber fähig, die wichtigsten Unternehmungen mit aller Klugheit zu führen. Er hatte am Bancohandel Theil genommen, so wie die vornehmsten Familien in Italien, welche damals sich nichts zu vergeben glaubten, wenn sie sich durch erlaubte Mittel bereicherten. Sein Geld, welches in Rom starck roulirte, nöthigte ihn, sich mehrentheils daselbst aufzuhalten.

a) Es hatte ein Pazzi die Blancam von Medicis, die Schwester des Lorenz und Julians, geheyrathet.

Die Verbindungen des Franz Pazzi mit dem Prinzen von Fourly b), dessen Vater ein beständiger Feind der Florentiner und des medicäischen Hauses gewesen war, verursachten, daß man dem jungen Pazzi befahl, Rom zu verlassen, und sich nach Florenz zu begeben. Franz empfand es sehr übel, daß man ihn auf diese Weise zurück rief, und ward noch mehr durch die Beleidigungen aufgebracht, durch welche die Medicis sich an seiner Familie vergiengen. Unterdessen entwarf er noch kein Project, wie er sich rächen wollte; aber eine Leidenschaft, welche tyrannisch über die Herzen gebietet, brachte ihn endlich dahin, daß er das Blut seiner Feinde zu vergießen beschloß. Er warf in eine junge und schöne Person, Nahmens c) Camilla, sterblich verliebt. Die Schöne erregte zu gleicher Zeit eine heftige Leidenschaft in dem Herzen des Julians von Medicis, welcher auch seinem Nebenbuhler vorgezogen ward, und im Geheim den unvergleichlichen Gegenstand seiner Zärtlichkeit heyrathete.

Franz ward ganz rasend, als er erfuhr, daß Julian von der Camille geliebt werde; noch wußte er nichts von ihrer Verheyrathung. Er wußte sich, als ein Italiener, zu verstellen, und fuhr fort, der vertrauteste Freund desjenigen zu scheinen, den er bis auf den Tod hassete. Er dachte in seiner eifersüchtigen Wuth weiter an nichts, als wie

b) Er war ein natürlicher Sohn Sixtus des vierten.

c) Sie war aus dem Hause der Cafarels.

wie er sich einen verhaßten Nebenbuhler vom Halse schaffen wolle; Bandini aber, sein Vertrauter und Todfeind der Medicis, stellte ihm vor, daß er seine Rache nicht auf den Tod des Julians allein einschränken, sondern daß er beyde Brüder aus dem Wege räumen müsse. „Die Beleidi„gungen, sagte er, die Ihnen alle Tage von den „Medicis wiederfahren, sind mehr als hinreichend, „Sie zu dem Entschlusse zu bringen, Tyrannen „aufzuopfern, welche die Republik unterdrücken. „Ihr Tod wird dem Staate auf einmal eine ganz „andere Gestalt geben, und nur in dieser Umkeh„rung des Staats werden Sie dieses Verbrechen „ungestraft begehen können. Doch was sage „ich Verbrechen? Diese Arten von Unternehmun„gen werden nur alsdann für Verbrechen gehal„ten, wenn sie nicht wohl von Statten gehen, „und man sieht sie als glorreiche Handlungen an, „wenn sie einen glücklichen Ausgang haben. Sie „werden Nutzen und Ehre zugleich davon tragen, „wenn Sie ihre Privatrache mit dem allgemeinen „Vortheile verbinden; da man hingegen, wenn „Sie blos ihren Mitbuhler aus dem Wege schaf„fen, man diese Handlung als eine übereilte Hi„tze einer Privatperson ansehen wird, welche nicht „das Recht hat, sich selbst Gerechtigkeit zu ver„schaffen.„

Diese Gründe, noch durch eine Menge andere unterstützt, machten ein Herz zur Rache völlig entschlossen, welches sich durch einen doppelten Vortheil des Glücks und der Liebe ohnedem schon darzu gereizt fand. Franz war demnach auf

nichts weiter bedacht, als unter dem Vorwande des gemeinen Besten eine Verschwörung zu veranlassen, wodurch beyde Brüder auf gleiche Weise unglücklich würden.

Als Franz diesen traurigen Entschluß gefaßt hatte, sahe er sich nach mächtigen Stützen um, und ward bald von der Beschützung des Pabsts und des Königs zu Neapel versichert. Dieser letztere, welcher sich der Stadt Pisa bemächtigen wollte, versprach, eine Unternehmung zu begünstigen, von welcher er wohl voraus sahe, daß die Folgen nicht anders als vortheilhaft für ihn seyn könnten. Franz begab sich nach Rom, und hielt eine lange Unterredung mit dem Prinzen von Fourly, welchem er vorstellte, daß er mit Ernst auf Mittel denken solle, sich unter einem andern Pontificate der fürstlichen Würde zu versichern, die er iezt wirklch durch die Freygebigkeit des Pabstes besäße. „Hoffen Sie nicht, setzte „Franz hinzu, die Staaten in Ruhe zu besitzen, „die sie iezt haben, wenn Sie sich nicht sehr wohl „vorsehen. Sobald Ihr Vater nur die Augen „geschlossen haben wird, werden die Medicis „nicht ermangeln, mit einem neuen Pabste sich „zu verbinden, und Ihnen das Ihrige zu nehmen. Ihr Glück liegt mir eben so nahe am „Herzen, als das meinige selbst, und dieses „nöthigt mich, Ihnen ein Project mitzutheilen, „welches für uns beyde von gleichem Nutzen ist. „Ich habe den Vorsatz gefaßt, die Macht des me„dicäischen Hauses über den Haufen zu werfen. „Um aber in einer so verwegenen und kützlichen

„Unter

„Unternehmung glücklich zu seyn, muß meine „Parthey von Ihrem Vater aus allen Kräften „unterstützt werden.„

Der Prinz von Fourly billigte den Vorsatz einer Verschwörung sehr; und da Sixtus IV alles that, was er verlangte: so versprach er von Seiten des Pabstes allen Beystand, dessen man nur benöthigt seyn würde. Pazzi ließ sich hierauf noch weiter heraus, und sagte, daß der Entschluß gefaßt wäre, die Medicis zu ermorden, und daß durch dieses einzige Mittel die Republik in Freyheit zu setzen sey. Dem Prinzen ward es nicht schwer, seine Einwilligung zu einem Verbrechen zu geben, welches ihm den ruhigen Besitz seiner Staaten versichern sollte.

Nachdem nun also der Tod der Medicis beschlossen war, theilten die Verschwornen ihr Project dem Salviati mit, welchen der Pabst zum Erzbischofe von Pisa ernannt hatte, und den die Medicis, die seine Feinde waren, verhinderten, von dieser Würde Besitz zu nehmen. Der rachgierige Prälat trat der Verschwörung bey, und zog noch den Grafen von Montseca nach sich, der ein Corps päbstlicher Truppen commandirte. Der neue Verschworne, der nicht weniger Klugheit als Muth besaß, sahe die Schwierigkeit der Unternehmung sogleich ein; und stellte vor, daß er keinen scheinbaren Vorwand fände, seine Truppen marschiren zu lassen, weil Italien jetzt ruhig und im Frieden lebte; daß man zwar Anhänger zu Florenz habe, daß aber ihre Anzahl nicht stark genug sey, um eine Staatsveränderung zu

veranlassen; daß er es zwar nicht schwer finde, die Medicis zu ermorden, daß man sie aber beyde zugleich aus dem Wege schaffen müsse, weil sonst die besten Maaßregeln unnütz, und das klügste Project vereitelt werden könnte; daß endlich die blinde Liebe des Volks zu denen Medicis, und die Gewalt derer, die in ihrem Nahmen regierten, der Ausführung einer so gefährlichen Unternehmung große Hindernisse in den Weg legen könnten. Montseca wollte sich nicht eher entschließen, als bis man ihm einen Vorwand, seine Soldaten in Bewegung zu setzen, verschafft haben würde.

Die vier Verschwornen berathschlagten demnach über die zu ergreifenden Maaßregeln, und räumten ein, daß man nichts mit Glück unternehmen könne, wenn Jacob de Pazzi, der Onkel des Franz und der Aelteste vom Hause, nicht an der Verschwörung Theil nähme. Man hatte schon verschiedene Versuche bey ihm gemacht; er hatte aber alle Vorschläge sogleich verworfen. Der Graf von Montseca nahm es endlich auf sich, ihn zu gewinnen, und begab sich deswegen nach Florenz; aber alle seine Bemühungen waren unnütz. Franz stand ihm darinne bey, und sagte seinem Onkel, daß die Verschwörung ausgeführet werden würde, er möchte nun Theil daran nehmen oder nicht, und daß er vielleicht das Mißvergnügen haben würde, diese Sache unglücklich laufen zu sehen, indem er seinem Nefen in einer so glorreichen Unternehmung den Beystand versagte. Man stellte ihm die Sclaverey seines Vaterlandes, die Erniedrigung seines Hauses, und

den

den Haß der Medicis gegen dasselbe, mit den lebhaftesten Farben vor. Man berichtete ihm hierauf, daß der König von Neapel und der Pabst selbst ihren Beystand versprochen hätten, und daß man so kluge Maaßregeln ergriffen habe, daß die Verschwörung nothwendig gelingen müsse, wenn er nicht durch seine Weigerung ihr ein Hinderniß in den Weg legte. Jacob Pazzi konnte sich gegen so dringende Vorstellungen nicht länger halten; er trat auf die Seite der Verschwornen, und ihre Anzahl ward von Tag zu Tage stärker.

Montseca hatte vermittelst einer öffentlichen Unterhandlung, die ihm aufgetragen war, alle Tage Gelegenheit, die Medicis zu sehen, und that öftere Reisen von Florenz nach Rom, uud von Rom nach Florenz. Er stattete dem Prinzen von Fourly ausführlichen Bericht vom Fortgange der Verschwörung ab, setzte die benöthigte Hülfe des Pabsts fest, und handelte in dieser Sache so eifrig und hitzig, als ob er die Hauptperson dabey gewesen wäre. Der Pabst hielt seiner Seits sein Versprechen getreulich; er gab seinen Truppen Befehl, nach Romanien und Toscana aufzubrechen, unter dem Vorwande, das Schloß Monton zu belagern, welches dem Kirchenstaate entrissen worden war. Seinen Generalen gab er heimlich Ordre, allem zu gehorchen, was ihnen der Erzbischof von Pisa und Franz Pazzi befehlen würden.

Da die Verschwornen die beyden Medicis auf einmal ermorden wollten, und es nicht leicht war, eine Gelegenheit zu finden, wo beyde Brüder

sich

sich an einem Orte zu gleicher Zeit hätten einfinden müssen, so nahm man seine Zuflucht zu einem sehr sonderbaren Mittel. Man beredete den Papst, den Cardinal Riario, Nefen des Prinzen von Fourly, unter einem erdichteten Vorwande nach Florenz zu schicken, allwo seine Ankunft gewisse Solennitäten erfodern, und diese die Ausführung der Verschwörung begünstigen würden. Es konnten dadurch zu gleicher Zeit eine gute Anzahl Verschworne und Soldaten mit fortgebracht werden, die ihn als Bediente begleiten sollten.

Riario gieng von Rom ab, um sich nach Florenz zu begeben. Die Medicis, ob sie gleich mit dem Pabste im Mißverständnisse lebten, wollten doch nichts ermangeln lassen, was der Wohlstand erfoderte, und beschlossen, dem Cardinal alle Ehre zu erweisen, die man seiner Würde schuldig wäre. Riario kam nach einigen Tagen vier Meilen von Florenz auf dem Schlosse Montaigü an; es war dieses ein Lustschloß der Pazzi, wo Jacob, nebst seiner ganzen Familie, den Cardinal empfieng und prächtig bewirthete. Die Verschwornen versammleten sich hier alle mit einander, in der Meynung, daß die beyden Medicis kommen würden, Se. Eminenz zu bewillkommen; Julian kam aber allein, und gieng zwo Stunden eher wieder fort, als sein Bruder ankam. Die erste Gelegenheit schlug also fehl.

Lorenz blieb zum Abendessen beym Cardinal, welcher viel von dem prächtigen Lusthause zu Fizoles d) mit ihm sprach. Medicis bat sich die

d) Es gehörte dieses Lusthaus denen Medicis.

die Ehre aus, Se. Eminenz den folgenden Tag allda zu bewirthen, und lud den Jacob Pazzi nebst seiner ganzen Familie darzu. Die Verschwornen bildeten sich ein, daß sich beyde Brüder zu Fizoles einfinden würden, und man beredete sich dem zu Folge, wie man sein Vorhaben ausführen wolle. Julian aber fand sich nicht dabey ein, denn er besuchte an diesem Tage seine Gemahlinn e), welche sich nicht wohl befand.

Alle diese widrigen Zufälle verdrossen den Franz Pazzi, welcher in Sorgen war, daß unter der großen Anzahl von Verschwornen sich etwan einer finden möchte, welcher aus Untreue oder Unvorsichtigkeit das Geheimniß verriethe. Den Tag nach diesem Feste, das Lorenz zu Figoles gegeben hatte, versammelten sich alle Verschwornen beym Jacob Pazzi zu Florenz, und beschlossen allda, daß der Cardinal den nächsten Sonntag eine solenne Messe in der Hauptkirche halten, und nach derselben die Medicis und Pazzi bey sich zu Gaste bitten sollte. Man hielt es für leicht, das Haus Se. Eminenz mit bewaffneten Soldaten zu erfüllen, die den ersten Anfall des Pöbels aufhielten. Es ward auch verabredet, die Tafel so einzurichten, daß Lorenz von Medicis sich zwischen dem Grafen von Montseca und Jacob de Pazzi, Julian aber zwischen Franz Pazzi und Bandini sich befinden sollte. Jeder von diesen vier Verschwornen sollte noch einen Mit-

e) Sie war in einem Kloster, weil von ihrer Verheyrathung noch nichts öffentlich bekannt war.

Mitverschwornen hinter dem Stuhle haben, und wenn man gegen das Ende der Mahlzeit eine gewisse Gesundheit ausbringen würde, so sollte man beyde Medicis auf einmal ermorden. Wenn dieses geschehen, sollte der Erzbischof von Pisa sich nach dem Gouvernementshause verfügen, sich der obrigkeitlichen Personen bemächtigen, sie zu Einführung einer neuen Regimentsform zwingen, die Pazzi zu den vornehmsten Würden der Republik ernennen, und alle Creaturen der Medicis von den öffentlichen Aemtern ausschließen.

Ob man gleich nie genau erfahren hat, ob Sixtus IV und Riario umständlich von der Verschwörung unterrichtet gewesen, so kann man sich doch auch nicht vorstellen, daß man sich unterstanden haben würde, den Streich an der Tafel des Cardinals auszuführen, und sein Haus mit gewaffneten Leuten zu erfüllen, wenn er nicht um das Geheimniß gewußt, und dieser schrecklichen Verschwörung, auch ohne Vorwissen des Pabsts, hätte beytreten wollen. Dem sey nun wie ihm wolle; er ließ alles zur Messe auf den Sonntag, den 26 April 1478, zurecht machen, und schon den Sonnabend Vormittage die Medicis, und eine Menge anderer Personen, nach der Messe zu sich zu Gaste bitten.

Lorenz und Julian versprachen, sich einzustellen, und die Verschwornen, die den glücklichen Ausgang ihres Vorhabens schon für gewiß ansahen, machten ihre Anstalten mit so vieler Klugheit, daß man sich wundern muß, wie alles so verschwiegen blieb. Nichts schien zur Erfüllung ihrer

Wün

Wünsche weiter zu fehlen. Sie hatten alle Schwierigkeiten vorher gesehen, und schon allerhand Mittel herbey geschafft, die Hindernisse zu heben, die sich im Augenblick der Ausführung etwan noch hervor thun könnten. Sie versammelten sich die Nacht vorher beym Franz Pazzi, allwo sie sich alle durch einen Eid aufs neue verbanden, entweder zu sterben, oder ein Unternehmen auszuführen, das sie der That des Brutus gleich schätzten, und von welchem sie eben so viel Ehre als Vortheil erwarteten. Sie begaben sich hierauf ein ieder nach Hause, und erwarteten den merkwürdigen Tag, welcher für die Herrschaft der Medicis der letzte seyn sollte.

Den Tag vorher, da diese blutige Tragödie gespielt werden sollte, gab Franz genau auf alle Schritte Julians von Medicis Achtung. Er fand ihn in eine tiefe Traurigkeit versenkt. Franz, der mit ihm sehr vertraut umgieng, suchte ihn aufzumuntern. Während daß sie mit einander, nebst einigen von Adel, in einem der schönsten Gärten zu Florenz spazieren giengen, brachte man einen Brief an den Julian, welchen er nahm, und sich auf die Seite begab, um ihn zu lesen. Sein Feind, der genau auf ihn Achtung gab, sahe ihn die Farbe im Gesicht verändern, und nach Lesung des Briefes in eine tiefe Traurigkeit gerathen. Franz war in Sorgen, daß in dem Briefe einige Nachricht von der Verschwörung gestanden haben möchte. Er wollte gern wissen, von wem er käme, aber Julian wollte es ihm nicht sagen. Da sie weiter fort spazierten, setzte sich der junge Medicis,

dicis, ganz matt, auf eine Bank nieder, und fiel fast zu gleicher Zeit dem Franz Pazzi ohnmächtig in die Arme. Alles lief, um Wasser aus dem nahen Springbrunnen herbey zu holen. Unterdessen wußte Pazzi sehr geschickt den Brief heraus zu langen, ohne daß es iemand gewahr ward, und eben so geschwind steckte er ihn in die Tasche.

Julian kam wieder zu sich, und Franz, der unter einem gewissen Vorwande sich wegbegab, öffnete geschwind den Brief, den er heimlich weggenommen hatte, und fand darinne die lebhaftesten Empfindungen der Zärtlichkeit, die Camilla ihrem Gemahle schrieb. Verschiedene Leser werden sich durch denselben überzeugen können, daß der Himmel uns bisweilen durch Träume von gewissen Begebenheiten voraus unterrichte. Ich kann meiner übermäßigen Unruhe nicht länger widerstehen, schreibt Camilla an ihren Gemahl; sie wächst mit iedem Augenblicke, und bringt mich fast ums Leben. Ich schlafe nicht ein, daß ich nicht von den schrecklichsten Bildern gequält werde, womit die fürchterlichsten Träume den Geist beunruhigen können. Ich habe Sie noch einmal f) zwischen zween Tigern gesehen, welche Sie am Fuße des Altars zerrissen. Ich habe Ihr Blut fließen gesehen; meine Thränen und mein Geschrey, weit entfernt, daß es ihre Wuth besänf-
tigt

f Camille hatte ihm schon einen Brief geschrieben, in welchem sie ihm etwas ähnliches berichtet.

tigt hätte, dienten nur, sie noch unbarmherziger zu machen. Ich erschrecke, wenn ich daran gedenke; und ob es gleich nur ein Traum war, der bey meinem Erwachen verschwand, so hört doch meine Betrübniß und meine Furcht nicht auf. Ich habe an dem kostbaren Pfande Ihrer Liebe, das ich unter meinem Herzen trage, eine Bewegung darüber verspürt. Ach! liebster Gemahl, um dieses Pfandes willen, das mir so lieb ist, bitte ich Sie, setzen Sie Ihr Leben nicht in Gefahr; verachten sie nicht die Warnungen des Himmels und einer Frau, die Sie tausendmal mehr liebt, als sich selbst. Ich sterbe, wenn ich Sie morgen nicht sehe. Mein Leben ist nichts als ein ohnmächtiger Zustand, seitdem Sie von mir abwesend sind, und ich bilde mir ein, Sie verlohren zu haben, so bald ich Sie nicht mehr in meine Arme schließe. Kommen Sie morgen, ich bitte Sie, wenn Sie einiges Mitleiden haben mit Ihrer

Camille.

Franz ersahe aus diesem Schreiben, was er bisher noch nicht gewußt hatte, nämlich die Vermählung des Julians mit der Camille. Seine Wuth ward damals so heftig, daß, wenn er nicht gewiß gewußt hätte, daß die Verschwörung den folgenden Tag ausgeführt werden sollte, er vielleicht durch Ungeduld verleitet worden wäre, den Augenblick seine Rache auszuüben; in Hoff-

nung aber auf die Maaßregeln, die zur Aufführung dieser blutigen Scene schon ergriffen waren, unterdrückte er diese ersten Regungen, und ließ sie nur dazu dienen, seinen Arm zu beleben, um den Stoß nicht zu verfehlen, den er bald in das Herz seines Nebenbuhlers thun sollte.

Er begab sich wieder nach Hause, allwo die letzte geheime Zusammenkunft der Verschwornen gehalten ward. Kaum waren sie aus seinem Hause weg, als die Morgenröthe anbrach. Da er für Unruhe nicht die geringste Neigung zum Schlafe hatte, so gieng er indeß auf seinem Bildersaale spatzieren, um die Stunde zu erwarten, wo er sich in die Kirche begeben sollte; er sahe keine andern Gemälde an, als auf welchem Mord und Blutvergießen vorgestellet war.

Eine unzählbare Menge Volks versammelte sich diesen Morgen in der Hauptkirche, um der prächtigen Messe beyzuwohnen, welche gehalten werden sollte. Niemand bildete sich ein, daß dieser heilige Ort ein Schauplatz des Verbrechens werden sollte. Die Verschwornen hatten sich gleichfalls in die Kirche begeben, um alles zu beobachten, was vorgieng; es währte nicht lange, als man ihnen meldete, daß Julian nicht bey dem Cardinal speisen würde, sondern sogleich nach der Messe verreisen würde. Dieser Umstand zerrüttete alle Maaßregeln der Verschwornen. Sie versammelten sich demnach zu neuen Beratschlagungen in einer dunklen Capelle der Kirche. Franz sagte gerade zu, daß man die Medicis in der Kirche ermorden müsse, da es nicht möglich

sey,

sey, ihrer an der Tafel des Cardinals mächtig zu werden.

Alle hielten dieß für die einzige Parthey, die man in so dringenden Umständen ergreiffen könnte; dieser veränderte Umstand aber warf ihren ganzen Plan über den Haufen, weil der Graf von Montseca und Jacob de Pazzi, welche den Lorenz von Medicis in dem Hause des Cardinals wohl hatten ermorden wollen, sich ein Gewissen machten, eben dieses zu den Füßen des Altars zu thun. Man mußte demnach zween andere Mörder aussuchen, und anstatt ein paar entschlossene Leute zu nehmen, die ein großes Verbrechen mit kaltem Blute zu begehen im Stande waren, wählte man den Anton von Volaterra, einen Menschen, der in seinem Leben bey keiner gefährlichen Gelegenheit gewesen war, und einen gewissen Priester, Nahmens Stephan, der keine andere Lebensart kannte, als bey seinen Büchern in seiner Studierstube. Franz wollte den ihm aufgetragenen Mord durch keinen andern verrichten lassen, und behielt den Bandini zum Secondanten. Nachdem diese neue Einrichtung gemacht war, verglich man sich wegen des Signals g), auf welches die Medicis ermordet werden sollten.

g) Man erwählte dazu die Zeit, wenn eine kleine Glocke dreymal geläutet wird, und der Priester in der Messe die Worte: Domine non sum dignus sagt. Man sollte sogleich die Medicis ermorden, wenn die Glocke zum zweyten mal geläutet würde.

Ein neuer Zufall brachte die Verschwornen nochmals in Verwirrung. Sie sahen den Cardinal, vom Lorenz von Medicis begleitet, kommen, den Julian aber sahen sie nicht dabey. Franz und Bandini ermahnten aber die andern zur Standhaftigkeit und zur Geduld, bis sie beyde wieder zurück kämen. „Wir wollen, „sagten sie, den Julian aufsuchen, und in die „Kirche begleiten; so bald ihr nun einen Tumult „hört, so stoßt den Lorenz danieder, und fürch„tet euch vor nichts.„ Sie setzten sich sogleich in einen Wagen, begaben sich zum jungen Medicis, entschlossen, ihn in die Kirche zu führen, oder ihn selbst in seinem Zimmer zu ermorden; indem sie, wie sie sagten, sich lieber für das gemeine Beste aufopfern, als eine Gelegenheit, Florenz vom Joch seiner Tyranney zu befreyen, verliehren wollten.

Mit diesem Vorsatze traten sie ohne Umstände, wie sie das Recht hatten, in das Zimmer des Julians, näherten sich ihm mit einer lächelnden Mine, und sagten, daß sie kämen, um ihn zur Kirche abzuholen. Julian antwortete ihnen, daß er einige h) Ursachen habe, nicht hinein zu gehen, sie baten ihn aber so inständig, daß er sich endlich bereden ließ. Er stieg demnach mit ihnen in den Wagen, und vertrieb sich unterwegens die Zeit mit Scherzen und lustigen Erzählungen.

h) Julian hatte erfahren, daß etwas wider die Republik und seine Familie auf dem Tapet sey; wie weit es aber mit der Verschwörung gekommen, wußte er nicht.

lungen. Franz that, als ob er ihn umarmte, und fühlte, ob er etwan einen Panzer unter dem Hemde habe; jener fuhr indeß immer mit Scherzen fort, mit einer bewundernswürdigen Heiterkeit des Geistes, in einem Zustande, wo er äußerst unruhig hätte seyn sollen. Sie langten endlich alle drey in der Kirche an, als man eben das Evangelium verlesen hatte.

Die Verschwornen waren für Freuden außer sich, da sie ihr Schlachtopfer ankommen sahen. Der entscheidende Augenblick war endlich da, und die vier Mörder griffen nach den kleinen Dolchen, die sie unter den Kleidern verborgen hatten. Bandini, der entschloßner als die andern war, fiel den Julian zuerst an, und durchbohrte ihn die Brust. Der junge Medicis fiel zu Boden, und Franz, der ihn noch nicht für tod hielt, gab ihm noch verschiedene Stiche mit solcher Wuth, daß, da er seinen Dolch zurück ziehen wollte, er sich selbst am Beine tief verwundete. Novi, der dem Julian stets sehr ergeben gewesen war, zog den Degen, um seinen Freund zu rächen; aber Bandini setzte sich zur Wehr, und streckte mit einem einzigen Stoße seinen Feind tod zu seinen Füßen hin.

Auf der andern Seite war der Erfolg sehr von diesem unterschieden. Anton von Volaterra, der sich in dem Augenblicke, da er seinen Auftrag ausführen sollte, vom Schrecken übermannet sahe, war durch die Vorstellung seines Verbrechens gleichsam blind gemacht, und anstatt den Dolch dem Lorenz durch die Brust zu stoßen,

sen, fuhr er ihm mit demselben beym Gesichte vorbey, ohne ihn zu verwunden. Der Priester Stephan zeigte noch weniger Herzhaftigkeit, aber weit mehr Unvorsichtigkeit. Er rief, ehe er den Stoß that: Halt, Verräther! Ueber diesem Geschrey machte der ältere Medicis eine Seitenbewegung, welche die Maaßregeln der Mörder vereitelte. Der Dolch, anstatt ihm durch den Rücken in den Magen zu gehen, streifte auf die Schulter, und verwundete ihn nur ein wenig am Halse.

Lorenz, der hitzig und geschickt war, sprang sogleich auf, zog den Degen, und hielt alle Stöße ab, die man ihm ferner beybringen wollte. Alle, die um ihn waren, standen ihm bey, und halfen ihm, daß er sich in die Sacristey retten konnte, in welcher er sich mit zween oder dreyen seiner Freunde einsperrte. Es wäre ihm sonst eben wie seinem Bruder ergangen; denn Bandini eilte herbey, um auch noch diesen aufzuopfern, der das Glück gehabt hatte, den Dolchen der Mörder zu entgehen. Man kann den schrecklichen Tumult, der sich darüber in der Kirche erhob, weder beschreiben, noch sich vorstellen. Man sahe überall nichts als bloße Degen. Einige drängten sich herzu, um zu wissen, was vorgegangen wäre; andere, welche die Flucht nahmen, rissen einander unter den Thoren der Kirche um, und da immer einer über den andern fiel, wurden eine Menge Personen erdrückt oder erstickt. Die Weiber erhoben ein entsetzliches Geschrey, und machten dadurch das Schrecken noch ärger. Kurz, man

hat

hat nie ein abscheulicher Schauspiel gesehen. Anton von Volaterra und der Priester Stephan suchten sich unter dem Gedränge zu verbergen, sie wurden aber mit tausend Stichen hingerichtet, und ihre Körper der Wuth des Pöbels überlassen, der sie in Stücken zerriß, und stückweise in der Stadt herum schleppte. Der Cardinal nahm seine Zuflucht zum Altare, wo alle Priester dicht um ihn herum traten, und ihm doch kaum das Leben retten konnten; denn die Anhänger des medicäischen Hauses wollten ihn, als einem Theilhaber einer so abscheulichen Verschwörung, mit Gewalt ermorden.

Bandini, mit dem blutigen Dolche in der Hand, und mit von Wuth entflammten Augen, drängte sich durch den Haufen, der ihm Platz machte, ohne daß sich iemand an seiner Person vergriff. Er verließ sogleich Florenz, flohe nach Venedig und von da nach der Türkey.

Franz Pazzi, ob er gleich verwundet war, half sich dennoch auch mit dem Degen in der Hand durch, und versuchte, um das Volk zum Aufruhr zu bewegen, zu Pferde zu steigen; seine Wunde aber ließ es nicht zu. Er legte sich demnach zu Bette, und wartete auf den Erfolg, den die Bemühungen des Jacob Pazzi und des Grafen von Montseca haben würden, welche mit einigen Truppen in der Stadt herum schweiften, um die Einwohner von Florenz aufzuwiegeln; sie konnten aber nichts ausrichten.

Während dem, daß ein so trauriger Auftritt in der Kirche gespielt ward, nahm Salviati,

der Erzbischof von Pisa, dem die Verschwornen aufgetragen hatten, sich vom Gouvernementshause Meister zu machen, noch drey von den Verschwornen zu sich, und begab sich, von mehr als hundert wohlbewaffneten Perusinern begleitet, aufs Rathhaus, unter dem Vorwande, dem Rathe eine wichtige Sache von Seiten des Pabstes bekannt zu machen. Der Gonfalonier, Cäsar Petrucci, ließ ihn nebst zwey oder drey andern in den Saal führen. Einige von den Verschwornen blieben im Vorsaale, und die Perusiner, die sich heimlich in den untersten Saal geschlichen hatten, sperreten sich wider ihren Willen ein, weil die Schlösser der Thüren so gemacht waren, daß sie weder von innen noch von außen anders, als mit den Schlüsseln, aufgemacht werden konnten.

Der Erzbischof wollte von seiner vorgegebenen Sache reden; aber es mag ihn nun entweder ein geschwindes Nachdenken über die Verwegenheit seines Unternehmens erschreckt, oder ihm an Standhaftigkeit und Muth zur Ausführung seines Projects gefehlt haben, er redete so verzagt, so unterbrochen und mit so wenig Ueberlegung, daß der Gonfalier, der einigen Verdacht deswegen schöpfete, von seinem Platze aufstand, den Saal schleunig verließ, und zu den Waffen rief. Von den Verschwornen, die er im Vorsaale fand, faßte er selbst einen bey den Haaren, und ließ sie alle in Verhaft nehmen; er begab sich hierauf wieder an seinen vorigen Ort, als in eben dem Augenblick das Gerücht der Verschwörung sich durch die ganze Stadt verbreitete. Die Leute, die den Sal-

viati

viati begleitet hatten, wurden alle nieder gemacht und zum Fenster hinaus geworfen; den Erzbischof ließ er ohne weitere Untersuchung im Saale selbst aufhenken.

Die Perusiner, die endlich die Thüren durchbrochen hatten, machten sich Meister von dem untersten Stockwerke des Pallasts, und belagerten die Rathspersonen, die sich im obersten verschanzten und verrammelten. Jacob de Pazzi und der Graf von Montseca liefen indeß immer noch auf den Straßen, mit ohngefähr hundert Mann Soldaten herum, und riefen dem Volke Freyheit entgegen; es antwortete ihnen aber niemand darauf. Jacob, der es nun ferner nicht für möglich hielt, einen Aufstand zu erregen, und beym Kopfe genommen zu werden befürchtete, stand von seinem Vorhaben ab, wandte sich mit seinem Pferde nach dem Thore, und flüchtete nach Romanien. Montseca, der es nicht für nöthig hielt, die Flucht zu ergreiffen, ward kurz darauf arretirt.

Florenz erschallete überall von Lobessprüchen, die man den Medicis gab, und von Verwünschungen gegen die Feinde ihres Hauses. Lorenz ward wie im Triumph nach seiner Wohnung geführt, da man indeß die blutigen Leichname der Verschwornen auf den Gassen herum schleppte, oder ihre Köpfe auf Lanzen oder Degen gesteckt einher trug. Man umringte alle Häuser der Pazzi, und sie wurden mit einer unglaublichen Geschwindigkeit geplündert und niedergerissen. Franz ward unter einer starken Bedeckung von Soldaten

nach dem Rathhause geführt. Man sahe keine Veränderung auf seinem Gesichte, ob ihm gleich allerley Beschimpfungen unterwegens wiederfuhren. Er that weiter nichts, als daß er die, die ihn führten, mit starren und trotzigen Augen ansahe. Mehr die Wuth als die Reue zwang ihm einige Seufzer ab. Nachdem man ihm noch allerhand Schimpf und Schande angethan, ward er neben dem Erzbischofe aufgehangen, und endlich warf man ihre Körper zum Fenster hinaus, um dem Volke zum Muthwillen zu dienen.

Dem Grafen von Montseca ward der Kopf abgeschlagen, und der Cardinal Riario erhielt das Leben nur aus besonderer Achtung, welche Lorenz gegen den Pabst beweisen wollte. Alle Pazzi wurden für Feinde des Staats erklärt. Jacob, den man in den Alpen aufgefangen hatte, ward nach Florenz gebracht, erdrosselt, auf den Gassen herum geschleppt, und endlich in den Arno geworfen. Man erstreckte die Strafe sogar bis auf einige seiner Verwandten, die doch keinen Theil an der Verschwörung gehabt hatten. Wilhelm de Pazzi i), der Schwager des Lorenz von Medicis, ward verbannt. Bandini, der in die Türkey geflüchtet war, fand daselbst die gesuchte Sicherheit auch nicht. Der Sultan, der

i) Er hatte eine Schwester der Medicis geheyrathet. Man wollte ihm das Leben nehmen, ob er gleich nichts verbrochen hatte; seine Gemahlinn rettete ihm das Leben.

der ihn zu sich hatte rufen lassen, fragte ihn, ob er ein Christ sey. Ja, ich bin ein Christ, antwortete der Florentiner. Glaubest du, fragte der türkische Kaiser weiter, daß dein Gott auf dem Altare bey dem Opfer, das du gestöhrt hast, gegenwärtig war? Ja, ich glaube es, erwiederte Bandini. Du glaubst es, Bösewicht, fuhr der Sultan fort, und hast vor den Augen deines Gottes einen Menschen ermordet, den du zuvor umarmtest, und verlangst, daß ich dir Sicherheit in meinen Staaten geben soll? Ich würde den Himmel beleidigen, wenn ich dich gegen die Gerechtigkeit, die dich verfolgt, in Schutz nähme. Begieb dich weg von hier! gehe, empfange die Strafen deines Verbrechens. Ich erlaube, daß man dich selbst zu den Füßen meines Throns arretire. Mit diesen Worten jagte er ihn von sich. Die Gesandten des Lorenz bey der Pforte nahmen ihn sodann in Verhaft, und führten ihn nach Florenz, um sein Verbrechen zu büßen.

Die Verschwörung der Pazzi befestigte die Macht der Medicis noch mehr. Es mußte nothwendig den Lorenz sehr schmeicheln, alle seine Landesleute Haufenweise kommen zu sehen, um ihm ihre Güter und selbst ihr Leben gegen alle die anzubieten, die sich an seiner Person vergreifen würden. Die Republik gab ihm eine Leibwache, und von der Zeit an lebte er mit den Florentinern so, wie ein Prinz mit seinen Unterthanen. Er stellte Truppen denen entgegen, die der Pabst und der König von Neapel nach Florenz geschickt, und

die

die sich schon wieder zurück gezogen hatten, da sie erfuhren, daß die Verschwörung sehr schlecht von statten gegangen sey. So bald er die Ruhe in der Stadt wieder hergestellt hatte, suchte er die unglückliche Camilla zu trösten, welche über den Tod ihres Gemahls außerordentlich betrübt war. Es kostete viel Mühe, ihren Schmerz zu lindern; endlich aber ward sie ruhiger, und nach einigen Monaten brachte diese junge Wittwe einen Sohn zur Welt, welcher von einer geistlichen Würde zur andern stieg, bis er unter dem Nahmen Clemens VII, auf den päbstlichen Stuhl erhoben ward.

Verschwörung des Fiesque wider die Doria, im Jahre 1548.

Zu der Zeit, da Carl V und Franz I einander bekriegten, und ganz Italien verheerten, hielt Andreas Doria, der aus einem der berühmtesten Häuser von Genua abstammte, und der größte Seeheld seiner Zeit war, die Parthey der Franzosen, und half ihren Ruhm und ihr Glück vertheidigen. Seine hohe Geburt, seine wichtigen a) Bedienungen, seine glücklichen Unternehmungen hatten ihm zu erhabene Gedanken eingeflößt, als daß er sich ie hätte entschließen sollen, von iemand anders als von dem Monarchen abzuhängen, in dessen Dienste er getreten war. Mehr war nicht nöthig, um ihn den Ministern verhaßt zu machen, welche die unanständigsten Kunstgriffe brauchten, um ihn beym Könige in Ungnade zu bringen. Man setzte diesen erlauchten Genueser in die Nothwendigkeit, sich zu beklagen, damit er durch seine Klagen beschwerlich und ungestüm würde. Man brachte es auch bey dem Monarchen so weit, daß er ihn für einen eigennützigen Mann und für einen harten Kopf hielt.

Doria,

a) Doria war General der französischen Galeeren.

Doria, der über diese Begegnung aufgebracht ward, verließ die französische Parthey, wandte sich an Carln V, nahm die Bedienungen an, die ihm der Kaiser anbot, brachte die Republik Genua unter den Schutz der spanischen Krone, und schnitt Franzen I alle Mittel ab, sich in Italien zu behaupten. Kaum waren die Franzosen aus Genua verjagt, als man den Nahmen Doria auf allen Gassen rufen hörte. Dieser alte Staatskluge ließ die Hitze seiner Landesleute nicht erkalten. Er ließ den Adel zusammen kommen, gab ihm die Regierung in die Hände, und betheuerte, daß er keinen andern Theil daran nehmen wolle, als den er mit allen Genuesern gemein hätte. Nachdem er der Republik eine neue Gestalt gegeben hatte, erklärte er, daß er nun weiter auf nichts bedacht sey, als die Annehmlichkeiten der Ruhe zu genießen. Seine Mitbürger richteten ihm aus Erkenntlichkeit eine Bildsäule auf, mit der Aufschrift: **Dem Vater des Vaterlandes, und Wiederhersteller der Freyheit.**

Einige haben geglaubt, daß Andreas Doria unter dieser anscheinenden Bescheidenheit große Absichten verborgen, und nur auf günstige Umstände gewartet habe, um sie ausbrechen zu lassen. Sein Alter würde die Sorge, die man wegen seiner herrschsüchtigen Projecte hatte, in etwas vermindert haben, wenn man nicht an seinem an Kindesstatt angenommenen Vetter, dem Jannetin Doria, gleiche Eigenschaften entdecket hätte. Es war dieses ein eitler, hochmüthiger und

und unverschämter Mensch. Sein natürlicher Stolz ward nicht wenig durch die Anwartschaft vermehrt, die er auf die Aemter und Würden seines Vaters hatte. Er zeigte durch seine Art zu leben deutlich genung, daß er an der Gleichheit, welche unter Bürgern einer Republik herrschen soll, keinen großen Geschmack habe. Die außerordentliche Erhebung seiner Familie, die Pracht und der Stolz, welche alle seine Handlungen begleiteten, der Vorzug, den er sich vor allen Adelichen gab, brachten eine Verschwörung aufs Tapet, welche eben so traurig für ihren Urheber, als für denjenigen war, welcher die Gelegenheit dazu gab.

Johann Ludewig von Fiesque, Graf von Lavagne, der aus einem der ältesten und berühmtesten Häuser zu Genua abstammte, sahe die Sclaverey seines Vaterlandes nicht anders, als mit großer Betrübniß an. Dieser junge Herr war herrschsüchtig, kühn, unternehmend, ehrbegierig, und fähig, die größten Projecte nicht nur zu entwerfen, sondern auch auszuführen. Bey diesen Eigenschaften eines Helden fehlte es ihm gar nicht an solchen, die man an einem Bürger bewundert. Er war stets sich gleich, offenherzig, gefällig und munter. Er bewies allen Menschen Höflichkeit, doch nach dem Unterschiede der Verdienste und des Standes. Er trieb die Pracht bis zur Verschwendung; seine Tafel stand allen ehrbaren Leuten offen; er half seinen Freunden gern, wenn sie seiner Hülfe bedurften, und wußte die Armen so durch Geschenke, wie die Reichen

durch Schmeicheleyen zu gewinnen. Unter allen Lastern verabscheuete er am meisten den Hochmuth. Er hielt sein Wort getreulich, und sein Eifer zu dienen ließ niemals nach. Was aber so vielen guten Eigenschaften noch einen besondern Glanz gab, das war seine gute Person, und daß er alle seine Handlungen mit einer gewissen edlen und großen Art zu begleiten wußte, welche von einer vornehmen Geburt zeugte, und ihm iedermanns Zuneigung und Hochachtung zuzog.

Da dieser junge b) Herr sich nicht Rechnung machen durfte, eine glänzende Rolle in der Republik zu spielen, so lange die Doria am Ruder saßen, so faßte er den Entschluß, zween Männer zu stürzen, die sich allemal seiner Erhebung widersetzt haben würden. Er ward durch verschiedene Personen zu diesem Vorsatze verleitet, welche bey einer allgemeinen Empörung ihren Vortheil zu finden hofften; besonders thaten ihm die Franzosen mächtige Anerbietungen. Man glaubte sogar, daß der Pabst Paul III, welcher den Andreas Doria haßte, und den Kaiser nicht gern so mächtig in Italien sahe, die herrschsüchtigen Anschläge des jungen Genuesers sorgfältig unterstützt habe. Dieser that auch eine Reise nach Rom, und hatte eine Unterredung mit dem Cardinal Augustin c) Trivulce, welcher ihm sehr

b) Er war damals erst zwey und zwanzig Jahre alt. Jannetin Doria war acht und zwanzig.

c) Der Cardinal war Protector von Frankreich am römischen Hofe.

sehr künstlich alles vorstellte, was die Eifersucht wider die Doria, und besonders wider den Jannetin, rege machen konnte. Er stellte ihm vor, wie unerträglich es einem herzhaften Manne sey, in einer Republik zu leben, wo er kein rechtmäßiges Mittel finden kann, sich in die Höhe zu bringen, und wo die Verdienste den berühmten Mann vom gemeinen Manne fast gar nicht unterscheiden.

Als der Cardinal den Johann Ludewig in seinen Absichten wohl befestigt hatte, bot er ihm von Seiten Frankreichs allen möglichen Beystand an, und setzte diesem ohnedem schon wankenden Geiste so heftig zu, daß der Graf endlich den Vorschlag mit Freuden annahm, da man ihm das Commando von sechs Galeeren, von zweyhundert Mann Besatzung in Monbio, von einer Compagnie Gensd'armes und zwölf tausend Thaler Pension anbot.

Die Unverschämtheit des Jannetin ward von Tag zu Tage größer. Er verachtete überhaupt alle Menschen, und begegnete besonders dem Grafen von Fiesque so stolz, daß dieser letztere sein Projectt sich zu heben und zu rächen, nicht weit mehr hinaus verschob. Doch wollte er vorher noch einige Freunde zu Rathe ziehen. Er ließ drey von denselben zu sich kommen, auf deren Treue er sich verlassen konnte. Nachdem er ihnen erst überhaupt den Entschluß bekannt gemacht hatte, daß er die gegenwärtige Regierung der Republik nicht länger dulden wolle, so bat er sie, ihm ihre Meynung darüber zu sagen. Vin-

cenz Calcagno de Varese, ein eifriger Anhänger des Hauses Fiesque, ein Mensch von Ueberlegung, aber dabey furchtsam, redete mit der Freyheit, die ihm seine geleisteten Dienste gewährten, und hielt an den Grafen folgende Rede: „Ich würde Ihrem Vorhaben Beyfall „geben, wenn Sie im Stande wären, es auszu„führen. Die großen Projecte aber, die Sie „machen, erfodern einen Mann von größerm „Rufe, als Sie in Ihrem Alter haben können; „es gehören Armeen dazu, die einer der größten „Könige d) auf Erden nicht auf die Beine hat „bringen können. Glauben Sie wohl Leute zu „finden, die sich in ein so gefährliches, und in „Ansehung des Ausganges so ungewisses Unter„nehmen werden einlassen wollen? Rechnen Sie „vielleicht auf die große Anzahl Ihrer Freunde? „Aber Sie müssen wissen, daß die Menschen „blos aus Eigennuß handeln. Die meisten von „denen, die Sie lieben, lieben sich noch tausend„mal mehr, und fürchten ihr eigenes Unglück „weit mehr, als sie Ihr Glück wünschen. Von „wem erwarten Sie Hülfe? Von den Franzosen? „Diese müssen sich ietzt in ihrem eigenen Lande „gegen die Waffen des Reichs und Spaniens „vertheidigen. Die Genueser können zwar zu „Ihrem Besten etwas thun: aber sind Sie versi„chert, daß sie ihre Ruhe, ihr Glück und ihr „Leben zu Ihrem Vortheile aufopfern werden? „Sehen Sie nicht, daß alle Ihre Mitbürger in „einer

d) Franz I, König in Frankreich.

„einer tiefen Schlafsucht begraben liegen, und „daß die tapfersten es für keine Schande halten, „der Macht derer Doria zu weichen? Schicken „Sie Sich in die Zeit, und suchen Sie keine „Hülfsmittel, da man keine andern als gefährli„che finden kann. Erwarten Sie dieselben von „der Vorsehung, welche das Schicksal der Staa„ten ordnet, wie es ihr gefällt, und diese Repu„blik gewiß nicht verlassen wird. Warum wol„len Sie nicht die Vorzüge, die Ihnen Ihre „Geburt giebt, in Ruhe genießen? Wenn Sie „nach Ruhme begierig sind, so geben Ihnen die „auswärtigen Länder Gelegenheit genung an die „Hand, Ihre Tapferkeit zu zeigen. Setzen Sie „das große Glück, das Sie genießen, und wo„mit ein ieder anderer gern zufrieden seyn würde, „nicht den Folgen einer strafbaren Unternehmung „aus. Wenn Sie einen Aufstand wider die „Doria erregen, so geben Sie ihnen Gelegen„heit, die Trophäen ihres Ruhms und ihrer Grö„ße auf Ihren eigenen Ruinen zu erbauen. Doch „ich will auf einen Augenblick annehmen, daß „Ihr Project glücklich ausgeführet werde. Stel„len Sie Sich die ganze Familie der Doria er„mordet, alle ihre Anhänger in Ketten und Ban„den, Ihre eigenen Feinde bestürzt und zitternd, „Genua der Wuth Ihrer Soldaten überlassen, „vor; belustigen Sie Sich im voraus an diesen „traurigen Gegenständen, und preisen Sie Ihr „eigenes Werk. Was wollen Sie aber in einer „verwüsteten Stadt, die Sie mehr für einen neu„en Tyrannen, als für ihren Befreyer ansehen

„wird, anfangen? Auf was wollen Sie Ihre
„künftige Gewalt gründen? Können Sie auf ei-
„nen unbeständigen und eigensinnigen Pöbel rech-
„nen, welcher den Augenblick, da er Sie die
„Krone aufs Haupt setzen sieht, schon auf Mit-
„tel denkt, Sie wieder herab zu werfen? Denn
„der Pöbel kann sich weder in die Freyheit finden,
„noch lange einerley Herrn vertragen. Wenn
„Sie die Republik in fremde Hände spielen; wenn
„Genua selbst auf Ihr Anstiften die Thore einer
„fremden Macht eröffnet, so wird dasselbe den-
„noch, bey der ersten harten Begegnung, die ihm
„wiederfährt, Sie als den Verräther seines Lan-
„des, und den Mörder seiner Einwohner anse-
„hen. Und fürchten Sie außerdem nicht, daß
„selbst diejenigen, die iezt so sehr für Sie einge-
„nommen scheinen, die ersten seyn werden, die
„sich wider Sie erklären, so bald sie Ihnen unter-
„thänig seyn müssen? Da Sie auch Ihre Gunst
„nicht allen, die Ihnen Dienste geleistet haben
„werden, in gleichem Maaße mittheilen können,
„so werden diejenigen, die sich nicht für genugsam
„belohnt halten, Ihre gefährlichsten Feinde werden.

„Ich weis, daß die Begierde, sich empor zu
„schwingen, bey Personen von Ihrem Stande, von
„Ihrem Alter und Verdienste viel vermag, und daß
„sie Ihnen bey dieser gegenwärtigen Gelegenheit
„lauter prächtige und glänzende Bilder des Ruhms
„und der Hoheit vorstellt: aber zu eben der Zeit, da
„Ihnen Ihre Einbildungskraft alles vorlegt, wa
„berühmte Männer macht, müssen Sie auch Ihr
„Urtheilskraft die Vorstellung erlauben, daß e

Mitte

„Mittel sind, wodurch man auch sehr unglücklich „werden, und gewisse Güter verliehren kann, wäh„rend daß man ungewissen Hoffnungen nachläuft. „Bedenken Sie, daß, wenn der rechte Gebrauch der „Ambition große Tugenden hervor bringt, der „Mißbrauch derselben auch große Laster hervor „bringe. Erinnern Sie Sich, daß sie es sey, „die ehemals so viel Gift gemischt, so viel Dolche „wider die Tyrannen geschliffen hat, und daß sie „es ebenfalls sey, welche iezt Sie treibt, der Ca„tilina der Genueser zu werden.

„Wenn auch der Eifer für das gemeine Be„ste Sie triebe, die Waffen zu ergreifen, so dür„fen Sie Sich doch nicht schmeicheln, daß man „Ihr Unternehmen einem so edlen Bewegungs„grunde zuschreiben werde. Die Menschen, die „nur nach dem Scheine urtheilen, legen die un„schuldigsten Handlungen selten gut aus. Bey „Ihrer Unternehmung ist es nicht möglich, etwas „anderes vor Augen zu haben, als Mord, Plün„derung und Abscheulichkeiten, welche die beste „Absicht von der Welt nicht rechtfertigen kann. „Lernen Sie demnach, Ihre Ambition im Zaume „zu halten; erinnern Sie Sich, daß das die un„schuldigste sey, die blos ihre Pflicht zum Zweck „hat. Es hat genung Eroberer gegeben, welche „Staaten verwüstet, und Thronen umgestürzt „haben, ohne jenen erhabenen Muth zu besitzen, „welcher Hoheit und Niedrigkeit, Glück und Un„glück, Vergnügen und Verdruß, Leben und „Tod mit gleichgültigen Augen anzusehen weis. “Diese Art des Muths ist es indeß, welche den

„großen Mann macht, und ihn, so zu sagen, über „die Menschheit erhebt. So ist die Ambition „beschaffen, die Sie haben sollten. Die, wovon „Ihr Herz anietzt voll ist, dient weiter zu nichts, „als Sie des größten Verbrechens schuldig zu „machen. Ergreifen Sie demnach die andere „aus Klugheit und Großmuth, da sie nützlicher, „rühmlicher und weniger gefährlich ist.„

Der Graf von Fiesque ward durch diese Rede sehr erschüttert, weil ihm die Gründe derselben wichtig schienen, und er stets viel Vertrauen auf den setzte, welcher geredet hatte. Verrina, ein Mann von großem Geiste, unruhig, zu großen Dingen geneigt, ein heftiger Feind der gegenwärtigen Regierung, und dem Johann Ludewig aus Neigung sehr ergeben, nahm hierauf das Wort, und antwortete folgender Gestalt auf die Rede des Calcagno.

„Die Tyranney ist das größte Uebel, das in „einer Republik entstehen kann. Die unsrige „befindet sich in einem Zustande, der denen Krank„heiten ähnlich, die, der großen Schwachheit un„geachtet, die sie verursachen, dennoch ein hefti„ges Verlangen nach der Genesung erregen. Ih„nen kömmt es zu, Graf, die Wünsche eines „ganzen Volks zu erfüllen, welches unter der Un„gerechtigkeit der Doria seufzt, und der ver„nünftigsten Parthey des Adels beyzustehen, wel„che im Geheim das allgemeine Unglück des Va„terlandes beweint. Man sage mir nichts von „Ihrer Jugend, als einem Hindernisse des glückli„chen Erfolgs einer so rühmlichen Unternehmung.

„Sie

„Sie sind in einem Alter, wo die Hitze des Bluts, „welche die edelsten Bewegungen des Muths her„vor bringt, nichts als große Dinge einflößt. „Man hat bey außerordentlichen Dingen stets „mehr Feuer und Kühnheit, als frostige Ueber„legungen einer furchtsamen Klugheit nöthig, „welche überall nur Schwierigkeiten und Gefah„ren sieht. Die schönen Eigenschaften, womit „uns die Natur begabt hat, müssen nicht je„nen schwachen und matten Lichtern ähnlich seyn, „die nur ein wenig Glanz aber keine Wärme ha„ben. Es ist Zeit, daß Sie Ihren Muth zur „Ausführung Ihrer edlen Absichten anwenden. „Diese stolzen Unterdrücker der allgemeinen Frey„heit mögen Sie einmal kennen lernen, und Ge„nua soll in Ihnen den Rächer der Verbrechen, „die Freystadt der Unglücklichen, den Bundes„genossen großer Könige und den Schiedsrichter „Italiens bewundern. Sollten Sie wohl vor „den fürchterlichen Nahmen, Rebelle, Aufrüh„rer, Verräther, erschrecken? Alle diese schimpf„lichen Benennungen, die der Wahn erfunden „hat, um gemeine Seelen zu schrecken, bringen „dem keine Schande, der sie durch große Thaten, „die einen glücklichen Ausgang gehabt, verdient „hat. Bedenklichkeit und Hoheit haben sich zu „allen Zeiten nicht mit einander vertragen, und „jene schwachen Lehren einer gemeinen Klugheit, „sind besser in einer Schule niedriger Leute, als „unter den Vornehmen und Großen, zu lehren. „Jeder Stand des Lebens hat seine eigenthümli„chen Tugenden. Die Geringen muß man nach

„ihrer Bescheidenheit, und die Großen nach ihrer „Ambition und ihrem Muthe schätzen. Ein elen„der Seeräuber, der kleine Kähne zu den Zeiten „des Alexanders wegnahm, ward für infam ge„halten, und dieser große Eroberer, welcher ganze „Reiche stahl, wird noch ietzt als ein Held ver„ehrt. Indem man den Catilina als einen Ver„räther verdammt, spricht man zugleich vom Ca„tilina, als von dem größten Manne, der ie auf „Erden gewesen. Kurz, ich dürfte Ihnen nur alle „ietzt regierende Prinze vorstellen, und Sie fra„gen, ob die, von denen Sie die Krone haben, „nicht alle Usurpateurs gewesen?

„Wenn Ihre Zärtlichkeit sich nicht mit die„sen Grundsätzen verträgt; wenn die Liebe zum „Vaterlande in Ihrem Herzen stärker ist, als die „Liebe zum Ruhme; wenn Sie noch einige Ach„tung für das sterbende Ansehen der Republik „haben, so wollen wir sehen, wie viel Ehre Sie „davon haben werden, da Ihre Feinde dieselbe „verachten, und ob es ein Vortheil für Sie sey, „wenn Sie Sich der Gefahr aussetzen, ihr Sclav zu „werden. Wenn diese Republik, die fast nichts „mehr davon als den Nahmen hat, ihr Ansehen, „so schwach dasselbe auch ist, in dem Zustande, „worinne wir sie ietzt sehen, erhalten könnte, so ge„stehe ich, daß wir einige Gründe hätten, unser Un„glück mit Geduld zu ertragen; aber nun, da man „der Tyranney nicht anders widerstehen kann, als „wenn wir eine rechtmäßige Monarchie einführen, „was sollen wir bey dergleichen Umständen thun? „Sollen wir unsern Hals den Mördern darstre-

„cken, die mit dem Untergange der allgemeinen „Freyheit zugleich den unsrigen suchen? Soll ein „Graf von Fiesque einen Jannetin Doria ru„hig auf den Thron steigen sehen? Gestatten Sie „nicht, daß man uns ein Glück raube, das wir „von Ihnen allein erwarten. Wenn Sie außer„dem den Vorwurf befürchten, daß Sie mehr auf „Ihren eigenen Nutzen als den Nutzen des Va„terlandes gesehen hätten, wer wird Sie hindern, „unserer Republik die Freyheit zu geben, die Sie „ihr erworben haben? Sie werden alsdann das „deutlichste Zeugniß geben, wie Sie das glänzend„ste Glück verachten, wenn es sich mit der Ehre „nicht verträgt.

„Das einzige, was ich Ihnen noch vorzustel„len habe, ist, daß Sie Sich nicht der Franzosen „bedienen sollen. Die Verständnisse mit aus„wärtigen Nationen sind iederzeit äußerst verhaßt. „Frankreich hat außerdem ietzt genung für sich „selbst zu thun, und wenn Sie auch einige Unter„stützung von ihm haben könnten, so müssen Sie „doch bedenken, daß Sie bald desselben Sclav „seyn würden. Ich hoffe, daß Sie die Stärke „der Gründe, die ich Ihnen vorlege, einsehen wer„den. Es kömmt demnach auf Ihren Entschluß „an, ob Sie lieber das Opfer des Doria, oder der „Befreyer des Vaterlandes seyn wollen.„

Raphael Sacco, der dritte von denen, die zum Grafen gerufen waren, als er sahe, daß diese Rede mit den Neigungen des jungen Grafen übereinstimmte, sagte weiter nichts, als daß man, wenn diese Verschwörung wirklich beschlossen wür-

de, zu den Franzosen Zuflucht nehmen müsse, weil es unmöglich seyn würde, den Waffen des Reichs, der Spanier und Italiens, welche sich alle wider die Verschwornen vereinigen würden, zu widerstehen. Verrina bestritt diese Meynung, und brachte den Grafen zu dem Entschlusse, niemanden dazu zu brauchen, als die Freunde und Diener, die seine vornehme Geburt, seine unerschöpfliche Freygebigkeit und andere gute Eigenschaften ihm erworben hatten. Es ließ es auch keiner von seinen Anhängern weder an Treue noch an Verschwiegenheit fehlen, welches in Angelegenheiten von dieser Art sonst etwas seltenes ist.

Die Seidenspinner machen zu Genua eine eigene Gesellschaft aus, die sehr zahlreich ist. Die bisherigen Kriege der Republik hatten die meisten dieser Arbeiter in sehr elende Umstände versetzt. Der Graf von Fiesque, der von ihrem Elende Nachricht erhalten hatte, bezeugte viel Mitleid gegen ihre Armuth, und ließ die, die seiner Hülfe am meisten bedurften, zu sich kommen. Er versorgte sie reichlich mit Gelde und Lebensmitteln, und bat sie, seine Wohlthaten nicht bekannt zu machen, weil er für das Vergnügen, das er in der Hülfe der Nothleidenden fände, keine Belohnung verlange. Er begleitete seine Geschenke mit den leutseligen und schmeichelnden Manieren, die ihm natürlich waren, und gewann die Herzen dieser armen Leute dergestalt, daß sie von diesem Tage an ihm ganz und gar zu Diensten waren. Wenn er mit den vornehmsten unter ihnen redete, so machte er ihnen auf eine versteckte Art ihre alte Frey-

heit

heit wieder erinnerlich, und gab ihnen zu verstehen, daß er, ob er gleich vom Adel sey, dennoch zu viel Gefühl der Menschlichkeit habe, um mit dem armen unterdrückten Volke nicht Mitleiden zu haben.

Der Graf sahe aber wohl ein, daß er zur Ausführung seines Vorhabens Soldaten haben müsse. Er begab sich demnach von Genua hinweg, unter dem Vorwande, auf seine Güter zu reisen; in der That aber wollte er sehen, was für tüchtige Leute zum Dienste er unter seinen Unterthanen habe, und sie bey Zeiten zum Soldatenleben gewöhnen. Er wollte auch zugleich Verfügung treffen, daß noch mehrere Truppen nach Genua kämen, wenn es Zeit seyn würde, und sich der Freundschaft des Herzogs von Placenza versichern, welcher ihm zweytausend Mann von seinen besten Leuten versprochen hatte. Er kaufte vier Galeeren, die er mit dem Gelde des Pabsts unterhielt. Und da er sich nothwendig vom Hafen der Republik Meister machen mußte, ließ er eine von diesen Galeeren nach Genua kommen, unter dem Vorwande, daß er sie nach der Levante schicken wollte. Der Graf ersahe zugleich die Gelegenheit, einen Trupp Soldaten in die Stadt zu bringen, die er theils an sich gezogen hatte, theils ihm von Placenza zugeschickt wurden. Einige dieser Soldaten gaben vor, daß sie zur Garnison gehörten, die andern gaben sich für Abgedankte aus, welche Dienste suchten. Der Graf von Fiesque hatte in kurzer Zeit ohngefähr zehn tausend Mann zu seinen Diensten, welche alle nicht wußten, wozu sie gebraucht werden würden.

Da

Da nun alle Anstalten auf diese Weise gemacht waren, so durfte nur noch der Augenblick der Ausführung festgesetzt werden. Man wählte dazu die Nacht vom 2ten Jenner 1547. Der Graf ließ heimlich eine große Menge Waffen in seinen Pallast tragen, und gab die Oerter an, deren man sich bemächtigen sollte. Die Soldaten mußten nach und nach sich in ein abgesondertes Gebäude des Pallasts einschleichen. Der Graf gab indeß allerhand Besuche, um sein Vorhaben desto besser zu verbergen, und gieng selbst gegen Abend in den Pallast der Doria. Er traf die Kinder des Jannetin an, nahm eins nach dem andern auf die Arme, und caressirte sie lange in Gegenwart ihres Vaters. Als er wieder nach Hause gieng, nahm er über dreyßig Edelleute unterwegens mit sich, und bat sie bey sich zum Abendessen. Er ließ hierauf alle Thüren des Hauses verschließen, doch mit dem Befehl, alle herein zu lassen, welche herein wollten, keinen einzigen aber, er sey wer er wolle, hinaus zu lassen.

Da er sahe, daß seine Gäste sehr bestürzt waren, da sie anstatt eines zubereiteten Gastmaals, nichts als Waffen, unbekannte Männer und Soldaten sahen, nahm er sie alle zusammen in einen Saal, und hielt mit einem edlen Stolz und einer getrosten Mine folgende Rede an sie.

„Wir haben keinen Augenblick zu verliehren, „wenn wir unser Leben und unsere Freyheit in „Sicherheit setzen wollen. Welchem unter euch ist „die dringende Gefahr der Republik unbekannt? „Die Doria stehen auf dem Puncte über unsere

„Geduld zu triumphiren, und ihre ungerechte Ge-
„walt auf den Ruinen dieser Republik zu erheben.
„Es ist nicht mehr Zeit, unser Elend in der Stille zu
„beweinen; wir müssen alles wagen, um uns von
„der Tyranney loszumachen. Da das Uebel hef-
„tig ist, so müssen es auch die Mittel dagegen
„seyn, und wenn die Furcht, in eine schimpfliche
„Sclaverey zu verfallen, auf eure Herzen einigen
„Eindruck macht, so müssen wir denen zuvorkom-
„men, welche uns die Fessel anlegen wollen: denn
„ich kann mir nicht vorstellen, daß ihr geneigt
„seyn solltet, die Unverschämtheit der Doria län-
„ger zu dulden. Wolltet ihr wohl Herrn gehor-
„chen, welche zufrieden seyn können, wenn sie eu-
„res Gleichen sind? Könnten wir wohl gegen un-
„ser Unglück unempfindlich seyn, wenn wir es auch
„gegen die Drangsale der Republik wären? Ein
„ieder von uns hat mehr als zu viel Ursache, sich
„zu rächen, und die Rache, die wir uns vorgesetzt
„haben, ist rechtmäßig und rühmlich, weil unsere
„Privat-Empfindlichkeit mit dem gemeinen Besten
„verknüpft ist, und weil wir unsern Vortheil nicht
„vernachläßigen können, ohne zugleich dem Va-
„terlande zu schaden. Es kömmt nur auf euch
„an, dem Staate Ruhe zu verschaffen, und, um
„glücklich zu seyn, dürft ihr nur wollen. Ich ha-
„be schon für alles gesorgt, was unserm Glücke
„hinderlich seyn könnte; ich habe euch den Weg
„zum Ruhme gebahnt, und ich bin bereit, euch
„denselben zu zeigen, wenn ihr nur geneigt seyd,
„mir zu folgen. Diese Vorbereitungen, die ihr
„hier sehet, müssen euch iezt mehr reitzen, als sie
„euch

„euch vorher bestürzt gemacht haben, und das Er-
„staunen, das ich auf euern Gesichtern bemerkt
„habe, muß sich in einen rühmlichen Entschluß
„verwandeln, die Waffen wider unsere gemein-
„schaftlichen Feinde, und zur Erhaltung unserer
„Freyheit, beherzt zu ergreifen. Alles muß euch
„zur Ausführung eines solchen Projects verbin-
„den. Es ist sicher, wegen der guten Anstalten,
„die ich gemacht habe; nützlich, wegen des Vor-
„theils, den ihr davon haben werdet; gerecht, we-
„gen der Unterdrückung, welche ihr leidet; rühm-
„lich, weil die Unternehmung wirklich groß ist.
„Ich könnte durch Briefe, die ich in den Händen
„habe, darthun, daß der Kaiser dem Andreas
„Doria die Oberherrschaft von Genua verspricht;
„daß Jannetin zu dreyenmalen Leute hat beste-
„chen wollen, die mir Gift beybringen sollten;
„daß er Befehl gegeben, mich nebst allen meinen
„Angehörigen zu ermorden, wenn sein Onkel ster-
„ben würde: ich würde aber durch die Beweise
„dieser Verrätherenen, so häßlich und schrecklich sie
„auch sind, den Abscheu nicht vermehren, den ihr
„ohnedem schon von diesen Ungeheuern habt. Es
„scheint mir, daß ich den edlen Eifer, welchen eine
„gerechte Rachbegierde einflößt, in euren Augen
„lese; ich bemerke, daß ihr ungeduldiger seyd, als
„ich selbst, euern Zorn ausbrechen zu lassen, eure
„Güter, eure Ruhe und die Ehre eurer Familien
„in Sicherheit zu setzen. Wohlan denn, meine
„geliebten Mitbürger, laßt uns den Ruhm unse-
„rer Republik, die Freyheit unsers Vaterlandes

„ret-

„retten, und an dem heutigen Tage der ganzen „Welt zeigen, daß sich in dieser Republik noch „rechtschaffene Männer finden, welche Tyrannen „zu stürzen wissen.

Es fanden sich in der ganzen Versammlung nicht mehr als zwo Personen, die mit der Verschwörung nichts zu thun haben wollten. Der Graf nöthigte sie auch nicht länger, Theil daran zu nehmen; er sperrte sie nur ein, damit sie nichts davon verrathen könnten. Hierauf begab er sich in das Zimmer seiner Gemahlinn, welche von allem, was vorgieng, nichts wußte. Eleonora Cibo, (so hieß die Gräfinn von Fiesque) war jung und schön, und liebte ihren Gemahl sehr zärtlich. Er hatte ihr bisher aus der Verschwörung ein Geheimniß gemacht: ietzt aber sagte er ihr in wenig Worten, was er thun würde. Eleonora zerfloß in Thränen, fiel ihrem Gemahl zu Füßen, und bat ihn um alles in der Welt, von einem so gefährlichen Unternehmen abzustehen. Pansa, welcher Hofmeister des Johann Ludewig gewesen war, stand der Gräfinn bey; aber Fiesque riß sich aus ihren Armen los, und sagte: „Madame, es ist nicht mehr Zeit, und in wenig Stun„den bin ich entweder tod, oder Sie werden alles „in Genua zu Ihren Füßen sehen.„ Eleonora fiel in Ohnmacht, und der Graf begab sich wieder in den Saal, um die letzten Anstalten zu treffen. Er verließ hierauf seinen Pallast, theilte seine Leute ein, und wies einem ieden seinen Posten an.

Die Verschwornen führten ihre Befehle aus, so bald das Zeichen e) gegeben war. Jannetin, der über dem Lärm erwachte, stand geschwind auf, und lief, von einem einzigen Pagen begleitet, der ihm eine Fackel vortrug, nach dem Stadtthore zu, welches man ihm öffnen sollte. Die Verschwornen aber, die ihn erkannten, stachen ihn auf der Stelle tod. Die Bedienten des Andreas Doria, die für ihren Herrn besorgt waren, brachten ihn geschwind auf ein Pferd, und er hatte das Glück, aus der Stadt zu entkommen; er begab sich auf das Schloß Masone, funfzehn Meilen von Genua. Der Graf von Fiesque, der an den wichtigsten Plätzen Wachten angestellt hatte, eilte nun nach dem Hafen. Als er hier in eine Galeere steigen wollte, der Balken aber, auf welchen er trat, zurück wich, fiel er ins Meer. Das Wasser war zwar nicht tief, da es aber viel Schlamm hatte, und der unglückliche Fiesque mit der Rüstung sehr beschwert war, konnte er sich nicht helfen, und mußte ersaufen. Die Dunkelheit der Nacht, und der allgemeine Lärm machten, daß seine Leute nichts davon gewahr wurden, so daß sie, ohne diesen Verlust zu wissen, sich Meister vom Hafen und von den Galeeren machten.

Die Verschwornen, deren Zahl sich auf zwey hundert belief, breiteten sich durch die Straßen aus, um das Volk in Aufruhr zu bringen, und riefen: Fiesque und Freyheit! Die ganze Stadt war in einer schrecklichen Bestürzung. Der Adel hätte sich gern aufs Rathhaus begeben, aber er besorg-

e) Es ward eine Canone gelößt.

besorgte, daß unterdessen die Häuser geplündert werden möchten. Der kaiserliche Gesandte wollte flüchten; man nöthigte ihn aber, sich aufs Rathhaus zu begeben, wo er einige Senatoren versammlet fand. Die tapfersten von ihnen wagten sich, von einigen Soldaten begleitet, auf die Gasse; sie stießen aber auf einige von den Verschwornen, welche sie wieder zurück trieben. Die Senatoren beschlossen endlich den Weg der Unterhandlung zu versuchen, und fertigten einige aus ihrem Mittel ab, um zu hören, was man verlangte, und was dieser Unfug zu bedeuten hätte. Da der Senat indessen den Tod des Grafen von Fiesque erfahren hatte, faßte er Muth, und befahl, daß man die Bürger, die im Stande wären, sich zu vertheidigen, zusammen nehmen solle. Die Hitze der Verschwornen fieng an sich zu legen, und viele liefen fort, da sie hörten, daß ihr Anführer tod sey. Man kündigte den Rebellen einen Generalpardon an, wenn sie die Waffen niederlegen wollten; sie nahmen ihn an, und Hieronymus von Fiesque, der Bruder des Grafen, begab sich nach Montobio. Einige der vornehmsten Verschwornen giengen nach Frankreich, allwo sie besser würden aufgenommen worden seyn, wenn ihre Sache besser gelungen wäre. Der Körper des unglücklichen Grafen von Fiesque ward nach vier Tagen gefunden, und auf Befehl des Andreas Doria in die offene See geworfen. Dieser, welcher Genua mit einer unverantwortlichen Eilfertigkeit verlassen hatte, kam wieder dahin zurück, als alles beruhigt war. Er begab sich den folgenden Tag in den Rath, und stellte mit vieler Stärke und Hitze vor,

daß man nicht schuldig sey, den mit den Rebellen geschlossenen Vertrag zu halten, und daß es der Republik sehr zum Nachtheil gereichen würde, wenn ein solches Verbrechen ungestraft bliebe.

Der Generalpardon ward demnach widerrufen. Man riß den prächtigen Pallast des Fiesque nieder, und verdammte die Brüder des Grafen, und die vornehmsten Verschwornen zum Tode. Die andern wurden mit der Verbannung belegt, und dem Hieronymus von Fiesque ward befohlen, die Festung Montobio an die Republik zu übergeben. Dieser aber hielt es nicht für nöthig, zu gehorchen. Man belagerte den Platz, und eroberte ihn nicht anders, als nach einem langen Widerstande. Dem Hieronymus, Verrina, Calcagno und Assereto wurden die Köpfe abgeschlagen, und wider den Ottoboni de Fiesque ward ein Befehl gegeben, durch welchen ihm und seinen Nachkommen, bis ins fünfte Glied, untersagt ward, sich Genua zu nähern. Ottoboni war nach Frankreich geflüchtet, um nicht mit in das Unglück seiner Familie verwickelt zu werden. Acht Jahre darnach ward er von den Spaniern gefangen genommen, welche ihn an den Andreas Doria auslieferten. Dieser, bey dem die Rachgier noch nicht erloschen war, ließ den unglücklichen Ottoboni, den blos der Nahme strafbar machte, grausamer Weise hinrichten. Der alte Doria behielt, nach diesen blutigen Auftritten, alle das Ansehen zu Genua, das ihm seine Fähigkeit, sein Muth, seine Thaten, und der Ruhm, seinem Vaterlande die Freyheit gegeben zu haben, erwarben.

Ver-

Verschwörung der Sicilianer wider die Franzosen, oder die sicilianische Vesper.

Carl von Anjou, der auf den sicilianischen Thron gestiegen war, zeigte auf demselben nicht die Talente, die nöthig sind, wenn man sich auf demselben erhalten will. Ein neuerer Geschichtschreiber a) stellt uns ihn als einen gesetzten, mäßigen, hurtigen, herzhaften, freygebigen, prachtliebenden, freymüthigen und vorsichtigen Prinzen vor; er beschreibt ihn als einen Liebhaber und Beschützer der Wissenschaften; alles Eigenschaften, die einem Prinzen zu wünschen sind, und ihm gewiß den Beynahmen des Großen, den ihm die Geschichte giebt, verdient haben würden, wenn diese glänzenden Eigenschaften nicht durch die Begierde, sich zu vergrößern, durch die Neigung zum Zorn und zur Rache, so wie durch eine in Grausamkeit ausartende Strenge, wären verdunkelt worden. Carl von Anjou, der sich besser zum Kriege als zum Frieden schickte, war fähig, Eroberungen zu machen; aber unfähig, zu regieren. Um sich seine Generale und Soldaten zu

 Freun-

a) Egli in seiner Geschichte der Könige von Sicilien.

Freunden zu machen, beschenkte er sie, und ließ ihnen allen Willen; dagegen that er gar nichts, um das Herz seiner andern Unterthanen zu gewinnen. Zusehr von seiner Macht überzeugt, und trunken von seinem Glücke, hielt er sich für unüberwindlich, bis er geschlagen war, und sicher vor dem Umsturze des Glücks, mitten in seinen Widerwärtigkeiten. Er nahm gute und böse Rathschläge durch einander an, war aber beständig unfähig, sich in dringenden Umständen zu entschließen.

Dieser Prinz konnte die zur Regierung der Staaten so nöthige Politik nicht, welche durch gelinde und sanftmüthige Wege einem Regenten Liebe und Gehorsam bey seinen Unterthanen verschafft, in die Absichten der Feinde eindringt und sie verekelt, das Verdienst und die Talente der Unterthanen so anzuwenden weiß, daß sie ihr in guten und schlimmen Umständen zur Stütze dienen. Es ward unter seiner Regierung fast alles mit Gewalt, und mit dem Degen in der Hand durchgesetzt; das übrige war ein Werk des Eigensinns. Denen Franzosen, die ihm nachgefolgt waren, ohne Vorbehalt ergeben, machte er sie zu seinen Generalen und Ministern, da sie doch mehrentheils denen Posten nicht gewachsen waren, die er ihnen auftrug, und dagegen verachtete er seine neuen Unterthanen, welche seine Feinde wurden, und Talente, die sie seinem Ruhme gewidmet haben würden, zu seinem Untergange anwendeten. Dieser Begriff, den man uns vom Könige in Sicilien giebt, bereitet den Leser zu der schrecklichen Begebenheit vor, die ich nun erzählen will.

Als

Als Carl sich auf dem Throne befestiget sahe, gieng seine Sorge dahin, wie er seine Finanzen vermehren wollte, damit er seine übermässigen Ausgaben bestreiten könne. Er führte die außerordentlichen Steuern wieder ein, womit die Sicilianer unter den vorigen Regierungen beschwert gewesen waren. Es wurden neue Aemter gemacht, und die Personen, die damit versorgt wurden, beschwerten das Volk mit ihrer Härte und mit ihrem Geitze.

Carl hörte nur diese unwürdigen Schmeichler, welche die Herzen der Könige durch die abscheulichsten Rathschläge vergiften, und ihnen den Weg zur Tyranney bahnen, um sich bey ihnen einzuschleichen. Der neue König konnte nichts von den Klagen der Unterdrückten vernehmen, da er niemanden vor sich ließ, oder wenn ihm ja etwas davon zu Ohren kam, so schien es doch keinen Eindruck bey ihm zu machen. Der Pabst Clemens IV tadelte mehr als einmal diese Aufführung an ihm. „Wenn „Sie sich vor Ihren Unterthanen verbergen, schrieb „er ihm, indem Sie keinen vor sich lassen; wenn „Sie ihnen nicht mit jener Leutseligkeit, welche die „Herzen so leicht gewinnt, den Zutritt gestatten, „und ihnen doch Gesetze geben wollen, so müssen „Sie gewiß den bloßen Degen stets in der Hand „haben. Wie traurig aber ist das Leben eines „Regenten, wenn er den Unterthanen stets ver„dächtig ist, und immer gegen ihre Unternehmun„gen auf der Hut seyn muß!„

Diese klugen Vorstellungen aber blieben ohne Wirkung. Das Uebel ward immer ärger, und die Gemüther fiengen nach und nach an aufrührisch

zu werden. Die Sicilianer hofften eine Erleichterung, wenn sie einen andern Herrn bekämen, und wollten die Krone dem jungen Conradin aufsetzen. Es war dieser ein Sohn Conrads b,) welcher im J. 1254 starb, nachdem er beynahe vier Jahr über Sicilien geherrscht hatte. Die Uneinigkeiten dieser Fürsten mit den Päbsten zog den Untergang ihres Hauses nach sich. Conradin war nicht älter als zwey Jahr, da sein Vater starb. Da er nun damals nicht im Stande war, von einer Krone Besitz zu nehmen, über welche sich die Päbste das Recht zueigneten: so ergriff Manfred, der natürliche Sohn des Kaisers Friedrichs II, die Waffen für seinen Nefen, eroberte beyde Sicilien, und ließ sich selbst zu Palermo den 1. Aug. 1258 krönen. Urban IV, der den Manfred als einen Usurpator ansahe, legte ihm öffentlich eine Menge Verbrechen zur Last, und erklärte den Grafen von Anjou, mit Einwilligung beyder Königreiche, zum Könige von Sicilien, mit der Bedingung, daß er in Person kommen, die Kirche von dem Tyrannen befreyen, und ihn aus Sicilien jagen sollte. Der französische Prinz ließ sich diesen Antrag gefallen, und kam und nahm Besitz von der Krone unter dem Pontificat Clementis IV. Man predigte einen Kreuzzug wider Manfreden, welcher,

b) Conrad war aus dem schwäbischen Hause, ein Sohn des Kaisers Friedrich II, der vom Pabst Honorius III in den Bann gethan ward. Friedrich war der erste König in Sicilien, der seinen Titeln den Titel eines Königs von Jerusalem beyfügte.

cher, da er die Bannstrahlen der römischen Kirche verachtete, sich als ein furchtbarer Nebenbuhler zu vertheidigen suchte. Es ward zwischen den beyden Partheyen ein Treffen geliefert; die Truppen des Manfred wurden geschlagen, und ihn selbst fand man nach zween Tagen tod auf dem Wahlplatze. Einige Geschichtschreiber mahlen den Manfred mit den heßlichsten Farben ab; es ist aber gewiß, daß er werth war, zu regieren, und daß man ihm kein ander Verbrechen vorwerfen kann, als die ungerechte Eroberung seines Reichs.

Aus dieser kurzen Erzählung sieht man, was Conradin für Ansprüche auf die Krone hatte. Als die Sicilianer die Augen auf ihn warfen, um ihn auf den Thron seiner Vorfahren zu setzen, war dieser Prinz ohngefähr sechzehn Jahr alt, und lebte am Hofe seines Onkels mütterlicher Seite, Ottonis, Herzogs zu Bayern. Einige von den Anhängern Manfreds, welche aus Sicilien verjagt waren, giengen nach Deutschland, und berichteten Conradinen, daß es Zeit sey, seine Ansprüche geltend zu machen. Die meisten italienischen Städte boten ihm ihren Beystand an, und bezeugten zu seinem Vortheile einen sehr starken Eifer. Dieser junge Prinz ließ sich ihre Vorschläge gefallen, nahm den Titel eines Königs an, und machte alle Anstalten, sich in dieser Würde zu behaupten.

Conradin war anfänglich in seinen Unternehmungen sehr glücklich, und trug verschiedene Siege davon; das Glück aber hörte gar bald auf,

ihm günstig zu seyn. Er ward überwunden, und fiel seinem unversöhnlichen Feinde in die Hände. Alle seine Anhänger, die das Unglück hatten, gefangen zu werden, starben unter den Händen des Scharfrichters. Diese übermäßige Strenge machte den Adel noch aufrührischer; die vornehmsten Sicilianer verschanzten sich in ihren Schlössern, und die, die sie wieder zum Gehorsam bringen sollten, verübten überall die ärgsten Grausamkeiten. Carl, welcher den falschen Grundsatz hatte, daß die Strenge das einzige Mittel sey, die Unterthanen in Gehorsam zu erhalten, gieng mit denselben sehr unmenschlich um. Er legte den Sicilianern neue Abgaben auf, beraubte sie fast aller ihrer Güter, und gab sie denen zur Belohnung, die ihm im Kriege die besten Dienste geleistet hatten.

Nach so vielen verübten Grausamkeiten beunruhigte sich Carl über nichts mehr, als über Conradinen. Er befürchtete, daß der bloße Nahme dieses jungen Prinzen das Feuer eines Tages wieder anzünden möchte, das man kaum ausgelöscht hatte. Er befahl demnach, daß man dem unglücklichen Conradin, wie auch Friedrichen c) von Oesterreich, der ebenfalls in der Gefangenschaft war, den Proceß machen sollte. Beyde wurden zum Tode verurtheilt. Man führte sie, sobald man ihnen das Todesurtheil angekündigt hatte, in eine schwarz bekleidete Capelle, und las

c) Friedrich war ein Sohn Hermanns III, Marggrafens zu Baden, und nannte sich einen Herzog von Oesterreich. Mit Conradinen war er Geschwisterkind.

las eine Messe für die Ruhe ihrer Seelen: man ließ sie beichten, und führte sie hernach auf den öffentlichen Marktplatz zu Neapel, allwo man ein mit rothen Sammet bedecktes Gerüste aufgebauet hatte. Der König wollte die Execution selbst mit ansehen. Conradin, da er die Augen auf das zu diesem traurigen Schauspiele versammelte Volk warf, betheuerte laut, daß er die Krone von Sicilien nicht gesucht haben würde, wenn sie ihm nicht von Gott und Rechtswegen gehörte. „Ich hoffe, setzte er hinzu, daß die Prinzen aus „dem bayerischen Hause und ganz Deutschland „mit der Zeit meinen Tod rächen werden.„ Er ernannte hierauf d) Petern von Arragonien zu seinem Erben, und warf zum Zeichen der Investitur seinen Handschuh auf den Platz.

Friedrichen ward der Kopf zuerst abgeschlagen. Conradin, nachdem er eine Weile den todten Körper seines Vetters mit Mitleid angesehen hatte, kniete nieder, und bekam den letzten Streich, der sein Leben im siebzehnten Jahre endigte. Er war der letzte Prinz aus dem hohenstauffischen Hause, welche den Kaiserthron länger als hundert Jahre besessen, und sechs und siebzig Jahre über Sicilien geherrscht hatte. Diesen beyden Prinzen folgten verschiedene andere nach, und Carl vergoß ganze Ströme von Blut, ehe seine Rache befriedigt war.

Elisabeth von Bayern, die Mutter Conradins, kam einige Tage nach dem traurigen

d) Peter hatte die Tochter Manfreds, Constanstantiam, geheyrathet.

Ende ihres Sohns zu Neapolis an. Diese unglückliche Prinzeßinn brachte eine Summe Geldes mit, womit sie ihren Sohn loskaufen wollte, dessen trauriges Schicksal sie aber unterwegens erfuhr. Man sagt, daß sie mit schwarzen Segeln und Tauwerk in den Hafen eingelaufen sey, um dadurch ihre Betrübniß und Trauer zu erkennen zu geben. Auf Vermittelung des Erzbischofs zu Neapel bat sie bey Hofe um Erlaubniß, daß sie zu ihrem einzigen Troste ihrem Sohne, an dem Orte, wo er das Leben verlohren, ein Grabmaal von Marmor aufrichten dürfe; der König aber schlug ihr die Bitte ab, unter dem Vorwande, daß dieses Grabmaal die Deutschen gar leicht zur Rache aufmuntern könnte. Man erlaubte ihr blos, daß sie den Körper Conradins, der als ein in Bann Verstorbener auf dem Marktplatze eingescharrt war, in die Karmeliter-Kirche zu Neapel bringen durfte.

Da sich Carl von Tag zu Tage verhaßter machte, so suchten die Sicilianer sich einer so tyrannischen Herrschaft zu entziehen. Der, der dazu den Plan machte, war einer der vornehmsten Herrn im Königreiche, Nahmens Johann von Procide e). Es war dieser ein hurtiger und verschwiegener Mann, voller Anschläge, wenn es die Gelegenheit gab, von einer seltenen Klugheit, und von sehr viel Erfahrung, geschickt, den Plan zu einer wichtigen Unternehmung zu entwerfen,

e) Er führte diesen Nahmen von der kleinen Insel Procide bey Neapolis, welche ihm zugehörte.

werfen, und ihn auch auszuführen. Friderich II und Manfred, die seine Verdienste kannten, beehrten ihn stets mit ihrem Vertrauen, und erhielten wichtige Dienste von ihm. Carl beleidigte ihn, und erfuhr zu seinem Schaden, wie gefährlich es sey, einen Unterthan aufzubringen, dessen große Anschläge dem Staate sehr nachtheilig werden können, wenn man sie nicht zum Nutzen anzuwenden weiß.

Der König von Sicilien machte damals allerhand Vorbereitungen, um seinen Eidam, Philipp f), auf den Thron zu Constantinopel zu setzen, und für sich selbst vom Königreich Jerusalem Besitz zu nehmen. Procide, dem die Absichten seines Herrn zu Ohren kamen, gieng heimlich fort, und begab sich zum Kaiser Michael Paleologus, welchem er rieth, sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Er erbot sich sogar, Sicilien in Aufruhr zu bringen, und ihm den Beystand Peters, Königs von Arragonien, den Conradin zu seinem Nachfolger ernennt hatte, zu verschaffen. Der Kaiser folgte den Vorschlägen des Procide, gab ihm die Aufträge, die er verlangte, und schickte ihn nebst seinen Abgesandten nach Sicilien, welche unter dem Vorwande, mit dem Könige sich in Unterhandlung einzulassen, blos kamen, um die Neigung des Volks zu erforschen. Diese war so, wie Paleologus sie wünschte.

f) Philipp war der Sohn und Erbe Balduins II. Dieser war durch den Michael Paleologus vom constantinopolitanischen Throne verjagt worden.

wünschte. Das Mißvergnügen der Sicilianer war allgemein. Alles ward mit Gewalt durchgesetzt; man trieb unerschwingliche Abgaben mit der äußersten Härte ein. Die Officiere des Königs, die fast alle Franzosen, und durch das lange Glück ihres Herren übermüthig geworden waren, blieben nicht blos bey den Befehlen ihres Herrn stehen, sondern schoben andere zu ihrem eigenen Vortheile unter. Da es durch ein Reichsgesetz dem Adel verboten war, sich ohne Einwilligung des Regenten zu verheyrathen, so mißbrauchte man dieses Gesetz dazu, daß man die Sicilianer zwang, unanständige Verbindungen einzugehen, und die, die sich widersetzten, wurden mit Gefängnisse, oder mit dem Exilio bestraft. Die Liebesstreiche der Franzosen brachten vollends eine Nation äußerst auf, die sehr zur Eifersucht geneigt ist.

Die Sicilianer, die unter der Last ihres Elendes seufzeten, beschlossen endlich, ihre Klagen vor den König zu bringen. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß derselbe wüßte, wie übel man mit ihnen verführe. Das Volk hält immer leicht die Minister für die Urheber seines Unglücks, und bisweilen hat es nicht Unrecht. Es bildet sich ein, daß der regierende Herr Mitleid mit dem Elende der Unterthanen haben, und ihm abhelfen würde, wenn er nur darum wüßte. Von dieser Einbildung hintergangen, suchten die Sicilianer sich den Weg zum Throne zu eröffnen: Carl aber ließ sie in keiner andern Absicht vor sich, als, um sie mit Drohungen wieder fortzuschicken.

schicken. Es blieb ihnen demnach nichts weiter übrig, als daß sie den Pabst, Nicolaus III, um Hülfe anfleheten. Sie schickten einen Bischof g) und einen Mönch an ihn, welche dem Pabst eine deutliche Vorstellung der Drangsalen machten, und ihn baten, dem Könige in seinen Gewaltthätigkeiten künftighin Einhalt zu thun. Die Leute des Königs Carl fielen diese Abgesandten an, als sie aus dem Audienzzimmer des Pabstes kamen. Der Mönch ward in ein finsteres Gefängniß gesetzt, und der Prälat half sich nur mit Gelde durch, das er austheilte, so daß er zu seinen Landesleuten wieder zurück kommen, und ihnen den Verlauf seines Auftrages erzählen konnte. Man erfuhr einige Zeit darnach, daß der König diesen Schritt der Sicilianer so übel genommen habe, daß er ihrem h) Lande mit Feuer und Schwerdt drohe.

In dieser Verfassung standen die Sachen, als Procide aus Griechenland zurück kam. Er offenbarte seine Absichten einigen vornehmen Herren des Königreichs; diese traten auf seine Seite, und gaben ihm Briefe an den König von Arragonien, worinne sie ihn baten, daß er sie aus der Scla-

g) Es waren der Bischof von Patti, und ein Predigermönch, Johann Marino. Der Prälat redete den Pabst mit den Worten des Evangelii an: Sohn Davids, erbarme dich mein! meine Tochter wird vom Teufel übel geplagt.

h) Er hatte seine Residenz zu Neapel.

Sclaverey ziehen möchte, wofür sie ihm versprachen, ihn für ihren rechtmäßigen Herrn zu erkennen. Procide gieng als ein Mönch verkleidet nach Rom, und machte dem Pabste die Gesinnungen des sicilianischen Adels, und den Tractat, den er mit Michael Paleologus geschlossen hatte, bekannt. Der Pabst, welcher Carln haßte, und wie man glaubt, durch die Geschenke des Kaisers gewonnen war, gab Prociden Briefe, in welchen er dem Könige von Arragonien das Königreich Neapel versprach, wenn er es erobern wollte. Dieser Prinz nahm das Anerbieten an, und versprach, deswegen einen Versuch zu machen.

Der Tod Nicolaus des dritten, der sich um diese Zeit ereignete, schien das Project ins Stecken zu bringen. Ob nun gleich Carl nicht wußte, in was für ein Complot sich der Pabst eingelassen hatte, so sah er doch den römischen Stuhl mit Vergnügen erledigt, weil er hoffte, daß ein neuer Pabst seinen Absichten auf Constantinopel günstiger seyn würde. Seine Freude war überaus groß, da er hörte, daß man den Cardinal Simon i) zur höchsten Würde in der Kirche erhoben habe, welcher, als Legat in Frankreich, die Negociation wegen der Erhebung Carls auf den Thron geführt hatte. Diese Begebenheit machte den König von Arragonien sehr unentschlossen. Procide aber, der von einer zweyten Reise von Constantinopel zurück kam, traf den König in Catalonien an, allwo ihm die Gesandten des Micha-

i) Er nahm den Nahmen Martin IV an.

Michael Paleologus eine k) beträchtliche Summe Geld auszahlten, um eine Flotte auszurüsten; wobey sie ihm versicherten, daß der sicilianische Adel stets bereit sey, das Joch abzuschütteln. Man stellte ihm alles vor, was seinen Ehrgeiz rege machen, und seinen Muth erwecken konnte. „Habt Ihr die Beleidigung vergessen, sagte man zu ihm, die Euer Haus „von den Franzosen erfahren hat? Ist es nicht die „Nation, die Eurem berühmten Großvater l) „das Leben geraubt hat? Sein Tod war zwar „rühmlich, weil er mit den Waffen in der Hand „starb; aber muß das Blut Conradins, wel„ches durch die Hände des Scharfrichters ver„gossen ward, Euch nicht zur Rache aufmuntern? „Wenn Ihr nun auch gegen diese grausamen Be„leidigungen unempfindlich wäret, dürfet Ihr „die Rechte Eurer Gemahlinn vernachläßigen? „Der sicilianische Thron gehört ihr zu; es kömmt „auf Euch an, diese Krone mit der zu vereini„gen, die Ihr schon besitzt. Alle Sicilianer „sind auf Eurer Seite; sie seufzen unter dem „Joche der Tyranney, und hoffen an Euch einen „Befreyer zu finden. Laßt sie nicht vergebens „hoffen.„ Diese Rede brachte Petern zu dem Entschluß, ein Unternehmen auszuführen, das er sonst schon im Begriff stand aufzugeben. Er verpflichtete sich dazu mit einem Eide, rüstete seine Flotte aus, und streuete ein Gerücht aus, daß er die Sarazenen bekriegen wollte.

Als

k) Dreyßig tausend Unzen Goldes.

l) Dem Großvater Peters von Arragonien, der in der Schlacht bey Müret blieb.

Als er diese Zurüstungen machte, ließ Philipp der Kühne, König in Frankreich, ihn fragen, nach welchem Lande der Sarazenen er willens sey seine Waffen zu wenden, und bot ihm einen Beystand an Truppen und Gelde an. Der König von Arragonien, um sein wahres Vorhaben nicht zu verrathen, nahm dieses Anerbieten seines Schwagers m) an. Philipp aber errieth etwas von dem Geheimnisse, und gab dem Könige von Sicilien Nachricht, daß er auf seiner Hut seyn solle. Carl aber, der seinem Muthe und seiner Macht zuviel trauete, beunruhigte sich wenig wegen der Zurüstungen des Königs in Arragonien.

Johann von Procide, der unter einer Mönchskutte verborgen steckte, suchte indeß alle Sicilianer aufrührisch zu machen. Die Verschwornen versammelten sich zu Palermo, um das Osterfest zu feyern, welches dieses Jahr auf den 29 Merz fiel. Es trug sich damals zu, daß ein Franzos einer Frau Gewalt anthun wollte, und die Sicilianer nahmen daher Gelegenheit, die Waffen zu ergreifen, um diese Beleidigung zu rächen. Die Franzosen unterstützten ihren Landsmann. Diese Begebenheit war der Anfang zur Ausführung der Verschwörung, und zu der berüchtigten Massacre, die unter dem Nahmen der sicilianischen Vesper in der Geschichte so bekannt ist, weil die Glocke, womit zur Vesper geläutet wurde, in der ganzen Insel das Signal

dazu

m) Philipp der Kühne hatte zur ersten Gemahlinn die Schwester Peters von Arragonien gehabt.

dazu war. Man machte alle Franzosen ohne Unterschied des Alters, des Standes und Geschlechts nieder. Man schonte weder Anverwandte, noch Schwäger, noch Freunde. Die Grausamkeit gieng so weit, daß man sogar den schwangern Weibern der Franzosen den Leib aufschnitt, um nicht den geringsten Saamen einer verhaßten Nation in Sicilien übrig zu lassen. Doch wußte sich die Tugend Ehrfurcht bey diesen Rasenden zu verschaffen, die nach nichts als Blute dürsteten. Man ließ den Gouverneur zu Calafatimi, Nahmens **Wilhelm des Porcellets**, aus Provence gebürtig, der sich durch seine Bescheidenheit und Leutseligkeit in diesem Platze viel Liebe erworben hatte, am Leben. Man schickte ihn, mit Lobsprüchen überhäuft, nach seinem Vaterlande zurück, und er war unter einer Anzahl von ohngefähr acht tausend Menschen der einzige, den man dieses Vorzugs würdig fand. Alle übrigen wurden auf verschiedene Weise ums Leben gebracht. Diese blutige Tragödie ward nicht allein zu Palermo gespielt, sondern alle Städte im Königreiche folgten dem Beyspiele der Hauptstadt, und machten sich ein Vergnügen daraus, das Blut der Franzosen zu vergießen.

Carl erhielt sogleich Nachricht von diesem gräulichen Niedermetzeln. Man kann sich leicht vorstellen, was für eine Wirkung eine solche Nachricht auf diesen hitzigen Prinz gethan haben werde. Er ließ sogleich die Flotte, die wider den Kaiser zu Constantinopel bestimmt war, mit allen Nothwendigkeiten versehen, und gieng ohnverzüglich unter

Seegel, um Messina zu belagern. Die Einwohner dieser Stadt, da sie sich so gewaltsam angegriffen sahen, und sich nicht getraueten Widerstand zu leisten, wandten sich an den Legaten des Pabsts, und baten ihn, sie mit dem Könige auf gewisse Bedingungen auszusöhnen. Carl ward sehr dadurch beleidigt, daß Unterthanen sich unterstunden, mit ihrem Herrn Unterhandlung zu treiben. Er gab eine Antwort, die ihnen alle Hoffnung zum Vergleich benahm, so daß die Messiner sich zu einer tapfern Gegenwehr fertig machten. Der König hielt einen Kriegesrath, um zu überlegen, ob er die Belagerung so weit treiben sollte, daß die Stadt darüber in die Asche gelegt würde, oder ob er den Belagerten einige Tage Luft lassen sollte, damit sie durch den Anblick ihres Elendes auf andere Gedanken gebracht würden, und die Bedingungen annähmen, die man ihnen vorschreiben wollte. Es ward lange darüber gestritten. Einige von den Rathsgliedern suchten den König noch mehr zur Rache zu verhetzen. „Sire, sagten sie zu ihm, haben Sie das kühne „Unterfangen der Sicilianer schon vergessen? Ihre „Ehre fodert Sie auf, die der französischen Nation angethane Beleidigung in dem Blute der „Strafbaren zu rächen. Es ist dieses der einzige „Gegenstand Ihrer Ausrüstung, und der Bewegungsgrund, der so viel tapfere Männer bewogen hat, Ihnen zu folgen. Man muß sich das „Schrecken, das der Anblick Ihrer Armee bey den „Messinern erregt, zu Nutze machen. Wenn „man zaudert, so werden sie sich nach und nach

wie-

„wieder erholen, und Zeit gewinnen, sich in Ver„theidigungsstand zu setzen.„ Die andern, die etwas bescheidener waren, stellten ihm vor, daß ein wahrhaftig großer General das Leben seiner Soldaten schonen, und den Sieg nicht mit Blute erkaufen müsse, wenn es nicht die höchste Noth erfoderte. „Es findet sich, setzten sie hinzu, kein „einziger Bürger in Messina, der nicht lieber mit „den Waffen in der Hand umkommen, als seine „Güter der Plünderung Preiß gegeben, seine Kin„der erwürgt, und seine Frau noch ärgern Belei„digungen als der Tod selbst, ausgesetzt sehen wollte. „Es ist Verwegenheit, wenn man Gewalt gegen „Wütende gebrauchen will, die keine andere Er„rettung kennen, als in ihrer Verzweiflung. Wie „viel tapfere Soldaten müßten wir aufopfern, um „uns dieser Stadt zu bemächtigen? und wenn „wir nun auch Meister davon würden, wie groß „würde wohl unser Glück seyn? Vom Feuer ver„zehrte Mauern, große Haufen todter Leichname, „Gassen mit Blut überschwemmt, eine zur Einö„de gewordene Stadt würde unsere ganze Erobe„rung seyn. Wenn dagegen das Glück denen „Rebellen günstig ist, und wir mit unserm Unter„nehmen unglücklich seyn sollten, so würden wir „nicht allein unsern Verlust zu beweinen, sondern „uns auch unserer Unvorsichtigkeit zu schämen ha„ben.„ Diese letztere Meynung aber war für die gegenwärtigen Umstände nicht bequem. Carl hatte keine Zeit zu verliehren, und es war für ihn von der äußersten Wichtigkeit, die Messiner bald zum Gehorsam zu bringen. Das sonderbarste

dabey ist, daß dieser Prinz, der von Natur sehr rachgierig war, dieſesmal seiner natürlichen Neigung nicht folgte. Der bescheidenste Rath behielt bey ihm die Oberhand, und die Belagerung ward in eine Blocade verwandelt. Durch dieses Mittel gewannen die Rebellen Zeit, sich zu verschanzen, und die Ankunft des Königs von Arragonien zu erwarten.

Dieser Prinz begab sich nach Palermo, dessen Einwohner ihn als ihren Befreyer aufnahmen. Er schrieb von hieraus an Carln, und befahl ihm trotzig, Sicilien zu räumen, mit der Bedrohung, daß er ihn dazu zwingen wollte, wenn er es nicht gutwillig thäte. Carl antwortete in eben dem Tone, und als er von seinem Gegner gezwungen worden war, die Belagerung von Messina aufzuheben, schickte er ihm einen Brief, mit allen den groben Anzüglichkeiten angefüllt, zu, die unter großen Herrn nie gebräuchlich seyn sollten.

Die Schmähungen und Drohungen Carls erschreckten den König von Arragonien keineswegs, der ein stolzer, in seinen Entschließungen standhafter, hurtiger und wachsamer, in Glück und Unglück gleich gesetzter, listiger, zu Projecten aufgelegter, in der Wahl der Mittel aber nicht allzu gewissenhafter Prinz war. Da er außerdem sehr gute Generals n) hatte, so machte er auch alle Tage Eroberungen, und befestigte sich in seinen neuen Staaten. Der Pabst, der einen

n) Roger de Lauria, der geschickteste Seecapitain seiner Zeit, commandirte die Flotte.

einen so mächtigen Monarchen nicht gern auf dem Throne von Sicilien sahe, suchte sich, so viel er konnte, den Progressen des Usurpators mit seinen Bannstrahlen zu widersetzen. Der König von Arragonien aber bot den Blitzen des Vaticans Trotz; er fürchtete sich dagegen weit mehr vor den Truppen, welche Frankreich, Toscana und die Lombardey seinem Gegner zu Hülfe schickten. Wenn sich Carl eines solchen Beystandes zu bedienen gewußt hätte, würde es ihm nicht schwer geworden seyn, sich wieder in den Besitz der Krone zu setzen; aber er fiel aus Unvorsichtigkeit in die Schlinge, die ihm Peter von Arragonien gelegt hatte. Dieser, da er sich gegen eine so starke Macht nicht zu halten getrauete, ließ Carln, zur Beylegung ihrer Uneinigkeit, einen Zweykampf, entweder unter sich allein, oder von hundert Rittern von beyden Theilen, beyde Könige mit darunter begriffen, anbieten. Carl, der herzhafter als klug war, hätte es für einen Schimpf gehalten, den Zweykampf auszuschlagen; er nahm ihn also an, und man bestimmte darzu die Stadt Bourdeaux, welche damals dem Könige von Engeland gehörte.

Carl fand sich am bestimmten Tage auf dem Wahlplatze ein; sein Gegner o) aber blieb außen. Es war nie die Absicht des Königs von Arragonien gewesen, sich in einem Duell herum zu schla-

 gen;

o) Einige Schriftsteller sagen, daß der König von Arragonien auch nach Bourdeaux gekommen sey, sich aber wieder hinweg begeben habe, weil ihm der König in Frankreich nachstellen ließ. Dieses Vorgeben hat aber keinen Grund.

gen; sondern er hatte nur Carln aus Italien entfernen, und verhindern wollen, daß er sich nicht der Hülfe bedienen sollte, die ihm Frankreich zugeschickt hatte. Sein Ruhm litt in der That durch diese Aufführung ein wenig; aber er zog große Vortheile daraus, indem er Besitzer vom Throne blieb. Carl suchte vergebens, sich wieder auf denselben zu schwingen. Der Tod übereilte ihn mitten unter seinen kriegerischen Verrichtungen, und er hinterließ seinen Erben nur einen p) Theil von seinen Staaten, und Ansprüche auf die übrigen. Die Strenge seiner Regierung brachte ihn um Sicilien, und gab zu dem Aufruhre Gelegenheit, der für die in diesem Königreiche sich aufhaltende Franzosen so betrübt ablief.

p) Das Königreich Neapolis.

Verschie-

Verschiedene

Verschwörungen in Frankreich.

Dieses weitläuftige und blühende Reich, welches seit vielen Jahrhunderten her im Flore steht, welches sich sowohl durch die Menge als die Tapferkeit seiner Einwohner so furchtbar gemacht, welches so oft den vereinigten Kräften so vieler eifersüchtigen Nationen widerstanden, und auf die herrlichste Art über sie triumphirt hat; Frankreich, mit einem Worte, hat auch in seinem Schooße Verschwörungen und Unruhen entstehen gesehen, welche diese mächtige Monarchie bis auf den Grund erschütterten, und dieselbe ihrem Untergange nahe brachten. Am meisten muß man darüber erstaunen, daß diese gesittete Nation sich zu Ausschweifungen der Wuth verleiten ließ, die uns bey einem barbarischen Volke in Erstaunen setzen würden, und daß sich unter den sonst so unterthänigen und getreuen Franzosen Ungeheuer fanden, welche den Dolch in die Brust ihrer Könige stießen. Die Verschiedenheit der Meynungen, woran die Menschen insgemein hitzig Antheil nehmen, gab Gelegenheit zu allen diesen Schandthaten.

Die Lehren des Calvinus hatten sich fast durch ganz Frankreich verbreitet. Vergebens hatte man Galgen, Blutgerüste und Scheiterhaufen zu Hülfe genommen, um den Lauf derselben zu hemmen. Jede Religion hat ihre Märtyrer, und die Verfolgung ist nie ein sicheres Mittel, die verirrten Geister auf den rechten Weg zu bringen. Die Zahl der neuen Sectirer vermehrte sich alle Tage, und ward so beträchtlich, daß sie allein eine mächtige Parthey im Staate ausmachte. Die Calvinisten, da sie sahen, daß alle Tage einige von ihnen zum Tode geführt wurden, waren bedacht, sich gegen diejenigen zu vertheidigen, die sie als ihre Tyrannen ansahen. Das, was sie am meisten aufbrachte, war der Tod des Parlamentsraths zu Paris, Anna du Bourg, eines Mannes, der durch seinen unsträflichen Wandel und seine Redlichkeit überall bekannt war. Er hatte die Lehren des Calvins angenommen, und seine Meynungen in Gegenwart des Königs a) dreust an den Tag gelegt. Da man bisher nur gemeine Leute bestraft hatte, so wollte der Hof nun einmal ein Beyspiel an einem vornehmen Manne b) sehen lassen. Anna du Bourg war das Opfer, welches man wählte, um die Anhänger der neuen Meynungen schüchtern zu machen. Man machte ihm den Proceß, und verurtheilte ihn,

a) Heinrichs II, welcher aber während des Processes wider diesen Calvinisten verstarb.

b) Er war ein Nefe des Antonius du Bourg, der unter Franz I Canzler von Frankreich gewesen war.

ihn, gehangen und verbrannt zu werden. Das Urtheil ward auf dem Platze la Greve im Jahre 1559, in Gegenwart einer unzählbaren Menge von Menschen, vollzogen. Er starb mit derjenigen Standhaftigkeit, welche c) macht, daß man bisweilen einen Schwärmer für einen Helden ansieht.

Der Tod des Anna du Bourg und die öftern Hinrichtungen sowohl zu Paris, als in den Provinzen, brachten die Calvinisten wieder den Hof in eine grausame Wuth. Da sie alle Augenblicke sich in Gefahr sahen, ihre Güter, ihre Freyheit, und selbst das Leben zu verliehren, so dachten sie beständig auf Mittel, sich aus so schrecklichen Umständen heraus zu helfen. Es fehlte ihnen nur an einem Ausführer, und sie fanden ihn in der Person des Prinzen von Conde. Dieser Prinz war sehr mißvergnügt, daß er bisher wenig, die Guisen hingegen alles gegolten hatten. Da er nun mit Gewalt eine seiner Geburt anständige Rolle im Staate spielen wollte, beschloß er, die Ungerechtigkeiten nicht länger zu leiden, über die er sich zu beschweren Ursache zu haben glaubte. In dieser Absicht versammelte er seine getreuesten Anhänger auf seinem Schlosse de la Ferte, auf der Grenze von Champagne. Er stellte ihnen die üblen Begegnungen vor, die ihm und seinen Bruder, dem Könige von Navarra, von

c) Warum nicht lieber: welche aus der Ueberzeugung eines guten Gewissens vor Gott entsteht? Uebers.

Seiten des Hofes wiederfahren waren, und sagte ihnen, daß er entschlossen sey, die Waffen zu ergreifen, um die Beleidigungen zu rächen, denen er ohne Unterlaß ausgesetzt sey.

Alle, die gegenwärtig waren, billigten diesen Entschluß, und schienen sehr geneigt, für den Prinzen von Conde alles zu unternehmen. Der Admiral de Coligni aber stellte ihnen vor, daß man mit einem solchen Unternehmen sehr vorsichtig zu Werke gehen müsse. „Frankreich, sagte „er, ist voll von Leuten, welche der neuen Lehre „anhängen. Es giebt deren unter allen Ständen. „Die Strenge, deren man sich gegen sie bedient, „erfüllt sie mit Wuth und Verzweifelung. Sie „würden schon lange versucht haben, sich von einer so gewaltsamen Unterdrückung zu befreyen, „wenn sie geschickte Anführer dazu gehabt hätten. „Wir wollen ihnen unsern Beystand anbieten, „iezt da die Umstände dazu so günstig sind; sie „werden uns allemal in den Stand setzen, uns „fürchterlich zu machen, so wie wir ihnen wiederum zur Stütze dienen werden. Sie werden „uns mit Vergnügen wider unsere gemeinschaftlichen Feinde beystehen, und weder ihre Güter „noch ihr Leben schonen, um uns zu unterstützen. „Durch dieses Mittel erhalten wir auf einmal Soldaten und Geld, und wenn wir uns nur werden erklärt haben, so können wir auch auf den „Beystand der Königinn von England, und der „protestantischen Fürsten in Deutschland rechnen. „Wir können die Sache des Gewissens zum Vorwande unsers Krieges brauchen, und dadurch

„ver-

„vermeiden wir den Vorwurf, daß wir blos aus „Herrschsucht das Königreich über den Haufen „werfen wollten. Auf diese Weise müssen wir es „angreifen, wenn wir glücklich seyn wollen.„

Dieser Rath war sehr klug, und ward daher auch von der ganzen d) Versammlung gebilligt. Man versprach einander nur Verschwiegenheit, und man fieng schon an, Maaßregeln zur Ausführung zu ergreifen. Der Prinz von Conde, der in allen Stücken ein hitziger Kopf war, hätte lieber den Augenblick die Waffen ergriffen; man gab ihm aber zu verstehen, daß eine solche Uebereilung ihm großen Schaden thun würde, und daß er eine günstigere Gelegenheit abwarten müsse. Die Verschwornen machten sich die Verfassung zu Nutze, in welcher die Gemüther nach dem Tode des Anne du Bourg waren. Sie offenbarten ihr Vorhaben verschiedenen vom Adel, welche sehr mißvergnügt darüber schienen, daß sie sich über den Artikel der Religion allerhand Zwang sollten anthun lassen; sie vertrauten sich aber

d) Die Personen, aus denen die Versammlung bestand, waren folgende: Der Prinz von Conde, der Admiral de Coligni, Dandelot und der Cardinal de Chatillon, Brüder des Admirals, Carl, Graf von Rochefoucaud, Franz von Vendome, Vidame de Chartres, Anton de Croy, der Graf von Porcien, und verschiedene andere Herrn, die den Häusern Bourbon und Montmorency anhiengen. Der Connetabel Montmorency schickte seinen Secretair zur Versammlung.

aber besonders einem gewissen Johann du Barri, Herrn von Renaudie, aus Perigord. Dieser war einer von den kühnen Wagehälsen, die alles, selbst Ehre und Gewissen, aufopfern, um ihr Glück zu machen. Da man seinen listigen und verschlagenen Kopf kannte, so schickte man ihn nach England, um die Königinn Elisabeth zur Unterstützung der Verschwörung zu bewegen. Es war ihm aufgetragen, Geld von dieser Prinzeßinn zu begehren, und sie zu ersuchen, eine Diversion in Schottland e) zu machen.

La Renaudie hielt sich nur wenige Tage zu London auf, und brachte gute Hoffnung mit. Er durchzog hierauf ganz Frankreich, und bestätigte den Calvinisten gewisse Anführer in ieder Provinz des Königreichs. Er befahl ihnen heimlich, so viel Soldaten anzuwerben, als möglich wäre, und sich unter allerhand Vorwande zu Nantes zu versammeln, um mit einander die Mittel zur Ausführung ihres Vorhabens zu verabreden. Sie begaben sich in diese Stadt, und nachdem sie ihre Maaßregeln genommen hatten, wandten sie sich nach Blesois. Sie hatten mit einander verabredet, daß, wenn ihre Soldaten im

e) Es regierete damals Franz II, der die Maria Stuart, Königinn von Schottland, geheyrathet hatte. Diese Diversion in Schottland würde die Guisen genöthiget haben, die wenigen französischen Truppen, die sie auf den Beinen hatten, dahin zu schicken, und durch dieses Mittel wären die Rebellen im Stande gewesen, alles zu unternehmen.

im Stande seyn würden, zusammen zu stoßen, ein zahlreicher Haufen Calvinisten ohne Waffen nach Blois gehen, und dem Könige eine Bittschrift übergeben sollten, in welcher man ihn um die Gewissensfreyheit, und um die Erlaubniß, Tempel zu bauen, und zu predigen, bäte. Da sie nun voraus sahen, daß man in ihre Bitte nicht willigen, sondern ihnen wohl gar übel begegnen würde, so sollten die Soldaten auf dem Fuße nachfolgen, sich unter den Waffen vor der Stadt sehen lassen, mit Gewalt in dieselbe dringen, den Cardinal von Lothringen, nebst dem Herzoge von Guise, seinem Bruder, ermorden, und hernach den König zwingen, den Prinzen von Conde zu seinem General-Lieutenant zu ernennen, welcher sich zum Könige begeben hatte, gleich als ob er von der Verschwörung gar nichts wüßte; und wenn nun alles so weit ausgeführt wäre, so sollte der Prinz, wenn er das Hefft der Regierung in Händen hätte, unter dem Vorwande, den Staat zu beruhigen, den Calvinisten alles einräumen, was sie nur verlangen würden.

Die Herzoge von Guise erhielten von dem, was wider sie angesponnen war, Nachricht: Ein Advocat war es, der die Verschwörung verrieth. Da die Stadt Blois nicht befestigt war, so begaben sie sich mit dem ganzen Hofe nach dem Schlosse Amboise f), ohne sich im geringsten ein Mißtrauen merken zu lassen. Man gab es

sogar

f) Diese Verschwörung wird daher die Verschwörung von Amboise genennt.

sogar nur eine kleine Lustreise für aus. Der Herzog von Guise nahm hierauf seine Maaßregeln, um die Verschwörung zu verhindern. Er war zum General-Lieutenant des Königreichs ernennt worden, und suchte sich auf alle Weise eines so rühmlichen Postens würdig zu bezeugen. Er schickte Kundschafter aus, um den Zug der Verschwornen zu erforschen, und machte sich gefaßt, einen Angriff von ihnen auszuhalten. Ob er gleich wußte, daß der Prinz von Conde das Haupt der Verschwörung war, so gab er ihm doch das Commando über das Schloß Amboise; er stellte aber zugleich verschiedene Herrn vom Hofe an, daß sie auf ihn Achtung geben, und alle Schritte desselben genau beobachten sollten.

Die Verschwornen rückten indeß gegen Amboise an. Sie hatten sich in verschiedene Haufen getheilt, welche zusammen stoßen sollten, so bald sie dem Schlosse näher kämen. Man wußte ihnen aber so aufzulauern, daß ein Haufe nach dem andern verlohren gieng. La Renaudie kam dabey ums Leben. Coccaville, welcher einer von den vornehmsten Anführern war, als er die Niederlage seiner Cameraden sahe, und nun die ganze Macht der Feinde allein auf sich nehmen sollte, gab seinen Leuten zu verstehen, daß sie hier siegen oder sterben müßten. Nachdem er sich als ein Verzweifelter lange gewehrt hatte, ward er endlich gezwungen, sich mit seiner noch übrigen Mannschaft in einige Häuser zu werfen, um sich aus denselben so lange zu vertheidigen,

als

als es möglich wäre. Der Herzog von Guise aber, der das Leben seiner Soldaten nicht gegen Rasende aufs Spiel setzen wollte, die entschlossen schienen, mit den Waffen in der Hand zu sterben, ließ die Häuser in Brand stecken, so, daß Coccaville, nebst seinem ganzen Anhange, im Feuer umkamen. Die Calvinisten verlohren viel Volks bey dieser Gelegenheit. Außer den Soldaten, die auf dem Schlachtfelde blieben, waren viele in die Gefangenschaft gerathen, und wurden um das Schloß herum aufgehenkt, oder in der Loire ersäuft. Denen vornehmsten Anführern g) wurden die Köpfe abgeschlagen. Unter denen zum Tode Verurtheilten befand sich einer, der die Hand in das Blut der vor ihm Enthaupteten tauchte, und Gott um Rache anrief. Das war der Ausgang der berüchtigten Verschwörung von Amboise, welche die Calvinisten vollends verhaßt machte, und verursachte, daß man den

g) Diese waren Masore, Castelnau und Raunai. Sie erklärten alle drey, daß sie nie die Absicht gehabt, dem Könige nach dem Leben zu trachten, sondern, daß sie nur dem Herzog von Guise und seinem Bruder, dem Cardinal von Lothringen, zu Leibe gewollt. La Bigne, Secretair des de la Renaudie, welcher begnadigt ward, damit er alles gestehen sollte, bekannte, daß man den König nicht würde geschont haben, wenn die Verschwörung glücklich abgelaufen wäre; verschiedene aber glauben, daß er mehr gesagt, als er gewußt habe, um desto sicherer mit dem Leben davon zu kommen.

den Untergang ihrer Parthey mit Ernst beschloß. Wir werden bald sehen, wie der Hof das Aeusserste thet, um eine Secte zu unterdrücken, welche ungemein fürchterlich geworden war.

Der Admiral de Coligny, der den Plan der Verschwörung entworfen hatte, und wohl voraus sahe, daß er schwer auszuführen seyn würde, hatte sich auf sein Landgut Chatillon begeben, ehe die Rebellen noch die Waffen ergriffen hatten, und hielt sich da so ruhig, als ob ihn die ganze Sache nichts angienge. Der Hof aber schien überzeugt, daß der Admiral und der Prinz von Conde die vornehmsten Urheber des Aufruhrs wären. Der letztere war über sein Schicksal sehr unruhig. Der junge König ließ ihn kommen, und sagte in einem sehr nachdrücklichen Tone zu ihm: „Die Verbrecher, die man hingerichtet „hat, haben in ihren Aussagen Ihnen viel zur „Last gelegt. Wenn dieß alles wahr ist, so will „ich Ihnen schon zeigen, was es heißt, sich an „seinem Herrn vergreifen. „Sire, antwortete „der Prinz darauf, ich bitte Eure Majestät, den „Augenblick alle Vornehmen des Hofes zusammen „zu rufen, und mir ohne Aufschub den Proceß „zu machen, wenn ich strafbar erfunden werde. „Ich bins zufrieden, erwiederte der König, „und ich will noch diesen Abend vernehmen, „was Sie zu Ihrer Vertheidigung vorbringen „werden.„

Die Königinn Mutter, und die Guisen, waren sehr ungewiß, wie sie sich in Ansehung des Prinzen von Conde verhalten sollten. Man fürch-

fürchtete, ihn mit der Zeit wieder an der Spitze der Aufrührer zu sehen, wenn man ihm das Leben ließe; sein Tod aber konnte auch verdrüßliche Folgen nach sich ziehen. Er würde den Hof der Rache der Coligni, des Connetabels, der andern Prinzen vom Geblüte, und aller Calvinisten im Königreiche, ausgesetzt haben. Die Betrachtungen bewogen die Guisen, daß sie nicht den Weg der Strenge gehen mochten. Man that, als ob man den Prinzen für unschuldig hielt, und gab ihm seine Freyheit wieder. Gleicher Verstellung bediente man sich gegen den Connetabel, gegen den Admiral und die Vornehmsten von ihrer Parthey. Man schrieb ihnen die höflichsten Briefe, und schickte ihnen sogar Befehle zu, deren Ausführung man von ihnen bath, um Ruhe und Sicherheit in den Provinzen wieder herzustellen. Diese aber ließen sich durch die Kunstgriffe des Hofes nicht hintergehen, und sahen bald ein, daß man nur eine günstige Gelegenheit erwartete, um sich an ihnen zu rächen.

Die Stände des Königreichs versammelten sich zu Orleans. Da fast alle Deputirte Catholiken waren, so hoffte man, daß sie alles billigen würden, was man wider den Prinzen und seinen Anhang vornehmen wollte. Man suchte daher den König von Navarra, und den Prinzen, seinen Bruder, nach Orleans zu ziehen. Beyde beschlossen, sich den Absichten des Königs gemäß zu bezeugen, was auch der hugonotische Adel dawider einwenden möchte, welcher wegen seiner Freyheit und vielleicht gar wegen des Lebens der beyden Prin-

ze, auf welche er seine ganze Hoffnung setzte, in Sorgen war. Die Prinzessinn von Conde bat ihren Gemahl inständig, sich nicht den Feinden in die Hände zu liefern, und lieber mit den Waffen in der Hand zu sterben, als den Kopf auf dem Blutgerüste zu verliehren. Alles aber, was man beyden Prinzen vorsagte, um sie vom Hofe zurück zu halten, war vergebens. Sie kamen zu Orleans an, und wurden daselbst unverzüglich in Verhaft genommen. Man ließ hernach Zeugen aus Lyon kommen, um wider den Prinzen von Conde auszusagen, daß er sich von dieser wichtigen Stadt Meister zu machen gesucht habe. Die Guisen, welche ihre Macht nicht sicher genung glaubten, so lange sie einen so fürchterlichen Nebenbuhler um sich hatten, beschlossen, das Aeußerste wider ihn anzuwenden. Man fieng sogleich seinen Proceß an, und dieser Prinz sahe mehr als zu wohl ein, daß man nur seinen Untergang suchte. Die Furcht, das Leben zu verliehren, war nicht im Stande, seinen Stolz zu demüthigen. Als einige seiner Freunde, welche Erlaubniß hatten, in Gegenwart der Wächter mit ihm zu reden, ihm riethen, sich mit dem Hause de Guise auszusöhnen, sahe sie der Prinz zornig an, und sagte: **Nichts als die Spitze des Degens ist fähig unsern Streit zu schlichten.** Dieses trotzige Bezeugen bestärkte den Herzog von Guise und den Cardinal von Lothringen nicht wenig in dem Vorsatze, sich einen so gefährlichen Feind vom Halse zu schaffen. Man fuhr mit dem Processe fort, und der Prinz ward zum Tode verurtheilt. Als seine Gemahlinn diese

betrübte

betrübte Nachricht erhielt, that sie dem Könige einen Fußfall, und bat für ihren Gemahl um Gnade. Es findet kein Pardon statt, sagte der junge Monarch, gegen den, der mir Krone und Leben hat rauben wollen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß der Prinz von Conde ie diese Absicht gehabt habe. Die beyden Guisen streueten dieses Gerücht bloß aus, um sich gegen die Vorwürfe zu decken, die man ihnen machte, als ob sie die königliche Familie ausrotten wollten, um sich auf ihren Ruinen zu erheben.

Man setzte den Tag zur Execution fest, und verschob ihn nachgehends bloß deswegen, daß man den König von Navarra mit in das Unglück seines Bruders verwickeln könnte. Die Guisen sagten öffentlich, daß man mit zween Hieben, und zu einer Zeit, der Rebellion und der Ketzerey den Kopf herunter schlagen wolle. Es wäre auch um beyde geschehen gewesen, und Frankreich würde ein Schauspiel gesehen haben, welches seinen Augen sehr fremd vorgekommen wäre, wenn die Klugheit der Königinn Mutter, und der Tod des jungen Königs, nicht die Ausführung eines Urtheils verhindert hätten, welches schon gesprochen war.

Catharina von Medicis, die herrschsüchtigste Prinzessinn, die ie gewesen ist, sahe mit dem äußersten Mißvergnügen den Herzog von Guise und den Cardinal von Lothringen die königliche Gewalt mit ihr theilen. Sie sahe ein, daß die beyden Prinzen vom Geblüte, die man aufopfern wollte, allein im Stande wären, der übermäßigen

Gewalt der Guisen einen Zaum anzulegen: sie beschloß daher, dem Prinzen von Conde und dem Könige von Navarra loszuhelfen, mit der Bedingung, daß sie ihr die Regentschaft nicht streitig machten, im Fall der König sterben sollte. Da es leicht einzusehen war, daß Franz II nicht lange leben würde, so brauchte Catharina bey Zeiten alle Vorsicht, damit man ihr während der Minderjährigkeit ihres zweyten Sohns, der der nächste Kronerbe war, die Regierung ließe. Sie wandte sich zuerst an den König von Navarra, und gab ihm zu verstehen, daß es auf sie ankäme, ihm das Leben zu retten; zu gleicher Zeit legte sie ihm die Bedingungen vor, unter welchen er Begnadigung erhalten könne. Die erste Bedingung war, daß er ihr die Regentschaft nicht streitig machen solle, auf welche er vielleicht Ansprüche, als der älteste Prinz vom Geblüte, zu haben vermeynte. Die zweyte war, daß er sich mit den Prinzen von Guise wieder aussöhnen solle. Der König von Navarra machte keine Schwierigkeiten, als bey dem letzten Artikel; endlich aber willigte er in alles, und man ließ sogleich den Herzog und den Cardinal rufen, welche den König von Navarra mit der verstellten Aufrichtigkeit umarmten, womit man am Hofe die ärgste Bosheit des Herzens zu bedecken weis.

Franz II starb, und Karl IX, sein Bruder, der nur zehn Jahr alt war, stieg unter Umständen auf den Thron, die ihm keine ruhigere Regierung versprachen, als die seines Vorfahren gewesen war.

Catha=

Catharina von Medicis ward zur Regentinn, und der König von Navarra zum General-Lieutenant des Königreichs erklärt. Man dachte nun nicht weiter an die Vollziehung des wider den Prinzen von Conde ergangenen Urtheils. Er ward vielmehr auf freyen Fuß gestellt; doch unter der Bedingung, daß er sich nach Fere in der Piccardie, mit einer Leibwache, die man ihm nur Wohlstands wegen gab, begeben sollte, bis er wegen aller Verbrechen, die man ihm zur Last legte, für unschuldig erklärt wäre; und dieses geschahe wenige Tage darnach, durch ein Arret des Conseils und des Parlaments. Dieser Prinz aber, der ietzt gegen die Guisen, die an seinem Todesurtheile Schuld waren, weit mehr aufgebracht war, als zuvor, dachte auf nichts, als Rache. Es währte nicht lange, so stellte er sich an die Spitze der Calvinisten, und suchte sich von Orleans Meister zu machen, um es zu seinem Waffenplatze zu brauchen. Als er noch einige Meilen von dieser Stadt war, schien er über die Folgen, welche insgemein ein bürgerlicher Krieg nach sich zieht, zu erschrecken, und gab seine Unruhe dem Admiral zu erkennen, welcher zu ihm sagte: „Es ist nicht „mehr Zeit, zu überlegen.„ Ich sehe es wohl, erwiederte der Prinz mit einem Seufzer, wir stecken schon so tief im Wasser, daß wir entweder trinken oder ersaufen müssen. Er setzte seinen Marsch fort, und nahm Orleans ein.

Eine so ins Auge fallende Handlung ward als eine Kriegserklärung angesehen. Die Hugo-

notten, die das, was ihnen bey Vassi h) begegnet war, nicht vergessen konnten, wußten sich gar nicht mehr zu halten. Sie griffen fast in allen Provinzen zu den Waffen, und machten sich innerhalb einigen Wochen von verschiedenen Städten i) Meister. Es war nicht allein der hugonottische Pöbel, und die schlechten Edelleute, die sich für den Prinzen von Conde erklärten, sondern viele von den angesehensten Herrn am Hofe, und die bey den Armeen große Commandos geführt hatten. Der König von Navarra, der den Hof nicht verließ, that indeß weiter nichts für die Calvinisten, als daß er zu ihrem Besten redete, und ihre Bittschriften vortrug; die Waffen aber mochte er zu ihrer Vertheidigung nicht ergreifen. Er war ein Prinz von gutem Character, aber ohne Genie. Sein Muth war größer, als seine Ambition. Stets unentschlossen, wußte er nie, welche Parthey er ergreifen sollte, und fiel leicht in die Schlingen, die

h) Vassi ist eine kleine Stadt in Champagne, allwo die Soldaten des Herzogs von Guise ohngefehr sechzig Hugonotten umbrachten. Man nennt dieses die Massacre zu Vassi.

i) Hier sind die Nahmen derselben: Blois, Tours, Poitiers, Angers, Le Pont de Ce, Beaugency, Chalons an der Saone, Macon, Rochelle, Rouen, Pont au-de-Mer, Dieppe, Havre de Grace, Bourges, Montauban, Castres, Montpellier, Nimes, Castelnaudari, Pezenas, Beziers, Agen, die Festung Maguelone, Aigues-Morte, Orange, Pierre-Late, Mornas, Lyon, Grenoble, Montelimar, Romans, Systeron, Gap, Tournon und Valence.

die man ihm legte. Sein Bruder, der weit glänzendere Eigenschaften hatte, war dabey auch ein weit schlechterer Bürger.

Der Prinz von Conde, der sich nicht getrauete, allein dem Könige zu widerstehen, wollte die Protestanten in Deutschland zu Hülfe rufen; aber der Admiral setzte sich dagegen, indem er seinen Religionsverwandten nicht den Vorwurf wollte machen lassen, daß sie sich fremder Truppen gegen ihr Vaterland bedient hätten; gleich als ob es weniger zu bedeuten hätte, wenn man Bürger gegen Bürger von einer und derselben Nation bewaffnet. Der Prinz mußte demnach sich an den französischen Calvinisten begnügen lassen, welche eine ziemliche Armee zusammen ausmachten. Der Hof schickte den Rebellen Ordre zu, die Waffen niederzulegen, die Plätze, deren sie sich bemächtiget hatten, herauszugeben, und sich wieder nach Hause zu verfügen. Alles, was diese Befehle ausrichteten, war, daß die Hugonotten sich durch einen neuen Eid verbanden, ihre Vereinigung nicht zu trennen, und den Prinzen von Conde für ihren Anführer zu erkennen, um, wie sie sagten, sich von ihren Verfolgern zu befreyen, und den König, die Königinn und den Staat zu retten. So mangelt es immer den offenbarsten Rebellen nicht am Vorwande, ihren Unternehmungen einen Schein zu geben.

Es wurden unter beyden Partheyen sogar Unterhandlungen angestellt, welche vielleicht einen Vergleich würden zu Stande gebracht haben, wenn der Prinz von Conde seine stolzen Absich-

ten seiner Pflicht hätte aufopfern wollen. Er hatte aber einmal Lust zum Befehlen bekommen, und machte sich wenig aus den friedliebenden Tugenden. Das Feuer des bürgerlichen Krieges ward demnach fast in allen Provinzen Frankreichs angezündet. Die Royalisten nahmen an den Ufern der Loire, und in den herumliegenden Gegenden verschiedene Plätze weg. Sie waren weit stärker, als der Prinz von Conde, welcher lauter neuangeworbene und schlechtgeübte Soldaten hatte, da hingegen die königliche Armee größtentheils aus den alten Regimentern, und aus den Truppen des königlichen Hauses bestand. Der Prinz von Conde sahe gar wohl ein, daß er ohne den Beystand auswärtiger Mächte sich nicht lange halten würde: er wandte sich demnach an die Königinn von England, welche den Rebellen Beystand versprach, wenn sie ihr Havre de Grace abtreten wollten. Der Geist des Aufruhrs hatte indeß das Gefühl der Liebe zum Vaterlande noch nicht in aller Herzen erstickt: denn es giengen verschiedene vom Adel von der Parthey des Prinzen von Conde ab, als sie sahen, daß man die unversöhnlichsten Feinde unserer Nation nach Frankreich rufen wollte.

Der Hof, der in Sorgen stand, daß die Engländer sich von Rouen Meister machen möchten; eine Stadt, die sie, nebst der ganzen Provinz, lange Zeit besessen hatten, und aus welcher man sie nicht ohne große Mühe vertreiben konnte; beschloß, diese wichtige Stadt zu belagern. Die Royalisten konnten aber, so hurtig sie auch waren, nicht verhindern,

dern, daß die Engeländer sich nicht in diesen Platz warfen, welcher sich, nach einer so ansehnlichen Verstärkung, in gutem Vertheidigungsstande sahe. Der König von Navarra, der seit seinem Vergleiche mit dem Hofe, dem Könige stets getreu geblieben war, war mit bey der Belagerung vor Rouen, wo er eine Wunde bekam, an welcher er starb. Er hatte vor seinem Tode noch die Religion des Königs angenommen, es mag nun aus Staatsklugheit oder aus Ueberzeugung geschehen seyn. Die Stadt ward mit Sturm erobert, und einige Einwohner, die man für die strafbarsten hielt, wurden am Leben bestraft.

Der Krieg ward beständig fortgesetzt, und es kam in den Ebenen von Dreux zu einer Schlacht, welche sehr blutig war. Der Sieg erklärte sich für die Royalisten, und der Prinz von Conde ward zum Gefangenen gemacht. Der Herzog von Savoyen, der Kaiser und der König in Spanien suchten sich die Unruhen zu Nutze zu machen, welche Frankreich verwüsteten, und suchten alle wahren und erdichteten Ansprüche hervor. Besonders spannte der letzte k) alle Triebfedern einer verdorbenen Politik an, um unsere Uneinigkeiten zu unterhalten, von denen er große Vortheile zu ziehen verhoffte.

Da die Parthey der Rebellen, wegen der Gefangennehmung ihres Oberhaupts, und wegen des erlittenen Verlustes, sehr in der Verlegenheit waren, wollte man sich diese Umstände zu Nutze machen, um ihnen die Stadt Orleans wegzunehmen.

k) Philipp II.

nehmen. Der Herzog von Guise belagerte diesen Platz; er hatte sich schon von einer von den Vorstädten Meister gemacht, als ein Edelmann aus Angoulesme, Nahmens Poltrot, der ihm schon seit einigen Tagen nachgetrachtet hatte, ihn mit einer Pistolenkugel in die Schulter schoß. Der Mörder ergriff sogleich die Flucht; als er aber die ganze Nacht hindurch sich müde gelaufen hatte, und schon weit vom Lager weg zu seyn glaubte, verkroch er sich in eine Scheune, welche demselben noch ganz nahe lag. Man wußte zwar nicht, daß er der Mörder sey, sein schüchternes Wesen aber verrieth ihn. Man nahm ihn auf einen bloßen Verdacht in Verhaft, und er gestand sogleich sein Verbrechen.

Die Wunde des Herzogs ward anfänglich nicht für tödtlich gehalten; da aber die Kugel vergiftet war, so ward dadurch die Wunde unheilbar, und zog ihm den Tod zu. Da er stets eine große Seele gezeigt hatte, so behauptete er auch seinen Charakter in den letzten Augenblicken seines Lebens, und vergab großmüthig seinem Mörder. Dieser Prinz besaß alle Tugenden, welche bey dem Volke Bewunderung und Liebe verdienen. Man wußte ihm sonst keinen Fehler vorzuwerfen, als seine Ambition; doch bediente er, um derselben genung zu thun, sich nie solcher Mittel, die sich mit der Ehre nicht vertrugen. Obgleich die Religion der Hofleute eine sehr zweydeutige Sache ist, so scheint doch der Herzog von Guise der römischen Kirche sehr aufrichtig zugethan gewesen zu seyn. Die Calvinisten haßten ihn daher

auch als ihren Todfeind, und trachteten ihm mehr als einmal nach dem Leben. Während der Belagerung von Rouen brachte man einen Menschen zu ihm, welcher ihn hatte ermorden wollen. Was hat euch bewogen, fragte ihn der Herzog, eine solche That zu unternehmen? Der Eifer für meine Religion, antwortete der Mörder, deren Todfeind Sie sind. „Nun „wohlan, erwiederte der Herzog, wenn eure Re„ligion euch den, der euch nie beleidigt hat, tödten „lehrt, so befiehlt die meinige, meinen ärgsten „Feinden zu vergeben. Gehet, ich schenke euch „die Freyheit. Untersucht aus meiner und eurer „Aufführung, welche von beyden Religionen die „beste ist.„ Franz von Guise hinterließ einen Sohn, der, zum Unglück für Frankreich, seinem Vater am Muthe gleich war, und an stolzen Absichten ihn noch übertraf.

Man machte dem Poltrot den Proceß, und sein Urtheil fiel dahin aus, daß er mit Pferden zerrissen werden sollte. Er gab dem Admiral und einigen andern Calvinisten vieles Schuld, indem er aussagte, daß er auf ihr Anstiften diesen Mord unternommen habe. Coligni hielt sich durch eine solche Aussage für sehr beleidigt, und ergriff die Feder, um dieselbe zu widerlegen. Doch konnte er, aller Mühe ohngeachtet, die er sich gab, nicht allen Verdacht unterdrücken, der ihm zum Nachtheile gereichte, und in der Folge der Zeit das blutigste Trauerspiel veranlaßte.

Nach dem Tode des Herzogs von Guise ward unter beyden Partheyen ein Stillstand geschlossen,

schlossen, auf welchen bald ein allgemeiner Friede erfolgte. Man sahe nun die Katholiken und Calvinisten sich vereinigen, um die Engeländer aus der Normandie zu verjagen. Die Besatzung von Havre de Grace brachte die Pest mit nach Engeland, welche in der einzigen Stadt London allein über zwanzig tausend Menschen wegraffte.

Der Friede, welchen die Aussöhnung beyder Partheyen dem französischen Staate verschafft hatte, war nicht von langer Dauer. Die Hugonotten griffen wieder zu den Waffen, und hatten beständig den Prinzen von Conde und den Admiral de Coligni an der Spitze. Diese beyden Anführer der Rebellion beschlossen, den König weg zu haschen, indem sie hofften, seine Gewalt leicht in die Hände zu bekommen, wenn sie sich seiner Person bemächtigt hätten. Der Hof, der von diesem Vorhaben Nachricht bekommen hatte, begab sich geschwind nach Meaux. Man machte hierauf alle Anstalt, sich den Unternehmungen der Rebellen zu widersetzen. Der Connetabel suchte sie aus der Ebene bey St. Denis zu vertreiben, allwo sie ihr Lager geschlagen hatten. Es fiel dabey eine blutige Schlacht vor, von welcher iede Parthey sich den Sieg zuschrieb. Unterdessen ist es gewiß, daß der Vortheil auf Seiten der Royalisten war; sie verlohren aber ihren Anführer, Anna de Montmorenci, l) einen mehr geschickten

l) Er hatte unter fünf Königen, Ludewig XII, Franz I, Heinrich II, Franz II, und Carl IX gedient. Er hatte sich bey acht Schlachten befun-

schickten als glücklichen Kriegsmann. Man fand nicht für nöthig, einen andern Connetabel zu ernennen, sondern, um diese ansehnliche Würde ganz und gar in Vergessenheit zu bringen, machte man den Herzog von Anjou zum m) General-Lieutenant des Königreichs, und gab ihm das Commando über die Truppen.

Die Königinn Mutter machte abermals den Versuch mit Unterhandlungen, um den Prinzen von **Conde** wieder in Ordnung zu bringen. Da aber dieses Mittel nicht gelungen war, mußte man Gewalt brauchen. Man traf ihn an dem Ufer der Charante, bey Jarnac an, und lieferte ihm eine Schlacht. Er stritt mit seiner gewöhnlichen Tapferkeit; als er aber mit dem Pferde stürzte, und einer Blessur wegen, die er am Beine hatte, nicht wieder aufkommen konnte, ward er gefangen, und der Baron von **Montesquiou** schoß ihm eine Kugel durch den Kopf. Auf diese Art beschloß **Ludewig von Bourbon**, Prinz von **Conde**, den die Geschichte unter die größten Helden setzen würde, wenn er seinem Herrn getreu gewesen wäre, im neun und dreyßig-

befunden, und in den drey letztern, bey St. Quintin, bey Dreux und bey St. Denis, das Commando geführt.

m) Dieser Prinz war anfänglich König in Pohlen, und gelangte, nach dem Tode seines Bruders, Carls IX, unter dem Nahmen Heinrichs III, zur französischen Krone. Er war nicht älter als siebzehn Jahr, da er General-Lieutenant des Königreichs ward.

dreyßigsten Jahre sein Leben. Sein Tod machte die Calvinisten gewaltig bestürzt; der König von Navarra aber suchte sie wieder beherzt zu machen, indem er ihnen seinen Sohn, den Prinz von Bearn, zum Anführer zu geben versprach, welcher, nachdem er in der Schule der Widerwärtigkeiten wohl unterrichtet war, einer der größten und besten Könige ward, welche Frankreich ie gehabt hat. Die Calvinisten nahmen ihn zu ihrem Anführer, und schworen, ihn nicht zu verlassen, bis sie einen sichern und rühmlichen Frieden erhalten hätten. Sie fanden noch eine Stütze in der Person Heinrichs von Conde, des Sohns desjenigen, der so unglücklicher Weise in der Schlacht bey Jarnac umgekommen war. Da diese beyden jungen Prinzen nun noch nicht Erfahrung genung hatten, ließen sie sich durch den Admiral de Coligni leiten, der den Krieg eifrig fortsetzte, und das Unglück hatte, eine Schlacht bey Moncontour zu verliehren, wo seine Armee von dem Herzoge von Anjou gänzlich geschlagen ward.

Ob die Aufrührer gleich viel verlohren hatten, bewilligte man ihnen doch den Frieden auf so vortheilhafte Bedingungen, als ob sie beständig gesiegt hätten. Die Klügsten unter ihnen hielten aber diesen Frieden n) nicht für dauerhaft.

Die

n) Man nannte diesen Frieden den hinkenden und übel gesetzten Frieden, (la paix boiteuse et mal assise) weil er durch die Herrn de Biron und de Mesmes im Nahmen des Königs geschlossen

Die Gnade, die ihnen der Hof erwies, schien ihnen verdächtig; aber sie sahen nicht völlig ein, wohin alle Kunstgriffe einer verabscheuungswürdigen Politik eigentlich zielten. Sie waren entschlossen, auf ihrer Hut zu seyn, und begaben sich nach Rochelle o), um sich wegen der Mittel, gegen heimliche Anfälle sicher zu seyn, zu berathschlagen. So vorsichtig sie aber auch waren, fielen sie doch in die Schlingen, die ihnen der Hof legte, und erfuhren auf eine gar traurige Art, daß man nie einem Feinde trauen dürfe, der in unserm Untergange seinen Vortheil findet. Fast mitten unter den Lustbarkeiten eines Beylagers p) hatte man das abscheuliche Vorhaben, alle Calvinisten zu ermorden, die sich zu Paris und in den Provinzen fanden, auszuführen beschlossen. Der erste Auftritt dieses blutigen Trauerspiels war folgender: Als der Admiral de Coligni, der den König Ball hatte spielen sehen, nach Hause gehen wollte, und langsam gieng, weil er eine Bittschrift las, die man ihm übergeben hatte, schoß man mit einer Armbrust aus einem Fenster auf ihn, wodurch ihm

sen ward, von denen der erste hinkte, und der andere von seiner Herrschaft Malassise den Nahmen führte.

o) Man hatte ihnen im Frieden vier Plätze zur Sicherheit eingeräumt: Rochelle, la Charite, Montauban und Coignac.

p) Das Beylager des Prinzen von Bearn, der den Nahmen des Königs von Navarra angenommen hatte, mit Margarethen von Frankreich, Schwester Carls IX.

ihm ein Finger von der rechten Hand abgeschlagen, und er eine Wunde am linken Arme bekam. Er blieb einen Augenblick stehen, und sagte: Das ist die Frucht meiner Versöhnung mit dem Herzog von Guise. Seine Leute giengen sogleich auf das Haus los, aus welchem der Schuß geschehen war, und schlugen die Thüren auf; der Mörder aber, der ein Edelmann, Nahmens Maurevel war, hatte schon die Flucht ergriffen. Der König, da er von diesem Vorfalle Nachricht erhielt, schwur, daß er den Urheber einer solchen Verwegenheit hart bestrafen wolle. Er begab sich ins Louvre, gab Befehl, den Herzog von Guise in Verhaft zu nehmen, welcher sich aber verbarg, besuchte den Admiral, und versprach, ihn zu rächen.

Da die Calvinisten sahen, wie sie unterstützt wurden, brachen sie in starke Drohungen aus. Unter andern sprach Pardaillan, über der Tafel bey der Königinn, sehr dreust, und gab zu verstehen, daß man nicht einmal drauf warten würde, biß der König die Verbrecher zur Strafe zöge. Diese Dreustigkeit der Calvinisten, ihre öffentlichen und geheimen Zusammenkünfte, der Tumult, den die Begebenheit des Admirals in Paris erregte, brachten die Königinn Mutter zum Entschluß, ein Vorhaben auszuführen, auf welches sie vielleicht schon lange umgegangen war. Diese Prinzessinn begab sich zum Könige, und sagte zu ihm: „Sire, es ist nicht mehr Zeit zum Ueberlegen, weil Ihre Krone, Ihr Leben und das „ganze königliche Haus in Gefahr sind. Die

Hugo-

„Hugonotten suchen sich zu rächen, und wenn Sie „nicht geschwind dem Uebel Einhalt thun, so wird „Paris zu einem Schlachtfelde und zu einem „Schauplatze der abscheulichsten Mißhandlungen. „Der Pöbel wird unverzüglich die Parthey der „Calvinisten ergreiffen, und wenn diese die Ober„hand behalten, so sind Sie gewiß der Erste, „den sie aufopfern. Man muß ihnen zuvor kom„men, und ein Unternehmen, welches allein im „Stande ist, Ihre Ruhe und die Ruhe des Kö„nigreichs zu versichern, nicht länger, als bis auf „die nächstkommende Nacht, verschieben.„

Diese Anrede erschreckte den König dermaßen, daß er den Augenblick eine Rathsversammlung zusammen berief, welche aus den ärgsten Feinden der Hugonotten bestand. Man beschloß, sich den Admiral und die vornehmsten Häupter der Gegenparthey vom Halse zu schaffen. Man überlegte, ob man den König von Navarra, den Prinzen von Conde, die Marschälle von Montmorency und von Damville auch mit ermorden wolle. Tavannes und der Herzog von Nevers waren stark dawider, und alle beschlossen endlich, sie bey dem Leben zu lassen. Es kam nun nur noch auf die Ausführung des wider die Hugonotten entworfenen Projects an. Man trug dieselbe dem Herzog von Guise auf, welcher eine unbeschreibliche Freude darüber hatte, daß er den Tod seines Vaters am Admirale rächen sollte, welchen er stets für den Urheber desselben hielt. So bald ihm diese schreckliche Verrichtung aufgetragen war, gab er dem Prevot des Mar-

chands Befehl, die Bürgerschaft zu bewaffnen, ihnen ein gewisses Zeichen q) zu geben, woran sie einander erkennen könnten, in allen Fenstern Lichter anzuzünden, so bald die Sturmglocke geläutet würde, und hierauf in die Häuser der Hugonotten einzubrechen, und alle ohne Unterschied nieder zu machen. Die Herzoge von **Montpensier** und von **Nevers** nebst verschiedenen andern Herrn, auf die man sich verlassen konnte, blieben bey dem Könige, und in den Hof des Louvre, so wie an alle Thüren desselben, wurden Wachen gestellt. Alles dieses ward mit einer Behendigkeit und Verschwiegenheit ausgeführt, deren der Haß der Katholiken gegen die Hugonotten ganz allein fähig war.

Der Herzog von **Guise** marschirte ein wenig vor Mitternacht, von einigen vornehmen Herrn und einer guten Anzahl Soldaten begleitet, auf das Haus des Admirals loß, ließ die Thüren des Vorhofs aufsprengen, und die Trabanten des Herzogs stiegen sogleich nach dem Schlafzimmer des Admirals. Dieser sagte zu einem, Nahmens **La** r) **Besme**, der zuerst ins Zimmer trat, und

q) Es war dieses ein weißer Ermel am Kleide, und ein weißes Kreuz auf dem Hute.

r) Der Nahme ist nicht deutsch; gleichwohl wird hier in einer Anmerkung gesagt: Er war ein Deutscher und Bedienter des Herzogs von Guise. Seine Begleiter waren Achilles Petrucci, aus Siena, Sarlabus, ein Officier, und noch einige andere.

und mit einer langen Pike bewaffnet war: Du solltest meinen grauen Haaren mit Ehrerbietung begegnen; thue aber nur was du willst; du wirst mein Leben um nicht mehr, als um einige wenige Tage, verkürzen. Der Mörder antwortete nichts auf diese Worte; sondern gab ihm einen Stich in die Brust; die andern, die bey ihm waren, thaten desgleichen, und warfen ihn, nachdem sie ihn todt gestochen hatten, zum Fenster hinaus. Der Herzog von Guise, da er ihn todt zu seinen Füßen sahe, hielt an sich, und ließ nichts von der Freude merken, die ihm der Anblick eines solchen Gegenstandes verursachte. Er gab weiter Befehl, alle Hugonotten, die sich in dem Hause des Admirals, und in der Nachbarschaft befanden, zu ermorden. Es wurden demnach verschiedene große Herrn s) und Edelleute ermordet, ohne daß ein einziger davon kam, den jüngsten Sohn t) des Herrn de la Force ausgenommen.

s) Teligni, der Schwiegersohn des Admirals; Guerchi, Lieutenant einer Compagnie Gens d'Armes; Rouvrai; der Marquis de Renel; la Force; Soubise; la Chataigneraye; Piles; Pontbreton; Pluviaut; Lavardin; Baudine; Pardaillan; Francoeur und viel andere.

t) Der Herr de la Force ward nebst seinen beyden Söhnen bis an das Ende der Gasse des petits Champs geführt. Man gab zuerst dem ältesten Sohne einige Stiche, welcher ausrief: **Ach mein Vater! Ach mein Gott!** Ich bin

Ein gleiches Mordspiel ward im Louvre selbst vor den Augen des Monarchen aufgeführt. Man ver-

bin todt! Den Augenblick darnach ward der Vater auch erstochen, und fiel todt über den Leichnam seines Sohnes. Der jüngste Sohn, der mit ihrem Blut bespritzt war, durch ein erstaunliches Wunder aber keinen Stich bekommen hatte, war so klug, daß er auch rief: Ich bin todt. Er fiel zwischen seinem Vater und Bruder nieder, deren letzte Seufzer er aufnahm. Die Mörder, die ihn ebenfalls für todt hielten, giengen fort, indem sie sagten: Da liegen sie alle drey und haben genung. Es kamen hierauf einige lüderliche Kerle, welche die todten Körper plünderten, und dem jungen de la Force nichts als ein Paar leinene Strümpfe ließen. Ein anderer, der nachdem dazu kam, und diese Strümpfe haben wollte, hielt sich eine Weile mit Betrachtung des Körpers dieses jungen Menschen auf: Ach! sagte er, es ist Schade um ihn; er ist nur noch ein Kind; was konnte der wohl gethan haben? Diese mitleidigen Worte bewogen den jungen de la Force, den Kopf ganz sachte in die Höhe zu richten, und heimlich zu dem andern zu sagen: Ich bin noch nicht todt. Sey stille, mein Kind, sagte der andere hierauf, und gedulde dich noch. Er kam hierauf gegen den Abend wieder, und sagte zu ihm: Stehe auf, sie sind nicht mehr da, und bedeckte ihn mit einem alten Mantel. Unterwegens begegnete ihnen einer von den Mördern, und fragte, wer dieser junge Mensch wäre. „Es ist mein „Nefe, antwortete der andere, er hat sich be„trunken, und sehet nur, wie er sich zugerich„tet hat; ich will ihn zu Hause schon dafür be- zahlen."

verfolgte die zum Tode Bestimmten u) bis in die Zimmer der Prinzen und Prinzeßinnen. Die

zahlen.„ Kurz, er führte den jungen de la Force nach Hause, und verlangte für seine Mühe nicht mehr, als 30 Thaler. Der junge de la Force ließ sich hierauf, als einen Bettler angekleidet, zu seinem Anverwandten, den Herrn von Biron, Ober=Feldzeugmeister, führen. Man versteckte ihn hier in der Kammer der Mägde. Da man aber hörte, daß ihn der Hof allenthalben aufsuchen ließe, brachte man ihn in einer Pagenkleidung, unter dem Nahmen Beaupuy, weiter in Sicherheit. Dieses Kind ist der berühmte Marschall de la Force, der sich nach der Zeit so einen großen Nahmen gemacht, und bis ins vier und achtzigste Jahr gelebet hat. Diese Anmerkung ist aus der Vorrede der Henriade abgeschrieben.

u) Ein Hugonott, Nahmens Tejan, dem zwo Kugeln durch den Arm gegangen waren, rettete sich ins Zimmer der Königinn von Navarra, sprang ins Bette der Prinzeßinn, und bat, daß sie ihm das Leben retten möchte. Sie, die nicht wußte, was vorgieng, sprang aus dem Bette, und kroch hinter den Vorhang, wohin sich Tejan gleichfalls versteckte. Ein Capitain von der Garde, Nancey, kam indeß darzu, jagte die Mörder, die den Tejan verfolgten, fort, und rettete diesem das Leben. Ein anderer Hugonotte ward vor den Augen dieser Prinzeßinn von den Soldaten, die hinter ihm drein waren, nieder gestoßen. Der erste Page des Königs, und der Kammerdiener desselben fielen dieser Prinzeßinn zu Füssen, und baten, daß sie sich ihrer annähme. Sie lief im Hemde zum Könige, bat für sie, und erhielt ihre Begnadigung.

Treppen und Galerien lagen voller Todten, und verursachten einen fürchterlichen Anblick. Das Louvre war nicht der einzige Ort, wo diese abscheulichen Dinge vorgenommen wurden. So bald man mit der Uhrglocke im Pallast, und mit der Glocke auf der Kirche St. Germain l' Auxerrois das Zeichen gegeben hatte, so fiengen die bewaffneten Bürger, und die Soldaten, die in alle Quartiere vertheilt waren, an, die gräulichsten Ausschweifungen zu begehen. Der Herzog von Nevers und Tavannes liefen, in Begleitung einiger Truppen, alle Gassen durch, und schrien, daß die Calvinisten sich wider den König und das ganze königliche Haus verschworen hätten. Die Wuth der Mörder hatte nicht nöthig, durch diese neuen Bewegungsgründe angefrischt zu werden. Sie ermordeten ihre Feinde unbarmherziger Weise, ohne auf Alter, Geschlecht und Stand zu sehen. Jeder bediente sich einer so günstigen Gelegenheit, um seinem Privathasse genung zu thun, und es ward mehr als ein Catholik mit in das Unglück der Hugonotten verwickelt. Es wurden in dieser schrecklichen Nacht, und den Bartholomäustag über, mehr als zwey tausend Personen ums Leben gebracht. Man fand am Morgen den Fluß voller todten Körper. Eine Menge Leute ergriffen die Flucht, um ihr Leben in Sicherheit zu bringen. Carl IX, der vergaß, daß ein König der Vater seiner Unterthanen seyn müsse, ward selbst ihr Henker. Er schoß mit Armbrüsten auf sie, die er sich eine nach der andern aufziehen ließ, und schrie aus allen Kräften:

Schlagt todt, schlagt todt! Er führte sich auch gegen den Coligny sehr unanständig auf; denn da der Pöbel den todten Körper dieses Admirals erst durch alle Gassen geschleppt, und hernach an den Galgen gehenkt hatte, gieng er selbst an den Ort hin, um seine Augen an diesem Schauspiele zu belustigen; und da einige von seinen Leuten, die ihn begleiteten, sich wegen des Gestanks, den der todte Körper von sich gab, die Nase zuhielten, lachte er über sie, und sagte: **Der Geruch eines todten Feindes ist nie unangenehm.**

Nach diesen blutigen Executionen ließ Carl den König von Navarra und den Prinz von Conde in sein Zimmer kommen. Er sahe sie mit ergrimmten Blicken an, und sprach in folgenden Ausdrücken mit ihnen: „Ich habe mich nun an „meinen grausamsten Feinden gerochen. Ich hät„te mit Euch auf gleiche Weise verfahren können, „weil sie auf Euer Anstiften den Aufruhr wider „mich erregt haben. Die Zärtlichkeit, die ich aber „gegen Prinzen von meinem Geblüte hege, be„hält über die strenge Gerechtigkeit die Oberhand. „Ich vergebe Euch, mit der Bedingung, daß Ihr „die Religion der Könige, Eurer Vorfahren, wie„der annehmet, und eine Secte verlasset, deren „Raserey mein ganzes Königreich in Feuer und „Flammen gesetzt hat. Ohne dieses stehe ich „Euch nicht für Euer Leben, und das Volk wird „Euch so wenig schonen, als den geringsten mei„ner Unterthanen.„

Der König von Navarra bezeugte gegen den Willen des Königs viel Unterwürfigkeit; der Prinz von Conde aber antwortete stolz, daß die Furcht des Todes ihn nie bewegen würde, seine Religion zu verlassen. Der König, der darüber äußerst zornig ward, nannte ihn einen Halsstarrigen, einen Aufrührer, einen Rebellen, und befahl, sich sogleich von seinem Angesicht zu entfernen, mit der Bedrohung, daß er ihn umbringen lassen wollte, wenn er in dreyen Tagen seine Meynung nicht geändert hätte.

Es war nun die Frage, ob der König die Massacre am St. Bartholomäustage auf sich nehmen, oder ob man sie der Rachgier des Hauses Guise auf die Rechnung schreiben sollte. Man ergriff aber die erste Parthey, und Carl IX nahm eine so gehässige That auf sich. Er begab sich ins Parlament, hielt sein lit de justice, und trug die Ursachen vor, die ihn bewogen hatten, so heftige Mittel zu ergreiffen. „Es ist sehr wider „meinen Willen gewesen, sagte er, daß ich es „aufs Aeußerste habe müssen kommen lassen. Ich „weiß aber, daß unsere Feinde aufs neue eine „Verschwörung wider unser königliches Haus ge„macht hatten. Ihre Absicht war, die Krone „auf das Haupt des Prinzen von Conde zu se„tzen, um der Ketzerey den Sieg im Königreiche „zu verschaffen. Ich habe ihnen Einhalt gethan, „und den Staat vom Untergange gerettet, womit „er bedrohet ward.„

Christoph Thuanus, Oberpräsident des Parlaments, lobte bey dieser Gelegenheit die Klugheit des Königs, daß er bey einer so wichtigen Sache die berüchtigte Maxime Ludewigs XI so wohl anzuwenden wüßte: **Wer sich nicht verstellen kann, der kann auch nicht regieren.** Schickte es sich aber wohl für das Haupt des Parlaments zu Paris, eine That zu loben, welche dem Ruhme des Königs einen so heßlichen Schandfleck anhieng? Man arbeitete hierauf am Processe des unglücklichen Coligny und seiner Anhänger. Nachdem man die Sache untersucht hatte, ward das Urtheil gefällt, und der Admiral als ein Majestätsschänder, Stöhrer der öffentlichen Ruhe, und Stifter einer Verschwörung wider den König und den Staat, verurtheilt, x) auf den Richtplatz geschleift, an den Galgen gehenkt, und auf den Schindanger begraben zu werden. Sein Haus sollte niedergerissen, und alle Jahre eine Procession zu Paris gehalten werden, um Gott für die Entdeckung dieser Verschwörung zu danken. Das Urtheil des Parlaments ward fast

x) Dieses Urtheil ward an einem Bilde von Stroh vollzogen, dem man einen Zahnstocher in den Mund gesteckt hatte, weil der Admiral immer einen im Munde zu haben gewohnt war. Man hat daher in Frankreich ein Sprichwort: Gott behüte uns vor dem Zahnstocher des Admirals und dem Paternoster des Connetabels; weil der erste, wenn er sich die Zähne putzte, und der andere, wenn er das Paternoster betete, öfters die strengsten Befehle gab.

an alle auswärtige Höfe geschickt, allwo der zu Paris an den Hugonotten begangene Mord eine üble Wirkung thun konnte. War aber dieses wohl hinreichend, einen König zu entschuldigen, der sich zu solchen Grausamkeiten gegen sein Volk hatte verleiten lassen? Carl überschwemmte auch nicht blos die Hauptstadt mit Blute, sondern schickte Couriere in alle Provinzen, und ließ den Statthaltern und Befehlshabern derselben befehlen, alle Hugonotten umzubringen. Es fanden sich unterdeß noch rechtschaffene Bürger unter diesen, welche ihre Hände nicht mit dem Blute ihrer Mitbürger beflecken wollten, und dem Könige besser zu dienen glaubten, wenn sie ihm ungehorsam wären.

Es ist nicht ganz ausgemacht, ob diese schreckliche Massacre schon lange vor der Ausführung beschlossen gewesen, oder ob sie durch die Unvorsichtigkeit der Hugonotten und die Drohungen derselben, nachdem der Admiral verwundet worden, veranlaßt worden sey. Die Meynungen sind darüber getheilt. Dem sey indeß wie ihm wolle, so ist es doch gewiß, daß man, seit dem Ursprunge der Monarchie, keinen König zu dergleichen Mitteln greiffen gesehen hat, um die Vergehungen der Unterthanen zu ahnden. Hauptsächlich waren die Anschläge der Catharina von Medicis an der ausschweifenden Grausamkeit Carls IX Schuld. Die Kunstgriffe, deren man sich bediente, um die Hugonotten in die ihnen gelegten Schlingen zu locken, gaben sogleich zu erkennen, daß eine so

gehäs-

gehässige Intrigue von niemand anders, als einer italienischen Prinzessinn, geführt werden könne.

Der König von Navarra, und der Prinz von Conde, welche sich ihrem Untergange nahe gesehen hatten, hielten für gut, sich nach dem Willen des Königs zu bequemen, um für ihr Leben sicher zu seyn. Sie schworen demnach die Religion ab, zu welcher sie sich bisher bekannt hatten. Man glaubte, daß diese gezwungene Abschwörung den Calvinisten die Mittel rauben würde, sich von dem Stoße wieder zu erholen, der sie zu Boden geworfen hatte. Die Hoffnungen des Hofes aber waren vergebens, und Frankreich gerieth nach der Zeit immer noch in größer Unglück.

Ende des dritten Theils.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Duport du Tertre, François-Joachim, 1715-1759

Des Therrn Düport dü Tertre Geschichte der sowohl alten als neuern Verschwö
rungen, Meutereyen und merkwürdigen Revolutionen

Bd.: 3

Breslau (1764)

H.misc. 87-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10738116-0
VD18 80315437-001